

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

1/2008



Jahrg. 20, Heft 1, April 2008



ISSN 0947-7233

Titelbild: Staurothek Fieschi-Morgan: Schiebedeckel-Unterseite in Niello
[Zeichnung G. Roesse]; zum Artikel von Gerhard Roesse, s. S. 146

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingrichtet von Andreas Otte. Anmeldung über

andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 38,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden oder 44,- € überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2008 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,- 1992-1994 je 22,50,- ; 1995 = 27,50; 1996 = 30,- ; 1997-1998 je 32,50; 1999-2006 je 35,- , 2007 38,-. Inlandsporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 20, Heft 1
April 2008

Editorial

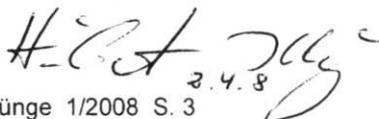
Indem die *Zeitensprünge* ihren 20. Jahrgang eröffnen, scheint manches so zu bleiben, wie wir es gewohnt sind. Mittlerweile ist es gute Tradition, dass noch fast nach Redaktionsschluss eine wichtige Meldung eintrifft, die gewürdigt sein will. In diesem Fall kam sie aus **Köln** (s. S. 210). Unabhängig, doch dazu passend schrieb Michael Hampe:

„Nur Wissenschaftler, die diese Werte [wie Wahrheit, Gewissheit und Objektivität] mehr schätzen als ihre persönliche Berühmtheit und ihr Einkommen, sind vertrauenswürdig bei der Entgegennahme der vielen Millionen, die jährlich an die Wissenschaften verteilt werden. Dass das Vertrauen in die Wissenschaft in den letzten Jahren gesunken ist, hängt damit zusammen, dass, je mehr Menschen in diesem Gebiet tätig und einem immer schärferen Konkurrenzdruck um knappe Mittel ausgesetzt sind, um so häufiger auch zweifelhafte Karrieristen, denen es gar nicht um Wahrheit, Gewissheit und Objektivität geht, auftauchen, die eventuell Daten fälschen oder gar Fiktionen als objektive Wahrheiten ausgeben, um berühmt zu werden.“ [*Süddeutsche Zeitung*, vom 2. 4. 2008, S. 18]

Es war an der Zeit, auch den eigenen, gewissermaßen stratigraphisch gebundenen **Standort** zu überdenken und sich zu überlegen, in welche Richtungen sich die *Zeitensprünge* über ihr rein chronologisches Anliegen hinaus öffnen können. Als Angebot in dieser Richtung sind die beiden Artikel über Renaissance-Geschehen um Vespucci und Giorgione zu verstehen; weitere Anregungen wie Kritiken werden gerne entgegengenommen, um die Zeitschrift noch interessanter für ihre LeserInnen zu gestalten.

Um Meinungsaustausch wird es auch bei unserem nächsten **Jahrestreffen** gehen. Als Termin steht das lange Wochenende vom **3. bis 5. Oktober**. Wie für die letzten Male werden Ihnen die Tagungsunterlagen automatisch zugehen, sofern Sie an einem der letzten beiden Treffen teilgenommen haben. Wer erstmals teilnehmen möchte, möge sich in irgendeiner Weise bei mir melden, um die Unterlagen zu erhalten.

Mit den besten Wünschen



3. 4. 8

Monkodonja - ein istrianisches Mykene

Castellieri · Gradine · Gradišće

Heribert Illig

Abstract: Der Ausstrahlungsbereich mykenischer Kultur wird immer besser erforscht. Ein Archäologenteam hat nunmehr große Teile eines Wehrdorfes in Istrien ausgegraben, das Handelsbeziehungen und Trockenmauerbau in der nördlichen Adria bezeugt. Insofern verdient der Istrienüberblick [ZS 2/2007] eine Ergänzung, genauso wie die mykenischen Handelsrouten bis Bernstorf in Oberbayern [ZS 3/2005] und Rungholt an der Nordsee [ZS 1/2006].

Überblick

Irgendwann in der Geschichte fingen die Menschen an, ihre Ansiedlungen zu befestigen. Das galt noch nicht für so alte Ansiedlungen wie Çatal Hüyük – deren Alter von angeblich fast 8.000 Jahren schon an anderer Stelle zu korrigieren war [Illig 2005a, 153 f.]. Es galt auch nicht für die Megalithzeit, über deren Ansiedlungen wir kaum etwas wissen. Auf Malta kennen wir zwar Überreste von vielleicht 30 Megalithtempeln, aber nur eine einzige nachfolgende Ansiedlung: In Borġ in-Nadur schützte ein hoher Steinwall eine Ansiedlung der mittleren Bronzezeit und einen Megalithtempel [Freedén, 258].

Zu dieser Gruppe mit Mauerbewehrungen gehören die spanische Bergwerkssiedlung Los Millares [Redén 249 f.] und die portugiesischen Siedlungen Vila Nova de São Pedro und Zambujal [ebd., 258]. Mit den bronzezeitlichen Megalithmauern von Mykene, Tiryns und Troia samt Unterstädten wird die befestigte Stadt alltäglich.

Castellieri

Seit weit über 100 Jahren ist bekannt, dass es im Gebiet um Triest und in Istrien, also im klassischen Karstgebiet mit Steinmauern befestigte Dörfer der Vorzeit gab, mit Häusern zumeist aus Stein, während in Mitteleuropa Häuser und Bewehrungen zur Gänze oder überwiegend aus Holz errichtet worden sind; noch die keltische Wehrmauer (murus gallicus) besaß zur Zeitenwende im Kern ein Holzbalkengerippe.

Die *Kronzprinzenausgabe* [126] kennt 1891 „viele Hundert“ in Istrien; Marchesetti zählte 1903 rund 350 derartige Wehrdörfer, heutige Schätzungen greifen bis in den Bereich von 500 [Alberi 10]. Natürlich sind diese Orte selten ausgegraben worden, liegen sie doch entweder auf Macchie-überwachsenen

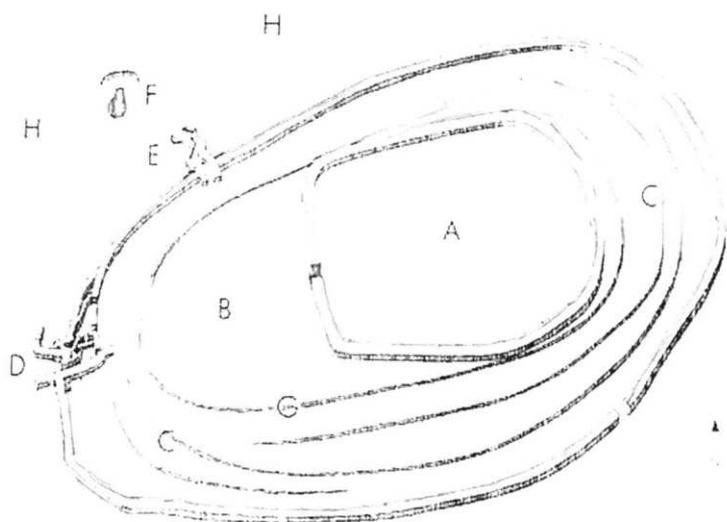
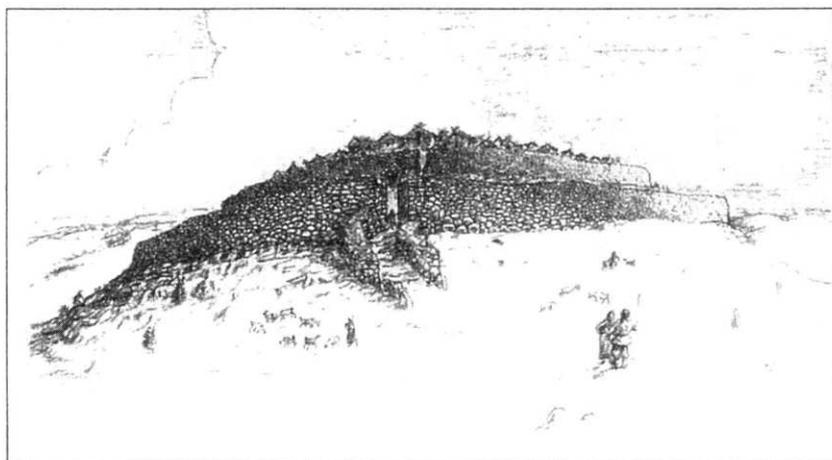
Hügeln nahe der Küste oder unter heutigen Ortschaften. Gleichwohl erbrachten Grabungen – nicht in den Castellieri, sondern in den zugehörigen Gräberfeldern – bereits im 19. Jh. reiche Schätze an Urnen, Bronzen und Gold, auch phönizisches Glas und Bernstein, dazu Keramik mit italischen und altgriechischen Bezügen, so dass die ersten Vermutungen auf römischen oder keltischen Ursprung schnell ad acta gelegt wurden [Kronprinz 126]. Ende des 20. Jh. wurde mit Monkodonja eine derartige Siedlung mit heutiger Gründlichkeit ergraben. Da man ihre einstige Einwohnerschaft auf mehr als 1.000, vielleicht sogar 1.500 Köpfe schätzt [HTM 56], ergäben 500 derartige Wehrdörfer eine Gemeinschaft, die kopfzahlmäßig die heutige Bevölkerung des kroatischen Istriens – ca. 200.000 Einwohner – um bis zum Dreifachen überboten hätte.

Diese burgähnlichen Wehrdörfer wurden auf Hügeln angelegt und dem Gelände entsprechend mit einer oder mehreren umlaufenden Wehrmauern geschützt. Es handelt sich hierbei um zweischalige Quadermauern, die ohne Bindemittel trocken aufgeschichtet worden sind. Der Zwischenraum von 3, 4, ja selbst 10 Metern wurde mit Steinschutt aufgefüllt [Jurkič 10]. Das Innere ließ sich nur durch sehr enge Zugänge betreten – im Gradišće Kunzi bei Labin war das Nebentor lediglich 0,70 m breit [Kaspar 2005, 148] –, die im Lauf der Zeit mit immer raffinierteren An- und Einbauten labyrinthisch ausfallen konnten. Meist viereckige Wohnhäuser wurden aus Stein und Holz auf künstlich angelegten Terrassen errichtet. Diese Orte wurden entweder aufgegeben – am Ende der Bronzezeit, mit Eindringen der Römer, bei Invasion der Slawen – oder wurden als römisches Oppidum, mittelalterliche Burg und neuzeitlicher Markt flecken weiterhin bewohnt.

Italienische Forscher benennen ein derartiges Wehrdorf als *castelliere* (von lat. castellum; der Begriff *castellieri* stammt wohl von 1853 [istrianet 2] und tritt wohl erstmals bei Burton 1874 in einem Buchtitel auf), während der kroatische Begriff *gradina* die Verkleinerungsform von *grad* = Stadt darstellt. In Slowenien ist der entsprechende Begriff *gradišče* gebräuchlich. In England spricht man von Hillforts, in Niederösterreich von Mugeln.

Monkodonja / Moncodogno

3 km südöstlich von Rovinj, der malerischen Hafenstadt an der istrianischen Westküste, liegt der Castelliere Monkodonja in elliptischer Grundform auf einem Hügel von 81 m Höhe. Er wird seit 1997 ausgegraben, davor gab es unter Boris Bačić Kampagnen bereits von 1953 bis 1955, worauf die heutigen Ausgräber – Kristina Mihovilić, Biba Teržan und Bernhard Hänsel der Universitäten Ljubljana, Berlin (FU) und des einschlägigen Museums in Pula – allerdings nicht eingehen [vgl. HTM 2006]. Erstaunlicherweise haben die Siedler gleich zu Beginn der Arbeiten die steinerne Hügelkuppe abgetragen und ter-



Rekonstruktionsversuch für den Castelliere Monbrodo, der nahe bei Monkodonja lag und ebenfalls eine Akropolis barg [Kaspar 2005, 94].

Grundriss von Monkodonja [Seer, 2]: A: Akropolis, B: Oberstadt, C: Unterstadt, D: Westtor, E: Nordtor, F: Höhle/Opferschacht, G: Bronzegießareal, H: Vorstadt

rassiert. Dieses Vorgehen setzt gründliche Planung und eine Oberleitung voraus. Die äußere Wehrmauer aus quaderförmig gebrochenen, tonnenschweren Kalksteinen war rund 1.000 m lang und schützte ein Areal von etwa 300 x 200 m. Da die Besiedlung jäh abbrach und die Fläche nicht landwirtschaftlich genutzt werden konnte, blieben Mauern bis zu einer Höhe von 3 m erhalten.

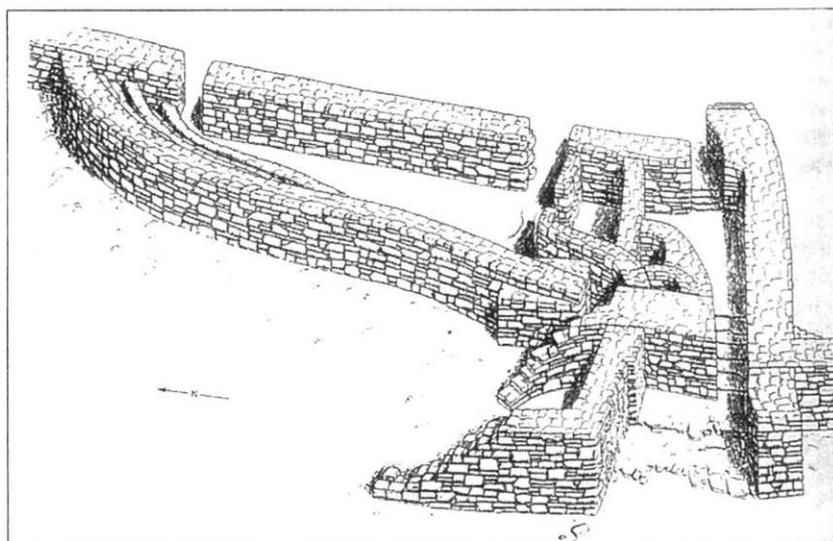
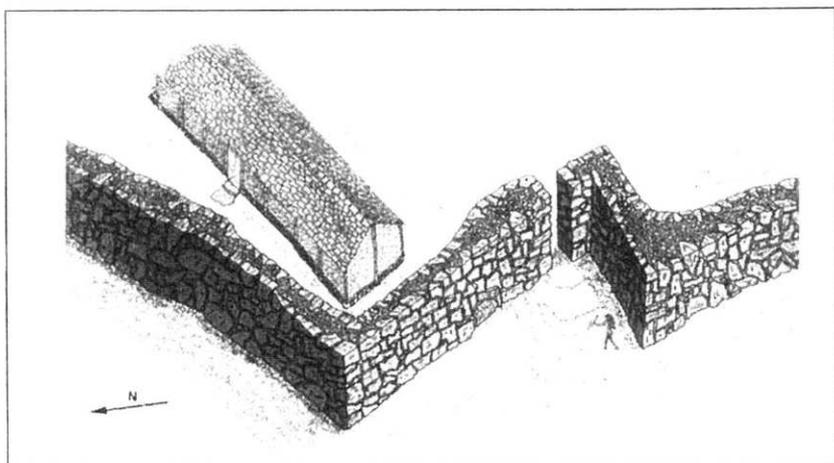
Die auf eine Länge von 100 m ergrabene und heute rekonstruierte Außenmauer ist vielfach ergänzt und erweitert worden. So sind für das gründlich erforschte Westtor mindestens vier Bauphasen nachgewiesen. Auffällig sind der sehr schmale Durchlass von höchstens 1,50 m und zwei Steinkistengräber vor und hinter dem Tor. Diese für die Bronzezeit unübliche Positionierung lässt an das Gräberrund hinter dem mykenischen Löwentor denken.

Am Ende der langen Torpassage stieß der Ankömmling auf dichte Bebauung mit 'Reihenhäusern', in denen auch Handwerksbetriebe untergebracht waren. Unübersichtliche Gassen führten zur so genannten Akropolis: Ein Durchlass von kaum 1 m Breite gewährte den Zutritt in den höchstgelegenen Bereich, ein Areal von etwa 90 auf 90 m, das ebenfalls ummauert, sehr dicht bebaut und einer Oberschicht zugeordnet war.

Die Ausgrabungen erbrachten zahlreiche Zeugnisse des Alltagslebens: „Feuerstellen, Mahlsteine, Knochen- und Steinwerkzeug, Speisereste und große Mengen an Geschirr“ [Jurkič 13]. So lässt sich der Speiseplan gut rekonstruieren. Ziegen- und Schafsknochen zeugen von Viehzucht, Hirsch- und Hasenknochen von der Jagd, Gräten, Schnecken und Muscheln vom Fischfang. Ein Keramikofen kündigt von Gefäßherstellung, Knochenwerkzeug von Lederverarbeitung. Rätselhaft ist ein 50 m tiefer Schacht [Seer], der an „Kultschächte“ keltischer Viereckschanzen denken lässt.

Was ist hier so gründlich geschützt worden? Leib und Leben selbstverständlich, zumal das Aufkommen von Metallwaffen Kriege begünstigte (sofern nicht der Krieg die Metallwaffen hervorbrachte). Können auch Vieh und Vorräte innerhalb des Wehrdorfes untergebracht gewesen sein? Die äußerst schmalen Zugänge lassen nicht einmal Karren zu, selbst Eselslasten waren nur mit großer Mühe bis auf die Akropolis zu bringen.

Wer lässt sich als Aggressor denken? Nomaden oder Seeräuber, denen es nicht auf Getreide, Wein und Öl ankam, sondern nur auf Schmuckgegenstände oder Sklaven? Oder schützten sich die Castellierei gegeneinander? Dann würden die schmalen Zugänge auch jeden schnellen Abtransport verhindern, dann hätte die Angst vor starken, aber schlecht versorgten Nachbarn zu diesen enormen Verteidigungsanlagen geführt. Denn die Castellieri lagen häufig dicht beieinander. In nur 1 km Entfernung von Monkodonja thront auf dem nächsten, 20 m höheren Hügel der Castelliere Monte Valtida (Valteda). Oberhalb des heutigen Industriefens Monfalcone westlich von Triest (nördlichster Punkt des Mittelmeeres) lagen fünf Castellieri (Gradiscata, Forcate,



Monkodnja: Rekonstruktion der Akropolismauer (oben) und des Westtors in einer fortgeschrittenen Ausbaustufe [Kaspar 2005, 11, 86]

Rocca, Golas und Moschenizza) auf Sichtweite. Rings um Poreč lagen über 60 Castellieri. Waren also damals die Nachbarn mehr zu fürchten als vagierende Horden oder Piraten?

Die Situation mag an die Zeit der „Motten“ im Mitteleuropa des 10. bis 12. Jh. erinnern: Damals zogen lokale Herren einen Graben um ein kleines Terrain, häuften den Aushub zu einem Hügel auf und ‘krönten’ ihn mit einem hölzernen Wehrbau. Damals scheint jeder jeden gefürchtet zu haben – so lange, bis sich die Machtfragen klärten und vergleichsweise wenige Steinburgen das Land dominierten – der Beginn des Adels.

Oder gab es in Istrien einen Städteverbund ähnlich dem etruskischen, der jedoch gegen Rom kläglich an Eigennutz scheiterte? Wir wissen es nicht.

Wir wissen auch nicht, wie groß wir uns die Bevölkerung vorstellen sollen. Wie hätte sich die eingangs erwähnte, theoretisch sehr starke Bevölkerung ernähren können, wenn die Karstflächen immer so unfruchtbar waren wie heute? Und was machte die Region so attraktiv, dass von allen Seiten immer weitere Siedler ins Land drangen?

Chronologie

Der Zeitraster wird für die Castellieri stetig zum Älteren hin vergrößert. Alberi gibt noch 1997 für Istrien ein seltsames Schema. Zwar lässt er die ältesten Castellieri in der Bronzezeit entstehen [Alberi 9], aber sein Vierphasenschema erfasst die Bronzezeit nicht [ebd., 10]:

- I 11.–8. Jh. Urnengräberzeit
- II 7.–5. Jh. Aufblühen der Castellieri; Einfluss von Italien (Piceno, Este)
- III 5.–4. Jh. Metallobjekte im Stil von Este, auch in dem der Ostalpen
- IV 4.–2. Jh. Zeit der Kelten.

Doch seit Beginn der zweiten Ausgrabung in Monkodonja stellt sich das chronologische Gerüst völlig anders dar. Zunächst wurden Bronzeartefakte gefunden, die einen Besiedlungszeitraum von -1600 bis -1300 nahe legen [Jurkić 1999, 14].

Nach etlichen Jahren der Ausgrabung wird der „große Kolonisationsakt“ der Bergbegradigung um -1800 oder sogar im -19. Jh., auf jeden Fall in der Frühbronzezeit gesehen [HTM 2006, 56, 59]. Das ständig besser umhagte Wehrdorf wurde trotz aller Verteidigungsanstrengungen noch in der Mittelbronzezeit, um -1300, von einem unbekanntem Feind erobert, das protourbane Leben abrupt beendet: Eine bronzene Lanzenspitze, ein Bronzebeil und knöcherne Pfeilspitzen rund um das Akropolis-Tor dürften von einem blutigen Ende künden; Funde der jüngeren Bronzezeit und späterer Epochen fehlen.

Im letzten Jahr wurden von denselben Forschern auch C14-Datierungen vorgelegt [HTM 2007]. Zunächst wird eingeräumt, dass sich die archäologische

Einordnung „nur auf wenige Bronzefunde und signifikante Keramik“ stützen kann, wobei sich das „wenig“ auch auf Keramik bezieht, zumal die lokale Keramik „nicht besonders hilfreich“ ist. C14 erbringt ein genaueres Raster:

- Mitte des -3. Jtsd. erste Begehung ohne Siedlungsspuren;
- vor -1800 Errichtung der Akropolismauer;
- ein, zwei Generationen später Errichtung der Außenbefestigung;
- Bis -1400 Ausbauphasen der Akropolismauer;
- bis oder nach -1200 werden Anbauten der Außenmauer benutzt;
- Um -1000 letzte Begehungen.

Bei dieser jüngsten Chronologie endigt die Ansiedlung bereits *vor* der Urnengräberzeit, *nach* der man sie früher hat beginnen lassen – eine überaus massive Korrektur. Da vor -1800 praktisch keine Siedlungsplätze im weiteren Umfeld von Monkodonja bekannt sind, lässt man – entsprechend der aufgefundenen Keramik – die Siedler aus dem italischen Raum genauso wie aus dem kontinentalen Hinterland einschließlich des Donaubereiches und aus dem Mittelmeerraum um Kreta und Zypern kommen. Da die dalmatinische Küste unzureichend erforscht ist, ist ein möglicher Zustrom von dort nicht abzuschätzen.

Nesactium

Doch damit ist das Geheimnis der Castellieri nicht gelüftet, gibt es doch auch entsprechende Fundorte der jüngeren Bronzezeit [HTM 59]. ‘Schlimmer’ noch: auch Castellieri, die bis zur und während der Römerzeit besiedelt blieben. Der bekannteste ist Nesactium/Nezakcij/Nesazio, der Hauptort der Illyrer.

Im -3. Jh. schlossen sich die dortigen Stämme zum Ardiäischen Stämmebund unter Führung eines Königs gegen die nordwärts drängenden Römer zusammen. Trotzdem verloren ab -221 immer mehr Stämme ihre Unabhängigkeit. Schließlich eroberten -177 römische Legionen die Festungen Mutila, Faveria und Nesactium, von denen nur die letztere mit einer Ausgrabungsstätte, 11 km östlich von Pula, identifiziert werden konnte, fanden sich doch Luxusgegenstände und der Stadtname als lapidare Inschrift. Nesactium wurde nach der gräulichen Eroberung – Livius hat für seine Leserschaft maßlos übertrieben [vgl. Kaspar 2005, 136] – neuerlich oder weiterhin bewohnt. Beispiele von Luxuseramik aus Kampanien und Griechenland fanden sich ebenso wie Hinweise auf den Handel mit Olivenöl, Wein, Harz und Getreide in Gestalt griechisch-italischer und ostadriatischer Amphoren des -2. Jh. [Jurkić 32].

(Ein anderes Kapitel wäre die Frage, warum die römische Invasion nach -221 so lange gedauert hat, war doch erst -50 ganz Istrien in römischer Hand [Kronzprinz 129], nachdem unter Cäsar mehrere Orte begründet worden waren. Es kann hier nur an die chronologischen Probleme während der römischen

Republik erinnert werden [Illig 1995], die damals zu einem Kürzungsvorschlag von etwa 220 Jahren geführt haben.)

Dieser Castelliere wurde weitere Jahrhunderte lang bewohnt. Er wurde, wie auch Pula – „Colonia Iulia Pola Pollentia Herculanea“ [Travirka 5] –, nach +167 gegen Germanenstämme (Markomannen, Quaden) wiederholt befestigt [Jurkič, 39, 41]. Nach 395 gehörte Istrien zum Weströmischen Reich. Nun erhielt Nesactium wie andere istrianische Siedlungen eine Doppelkirche, einen Friedhof, Wirtschaftsgebäude und Werkstätten. Die Einfälle der Slawen und Awaren werden auf 599 bis 611 datiert [Jurkič 41]; sie beenden auf immer die Besiedlung von Nesactium; der entscheidende Angriff wurde von Reitern mit dreikantigen Pfeilspitzen vorgetragen [ebd., 67].

Doch wie alt ist Nesactium? Nach spärlichen Funden aus Neolithikum (Impresso-Keramik) und Bronzezeit geben erst Gräber mit Ascheurnen aus dem -11./10. Jh. einen deutlichen Hinweis [Jurkič 9 f.]. Sie sind früher zwar auch der fortgeschrittenen ersten Eisenzeit zugerechnet, aber bei 750–550 eingestuft worden [Hoernes 329]. Ab da lässt sich einigermaßen Siedlungskontinuität belegen: Geometrische Töpferware aus Griechenland und Venetien, dann auch Graburnen decken den Zeitraum vom -9. bis zum -4./3. Jh. ab; es folgen Latène-zeitliche Bronzefibeln und -ketten des -2./1. Jh. [Jurkič 12].

An diesem Ort gab es demnach bronzezeitliche Begehungen, doch der Castelliere dürfte (konvent.) erst *in* den dark ages, respektive *nach* ihnen (chronologiekritisch) angelegt worden sein. Noch jüngere Anfänge sehen die ansonsten gut informierten Elke und Hans-Dieter Kaspar [1995, 109], die vom -6. Jh. und von den illyrischen Histren als Begründern sprechen. Die beiden Autoren nennen uns im Übrigen weitere sieben Castellieri, die von den Römern erobert *und* übernommen worden sind (kroat./ital./latein.): Kaštel/Castelvenere/Castrum Veneris [ebd., 11], Labin/Albona [117], Oprtalj/Portole [15], Pićan/Pedena/Petina [49], Plomin/Fianona [124], Pula/Pola/Polentia [100] und Roč/Rozzo/Rotium [38]. Die Reihe ließe sich zwanglos fortsetzen mit Internetfunden wie Momjan/Momiano/Castrum Mommilianum, aber sie ist bereits ausreichend. Es war also 'ganz normal', dass die Römer uralte Wehrdörfer und -burgen übernahmen und für sich ausbauten.

Chronologische Zweifel

So lange nur mächtige Steinmauern im Unterholz ruhten, so lange blieben die kaum bearbeiteten Quadern fast undatierbar. Erst mit den Grabungen wurden Artefakte ans Tageslicht gebracht, die in Bezug stehen zu anderen, besser greifbaren Grabungsorten in Italien und Griechenland. Insofern braucht man an der Zuordnung zu verschiedenen Phasen der Bronzezeit nicht zu zweifeln. Doch neuerlich müssen Zweifel an der Siedlungskontinuität zwischen später



Nesactium: Torsi eines ithyphallischen Reiters, 85 cm, und einer Gebärenden-Nährenden, 80 cm hoch; unbekannte Zeitstellung [Hoernes, 341 f.]

Bronzezeit, beginnender Eisenzeit (gegen -1200) und jenem -6. Jh. angemeldet werden, in dem Griechen erstmals von Histren berichten.

Sie werden genährt durch Steindenkmäler aus Nesactium, bei denen es sich um Tempelteile oder Grabdenkmäler handeln kann, die durchwegs in sekundärer Lage gefunden worden sind. Kristina Mihovilić schreibt dazu (schlecht übersetzt [Jurkič 12]):

„Nach derzeitigen Betrachtungen hätten sie unter dem Einfluß mykenischer Kunst (in Platten gehauene Spiralen) bzw. der archaischen griechischen Kunst (Jungentorso) entstanden, aber sie hätten auch ein autochthoner Ausdruck der Kunst in Istrien der späten Bronzezeit sein können. Heute wird am häufigsten angenommen, daß die Denkmäler aus Nezakij zwischen dem 8. und 6. Jhdt. v. Chr. als Grabdenkmäler entstanden seien. Das größte und gleichfalls wichtigste Denkmal dieser Gruppe ist ein großer Block mit einer plastischen Darstellung der ‚Fruchtbarkeitsgöttin‘ (gebärende und stillende Frau) und der Skulptur eines Reiters.“

Zahlreiche mit Spiralmustern dekorierte Steinplatten [vgl. Hoernes 335-339] sprechen eine eindeutig mykenische Sprache, stammen also aus der Zeit vor den *dark ages*. Wie aber steht es mit den Großplastiken? Hoernes gibt uns eine bessere Beschreibung des in Pula verwahrten Torso:

„An der nicht ganz erhaltenen Stirnseite eines 2.18 m langen, beiderseits roh behauenen Steinblockes sieht man den Torso einer in 2/3 Lebensgröße dargestellten nackten Frau, welche, sitzend, oder gekauert, mit der von Ringen geschmückten Rechten ein Kind an der Brust hält und, wie es scheint, im Begriff ist, einem zweiten das Leben zu geben, wobei sie die Linke zur Hilfe nimmt: eine unförmliche, aber sehr deutliche Verkörperung eines zugleich gebärenden und ernährenden Wesens“ [Hoernes 340 f.].

Im gleichen Stil ist eine ithyphallische Reiterfigur gestaltet, deren Torso noch 85 cm misst; hinzu treten noch zwei ithyphallische Plastiken von ca. 135 cm Höhe. Lassen sich die Männerfiguren noch mit Kuroi und Hermen, auch mit frühkeltischen Plastiken in den Abruzzen und in Baden-Württemberg (Hirschlanden, Glauberg [Kaspar 2005, 140]) in Bezug setzen, so gelingt bei der Gebärenden der Anschluss an archaische Plastik ab dem -7. Jh. nicht. Die einzige Parallele scheint mir auf Malta zu existieren, wo die Muttergöttin in zum Teil überlebensgroße Plastiken dargestellt worden ist. In herkömmlichen Datierungen wäre dies ein Vergleich mit dem -3. Jtsd., in meinem Schema jedoch mit dem frühen -1. Jtsd., das sich hier einmal mehr bestätigt [vgl. Illig 2005, 90].

Bei den Castellieri wird der Phantomzeitraum zum Teil mit geometrischer Kunst ausgefüllt, die genauso gut parallel zu Spätmykenisch und Archaisch geführt werden kann, zumal Geometrisches keine langen Jahrhunderte braucht [vgl. Illig 2006].

Insofern begegnet uns hier dasselbe Problem wie bei der Nuraghenkultur Sardinien. Deren Festungsbauten aus großen Steinen und falschen Gewölben müssen dank ihren Verbindungen zu Mykene und wegen C14 ab -1800 datiert werden. Andererseits ist es gesichertes Wissen, dass Nuraghen noch in Zeiten erweitert und ausgebaut wurden, als bereits Rom Sardinien bedrängte (Eroberung -238) und karthagische Ingenieure die attackierten Sarden unterstützten [Reden 141, 145]. So musste den Inselbewohnern unterstellt werden, weit länger als ein Jahrtausend denselben Gebäudetypus in derselben Technik errichtet zu haben. Da ihre Frühphase zusammen mit Mykene ins -1. Jtsd. wandert, dauert die Nuraghenzeit tatsächlich nur vom späten -9. bis ins -3. Jh., eine ausreichende Zeitspanne [vgl. Illig 2005, 78 f.].

Diese Neudatierung sardischer Nuraghenkultur kann zwanglos für die istrianischen Castellieri übernommen werden. Auch ihre Erbauer müssen nicht 1.600 Jahre lang in immer gleich gebauten Wehrdörfern gelebt haben, wie das aktuell gefordert werden muss.

Literatur

- Alberi, Dario (1997): *Istria. Storia, arte, cultura*; Trieste
- Buršič-Matijašič, Klara (1998): *Gradina Monkodonja*; Monografije i katalozi 9; Pula
- Burton, Richard (Riccardo) Francis (1874): *Notes on the castellieri or prehistoric ruins of the Istrian peninsula*; Triest (ital. 1877, Capodistria/Koper)
- Freeden, Joachim von (1993): *Malta und die Baukunst seiner Megalith-Tempel*; Darmstadt
- Hoernes, Moriz (1905): Die prähistorische Nekropole von Nesactium; in *Jahrbuch der k.K. Zentral-Kommission für Erforschung und Erhaltung der kunst- und historischen Denkmale*; Wien, III (1. Teil) 325-344
- HTM 2006 = Hänsel, Bernhard / Teržan, Biba / Mihovilić, Kristina (2006): Herrschaftseliten und Baumeister. Die Siedlung von Monkodonja in Istrien stellt mit ihren Steinbauten ein wichtiges Zentrum der Bronzezeit im Schnittpunkt der Kulturen dar; in *Antike Welt* 4/06, 55-60
- HTM 2007 = Hänsel, Bernhard / Teržan, Biba / Mihovilić, Kristina (2007): Radiokarbonaten zur älteren und mittleren Bronzezeit Istriens; in *Prähistorische Zeitschrift* 82 (1) 23-50, Mai 2007. Das Abstract findet sich unter <http://www.atypon-link.com/WDG/doi/abs/10.1515/PZ.2007.002>
- Illig, Heribert (1995): Rom bis Athen - was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende; in *Zeitensprünge* 7 (3) 269-287
- (2005a): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting
 - (2005b): Bernstorf: „Bayrisch-Mykene“; in *ZS* 17 (3) 507-510
 - (2006a): Geometrischer Stil und Dark Ages. Griechen · Etrusker · Ägypter; in *ZS* 18 (1) 58-79
 - (2006b): Rungholt: Nordfriesisches Mykene? Hans Peter Duerrs Bericht. Eine Rezension; in *ZS* 18 (1) 263 ff.
 - (2007): Istrianisches als Jahrestreffenssurrogat; in *ZS* 19 (2) 247-271

Istrianet = istrianet.org *Hillfort - Kaštelir - Castelliere. Archeologia*

www.istrianet.org/istria/archeology/castellieri/castellieri-storia.htm

Jurkič, Mirko (Hg., 1999): *Der Zauber Istriens. Eine Ausstellung über kroatische Geschichte, Kunst und Kultur*; Pula

Kaspar, Elke und Hans-Dieter (21995): *Istrien kennenlernen*; Hausen

Kaspar, Hans-Dieter und Elke (2005): *Istrien: Eine archäologische Entdeckungsreise*; Schonungen

Kronprinz = *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Das Küstenland (Görz, Gradiska, Triest und Istrien)*; 1891, Wien (sog. Kronprinzenausgabe)

Marchesetti, Carlo (1903): *I castellieri preistorici di Trieste e della regione Giulia; Trieste*

Reden, Sibylle von (51989): *Die Megalith-Kulturen. Zeugnisse einer verschollenen Urreligion*; Köln

Seer, Ilka (2003): Griechenland schwappte nach Kroatien; in *FU-Nachrichten*, Ausgabe 5-6/2003

<http://userpage.fu-berlin.de/~fupresse/FUN/2003/5-6-2003/wissenschaft/wissenschaft>

Travirka, Antun (2002): *Pula. Geschichte · Kultur · Künstlerisches Erbe*; Zadar

Der Autor dankt dem 'Istrianer' Peter Mikolasch, Wien, für Diskussion und Bereitstellung von Literatur.

Das lunare Kalender-Observatorium in Wangs Martin Kerner

Der Ort Sargans im Kanton St. Gallen liegt am linken Ufer des Oberrheins, etwa gegenüber dem Hauptort Balzers in Liechtenstein, dort wo sich das Seeztal nach Flums in nordwestlicher Richtung gabelt. Nur wenige Kilometer südlich von Sargans liegt der Ort Wangs als Vorortgemeinde. Durchquert man Wangs in südlicher Richtung und hält sich möglichst nahe am rechtsseitigen Ufer des Grossbaches, so erreicht man die Flur Tobel unterhalb der Unterbatselva. Dort liegt mitten auf einer vom Wald umsäumten Wiese ein flacher Monolith. Ihn hat Gerhard PIRCHL im April 2003 als einen von Moos und Gras überwachsenen Stein entdeckt, als er einer Kraftlinie folgte, wie er es in seinem Buch *Geheimnis Adernsterne* [2004] beschrieben hat. Nach der Entfernung des Bewuchses zeigte sich ein kalottenförmig behauener Stein mit konzentrischen Kreisen. Seine Koordinaten sind:

751 000 210 125 H = 700
9°25'30" 47°01'30"

Die Nordrichtung wurde mit einer Präzisions-Magnetnadel gemessen und entspricht dem magnetischen Nord vom 6. Juli 2004, mit einer magnetischen Missweisung von 1°6 west., nach P. A. SCHNEGG vom Institut géomagnétique der Universität Neuchâtel.

Der Stein steht unter Denkmalschutz.

Die topographische Lage des Steines

Der Stein liegt auf einer steil abfallenden Viehweide auf einem nach Westen geneigten Hang, wobei die höchste Lage etwa im Azimut von 108° liegt, seine tiefste ist entsprechend nach 288° ausgerichtet. Der obere Teil ist ganz im Hang eingebettet, während der untere eine vertikale Stufe bildet. Die Abb. 1 zeigen diese Lage und veranschaulichen auch die Verwachsungen der nach Westen gerichteten Aussichtsfläche durch die Bäume des Tobels.

Die astronomische Lage des Steines

Der Sektor des Halbkreises Nord – Ost – Süd ist für astronomische Beobachtungen ungeeignet, da in ihm die freie Sicht behindert ist. Damit wird die Tal-sicht die wohl einzige Beobachtungsrichtung, die es gilt, bevorzugt zu untersuchen. Übertragen auf die Grundrisszeichnung der Abb. 4 liegen die Azimut-

winkel symmetrisch zur Ost-West-Achse und konzentrieren sich auf den Sektor zwischen 190° und 347° . Innerhalb dieses Bereiches liegen alle Sonnenuntergänge, die Mondauf- und -untergänge zwischen den großen Wenden und die Elongationen der Venus, das ist der Sichtbarkeitsbereich des Morgen- und des Abendsternes. Demzufolge ist es eine Beobachtungsstation für den luni-solar-planetaren Kalender mit dem Schwerpunkt Mond. Nachfolgend wird die Bedeutung des Mondes für die Kalendarik beschrieben.

Wir können davon ausgehen, dass die Menschen der frühen Bronzezeit, die in einer schriftlosen Zeit lebten und diesen Stein behauen haben könnten, drei unterschiedliche Kalender parallel und gleichzeitig in Gebrauch hatten: den Mond-, den Sonnen- sowie den Venus-Kalender. Alle drei Kalenderperioden koinzidierten in einer achtjährigen Periodizität.

Der Beginn des luni-solar-planetaren Kalenders wird durch die Mondphase definiert und dominiert. Er ist mehrstufig aufgebaut, weil der Mond und die Planeten von der Erde aus periodisch unsichtbar bleiben. Die Erde gibt durch ihre Drehung die Grundeinheit der Kalendarik als Referenz vor. Mit der Zeitdifferenz ihrer Drehung gegenüber der Sonne und den Sternen generiert sie täglich das Zeitnormal von $3^{\text{min}} 56^{\text{sec}} 55$, das sich in einem tropischen Jahr zu 1 Tag addiert. Während eines Umlaufes um die Sonne passiert sie diese 365 Mal, in derselben Zeit 366 Mal einen Referenzstern am Himmel. Die Lunation, das ist der synodische Monat von 29,5 Tagen, beginnt mit dem heliakischen Aufgang des Neulichtes am Abend im Westen, und der sichtbare Teil endet mit dem heliakischen Untergang des Altlichtes am Morgen im Osten. Die Neulichtphase ist die wichtigste für die bildhafte Darstellung des kalendarischen Monatsbeginns. Eine andere ist die Stellung des Dunkelmondes in seiner Konjunktion mit Sonne und Erde. Sie ist astronomisch betrachtet genauer und dementsprechend eine primäre Ausgangslage für die Berechnung weiterer Konjunktionen. Solche Berechnungen sind aber erst aus hellenistischer Zeit von den Griechen überliefert.

Die Wandlung der Gestalt des Mondes am Himmel ermöglicht es den Menschen, sich innerhalb seines monatlichen Umlaufs zu orientieren und die Jahreszeiten zu bestimmen. Die untergehende Mondsichel vor dem Neumond wird entsprechend als Altlicht bezeichnet. Seit ältester Zeit ist der Mond das bildliche Kalenderblatt für die Menschen, die zu ihm aufschauen. Gleichzeitig zeigt der Mond mit 12,37 Lunationen das Sonnenjahr an, mit dem er in drei-, fünf-, acht- und achtzehnjährigen Schwebungsknoten mit den luni-solaren Kalenderperioden koinzidiert.

Es bedarf ausgezeichneter Beobachtungsbedingungen, um den Mond innerhalb der ersten 24 Stunden nach seiner Dunkelphase in einem so geringen Winkelabstand zur Sonne aufzufinden. Heinz KERNER [1989] beschreibt die Schwierigkeiten, die beim Erkennen der schmalen Mondsichel auftreten.



Abb. 1: Der Stein am Tobel in Wangs [Pirchl, 61]

MOON'S ALTITUDE AT SUNSET

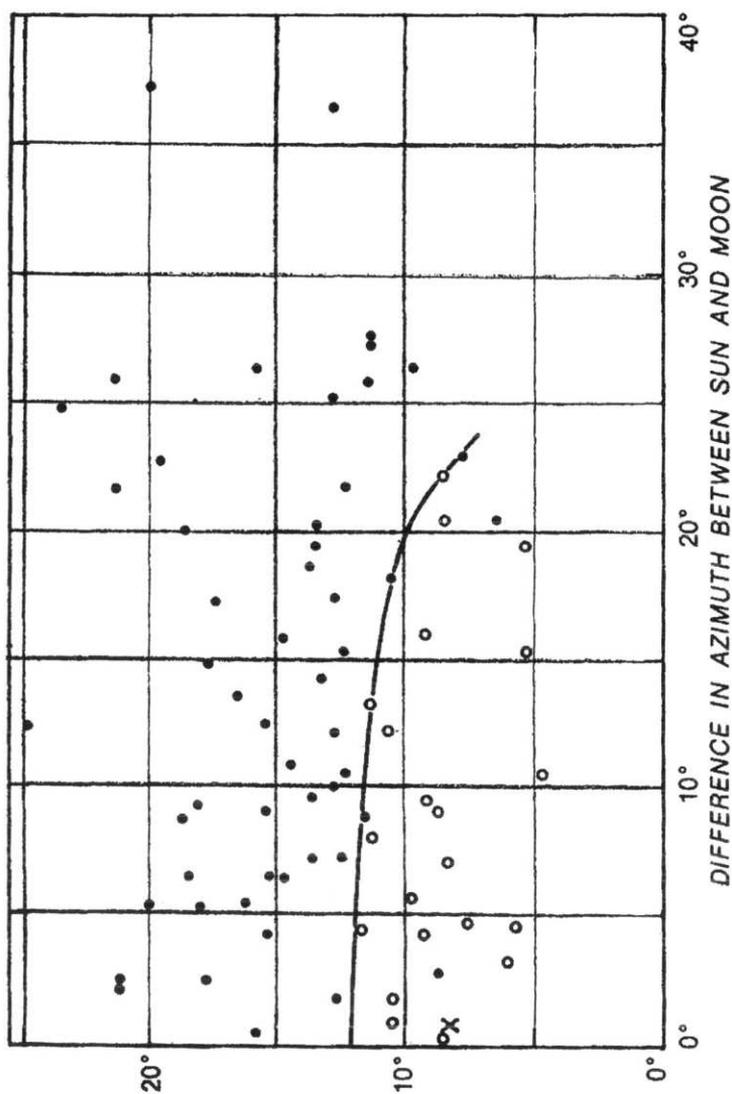


Abb. 2: Sichtbarkeit der schmalen Mondsichel nach J.K. Fotheringham

Schon vor 100 Jahren haben J. K. FOTHERINGHAM und J. F. J. SCHMIDT Reihenbeobachtungen durchgeführt, die in Abb. 2 dargestellt sind, und die Höhe des Mondes über dem Horizont sowie seine Azimutdifferenz zur Sonne für jeden Auf- und Untergang berechnet und die Sichtbarkeit ausgewertet. Das Resultat dieser Arbeit ist das in dieser Abbildung gezeigte Sichtbarkeitsdiagramm von schmalen Mondsicheln, demzufolge sich eine eindeutige Trennungslinie zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit ergibt. Erwähnt werden muss die starke Abhängigkeit der Sichtbarkeit von den Klima- und Wetterfaktoren am Ort und zur Zeit der Beobachtung. Einen weiteren beachtenswerten Einfluss hat die Lage der Ekliptik: Zur Zeit des Frühlingsanfangs ist die zunehmende Mondsichel und im Herbst die abnehmende aufgrund der steil aufsteigenden Ekliptik am besten zu sehen. Durch einen Abschattungseffekt wird der Mond bis zu einem Abstand von 7° völlig unsichtbar.

Die Diskussion der Sichtbarkeit der Mondsichel zeigt die Ursache im Zeitpunkt der Konjunktion (Dunkelmond) zur Sonne auf; deshalb wählte man diesen in späterer Zeit als Bezugspunkt für die Berechnung des siderischen Mondumlaufs. Trotzdem hielt man noch im römischen Reich und später in islamischer Zeit (bis heute) an der individuellen Beobachtung und der öffentlichen Verkündigung (calendare) durch den Priester fest.

In der Praxis ist es möglich, die schmale Mondsichel in ihrem Alter ab 22 Stunden vor und nach der Konjunktion zu erkennen. Dafür wurden wohl diese kleinen lunaren Observatorien gebaut. Sie bildeten die Basis zur genauen Messung der Zeit im Maßstab der Lunationen.

Die Zählung der Mondmonate im Sonnenjahr erfolgte nach der Methode, wie sie am Fuß des Mondhorns Nr. 26299 aus dem *Schweizerischen Landesmuseum* in Zürich dargestellt ist: Am Fuß ist ein Parapegma eingearbeitet, dessen drei Arme Stecklöcher aufweisen, in die zum Zählen bunt bemalte Holzstäbchen eingesteckt werden. Dabei hat man wohl mit -13 angefangen und bis zum einsetzenden Vollmond rückwärts gezählt. Beim Vorwärtsschreiten hat man den Merker in der horizontalen Lochrichtung, mit der der Vollmond als Gottestag gezählt wird, stecken gelassen. Für das Vorwärtszählen von Vollmond bis Dunkelmond hat man einen neuen Merker gewählt, mit dem man das Ende der Lunation bestimmte. Auf diese Art und Weise hat man die Tage des tropischen Jahres in Mondperioden umgewandelt und die Lunationen als übergeordnete Gruppen bewertet. In der nachstehenden Skizze sind die Zählmethode, ihre Speicherung als Parapegma und die Anzeige für ein tropisches Jahr dargestellt: Die vertikalen Lochreihen zählen die 13 Tage vor und nach dem Vollmond und die horizontale die 12 Vollmonde während eines tropischen Jahres.

Die Eigenart des lunaren Observatoriums besteht in seiner Ost-West-Ausrichtung, die auf das Neulicht zielt und beabsichtigt, den Zyklus des synodi-



Abb. 3: Der Stein von Wangs in Draufsicht [Foto: M. Kerner]

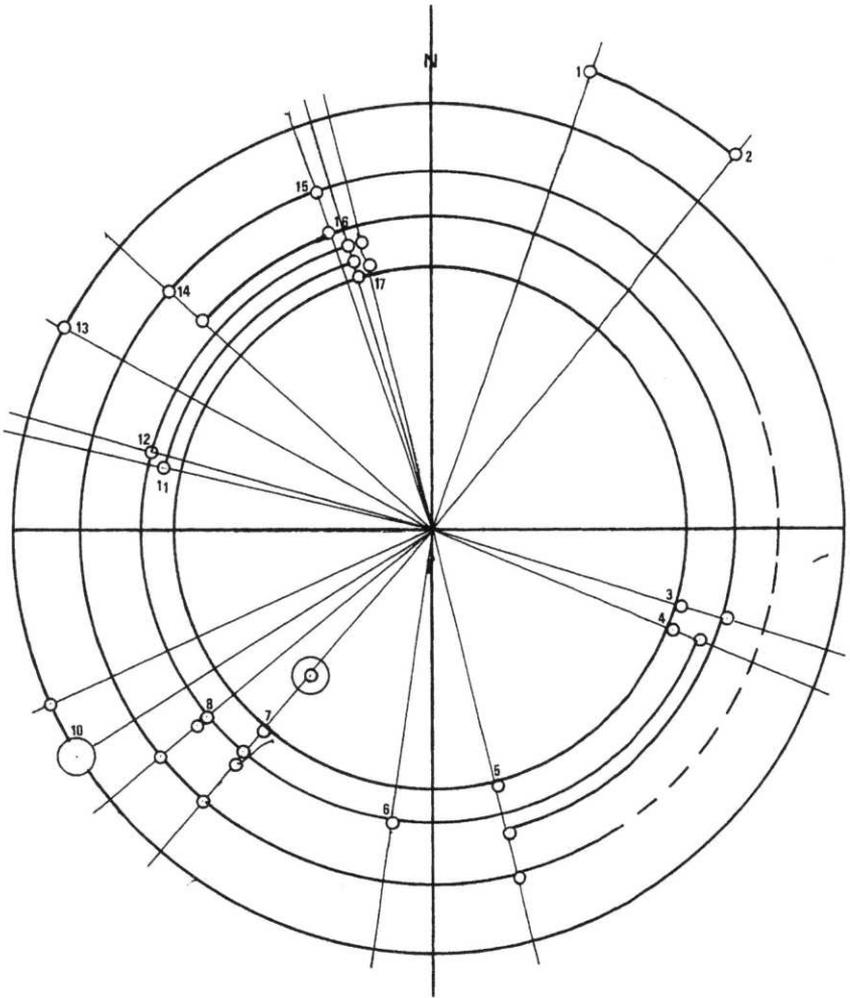


Abb. 4: Kreisplatte von Wangs. Schema der eingemeißelten Markierungen, die in der Tabelle erläutert wurden [Zeichnung: M. Kerner]

schen Mondumlaufs als eine Zählseinheit zu erfassen, um damit die langperiodischen Langzeitkalender zu erschließen.

Sonne und Mond begegnen sich nach 3 Jahren und 37 Lunationen zur Triëteris, nach 62 Lunationen und 5 Jahren zur Penteteris; nach 8 Jahren und 99 Lunationen sowie 5 Venus-Synoden treffen sich die drei wichtigsten Kalenderzyklen zur Oktaëteris. Der metonische Zyklus nach 19 Jahren und 235 Lunationen beschließt die praktisch verwendeten luni-solaren Kalender. Hinzu kommt noch die durch die Mondbahn zur Erdachse bedingte Periode von 230 Lunationen oder 250 drakonischen Umläufen von 27,2122 Tagen während 18,6 Jahren für den rückwärtigen Mondknotenumlauf zwischen der großen und der kleinen Mondwende.

Monatszählung Mondhorn

| | | | |
|--------|----------------------------|------------|-------------|
| | • + 13 | Dunkelmond | -13 • |
| | • + 12 | | -12 • |
| | • + 11 | | -11 • |
| | • + 10 | | -10 • |
| | • + 9 | Mondjahr | -9 • |
| | • + 8 | | -8 • |
| Tage ↑ | • + 7 | | -7 • ↓ Tage |
| | • + 6 | | -6 • |
| | • + 5 | | -5 • |
| | • + 4 | Vollmond | -4 • |
| | • + 3 | | -3 • |
| | • + 2 | | -2 • |
| | • + 1 | Gottestage | -1 • |
| | o o o o o o o o o o o o | | |
| | 12 11 10 9 8 7 6 5 4 3 2 1 | | |
| | ← | | |
| | Lunationen | | |

Mit ca. 20 Lunationen markiert der Mond die Venus-Synode sowie ihren Durchlauf durch den Zodiak während 5 Synoden mit 99 Lunationen in 8 Sonnenjahren. In der 4-jährigen Olympiaperiode koinzidieren Mond und Venus phasengleich, d. h. obere Venus-Konjunktion mit dem Vollmond und untere Venus-Konjunktion mit dem Dunkelmond. Damit werden diese Kalenderperioden über den Mond vom jährlichen Sonnenlauf kalibriert. Der Vorteil der parallel laufenden Kalenderzyklen liegt darin, dass Fehler, die beim Zählen der kurzzeitigen Perioden auftreten, im Koinzidenzpunkt mit den Langzeitzyklen festgestellt und korrigiert werden können. Mit 396 Lunationen würde der Mond nach 20 Venus-Synoden auf die 3-fache Konjunktion von Venus, Erde und Mars relativ zur Sonne hinweisen, nach 11.688 Tagen, entsprechend

32 (2^5) tropischen Jahren. Die Marssynode würde er mit 26,4 Lunationen begleiten.

Die Umläufe und Konjunktionen der Planeten Jupiter und Saturn sind weitere Langzeitmarken am Himmel. Die 29,5-jährige Umlaufzeit des Saturns war wohl Anlass für die Teilung der Steinkreise in 30 Sektoren, das Maß für den Zeitraum eines Saeculums, welches die Regierungszeit eines Herrschers beendet. 2 Umläufe des Saturns entsprechen etwa 5 Umläufen des Jupiters. Demzufolge stehen die beiden Planeten nach 20 Jahren in Konjunktion und nach 40 Konjunktionen in 800 Jahren (794^a) fällt die große Konjunktion wieder mit dem Frühlingspunkt zusammen. Gleichzeitig ist der Mond das himmlische Kalenderblatt in einer schriftlosen vorgeschichtlichen Epoche. Der Mond und die Lunation sind damit neben dem Zeitnormal die wichtigsten Elemente der Kalendarik und das Verbindungsglied zum Zusammenhalt der beteiligten Kalenderzyklen.

Saros-Zyklen

Die Bedeckung von Sonne und Mond aus geozentrischer Sicht erfolgt in Perioden, die vom Mond vorgegeben werden. Die Eklipsen sind die Grundlage für die astrologische Voraussage von Omen. Eklipsen treten zyklisch auf und erscheinen in Perioden von 19 Jahren und 11 Tagen (235 Lunationen) und nach 3 Saros-Zyklen etwa am gleichen geographischen Ort. Sie erscheinen als Serien und dauern ca. 12 bis 15 Jahrhunderte an.

Beobachtungsbedingungen für den multiplen Kalender

Die Hauptbeobachtungsrichtung für einen solchen Kalender, in welchem die Lunation des Mondes das wichtigste Element ist, liegt in seinem Aufgangshorizont für den Monat im Westen. Gleichzeitig ist der Westen der Untergangshorizont für die Sonne. Diese hat einen Azimutbogen zwischen ihrer Sommer- und Winterwende, der abhängig ist von der geographischen Breite des Beobachtungsortes. Für Mitteleuropa liegt er etwa bei 70° . Hinzu kommt die übergreifende Mondbahn mit ihrer Neigung von 5° zur Erdachse, was einem Azimut von ca. 9° entspricht. Der Beobachtungsbogen für den Mond zwischen seinen beiden Wendepunkten beträgt damit ca. 90° . Die Konjunktionen der Venus sind an die Sonne gebunden und liegen damit innerhalb des Azimutbogens der Sonne. Das Beobachtungsfeld des Morgen- und Abendsternes entspricht den Elongationen (den größten Sonnenabständen) der Venus und wird von den beiden maximalen Elongationen von ca. $\pm 40^\circ$ begrenzt. Der Beobachtungsbereich für die Elongationen beträgt ca. 160° bis 170° .

Die astronomische Analyse des Steines

Die mögliche Verwendung des Steines kann morphologisch betrachtet werden. Hier sollen jedoch nur zwei Aspekte erörtert werden: Die astronomische Verwendung und die bautechnische als Basisplatte eines Beobachtungsturmes für den Kalender (Abb. S. 29). Dabei wird von der Hypothese ausgegangen, dass es sich um ein Beobachtungstürmchen handelt, wie es zur Festlegung des Mondaufganges zur Verkündigung des Monatsanfanges mit dem Aufgang des Neulichtes im Orient benutzt wurde und als Steinkammer bis heute überliefert ist [Schlosser/Cierny 117 f.].

Als Unterlage für die Vermessung des Steines wurde eine photographische Aufnahme angefertigt, aus der die Abmessungen maßstabgerecht übernommen wurden (Abb. 3). Kreise und Sektoren wurden zeichnerisch übertragen.

Die wichtigsten Referenzazimute für die Zeit um -2000 und die geographische Breite von Wangs wurden von A. ELMIGER errechnet und aufgezeichnet, um die Marken auf dem Stein mit den theoretischen zu vergleichen.

Die Vermessung der Photographie: Das in den Stein eingemeißelte System von Kreisen und Kreissektoren ist innerhalb einer Herstellungstoleranz konzentrisch, wobei die einzelnen Mittelpunkte sich über eine Fläche von zirka 4 cm Durchmesser verteilen.

Durchmesser der Kreissektoren in cm:

| | |
|--------------|--------------|
| K 1 = 120 cm | K 5 = 160 cm |
| K 2 = 126 cm | K 6 = 196 cm |
| K 3 = 134 cm | K 7 = 200 cm |
| K 4 = 140 cm | K 8 = 220 cm |

Die Kreise K 1, K 2 und K 5 können vermutlich dem bautechnischen Grundriss zugeordnet werden.

Die Kreissegmente werden durch Punktmarken begrenzt, die gleichzeitig die Azimute der Segmente bezeichnen und mit A_1 bis A_{17} nummeriert sind.

Die zugehörigen Azimute betragen in dez. Grad:

| | |
|-------------------|------------------------|
| $A_1 = 20^\circ$ | $A_9 = 237^\circ 5$ |
| $A_2 = 40^\circ$ | $A_{10} = 245^\circ$ |
| $A_3 = 107^\circ$ | $A_{11} = 283^\circ$ |
| $A_4 = 112^\circ$ | $A_{12} = 285^\circ$ |
| $A_5 = 166^\circ$ | $A_{13} = 299^\circ$ |
| $A_6 = 185^\circ$ | $A_{14} = 312^\circ$ |
| $A_7 = 220^\circ$ | $A_{15} = 341^\circ 5$ |
| $A_8 = 230^\circ$ | $A_{16} = 344^\circ$ |
| | $A_{17} = 347^\circ$ |

Tabelle 1

Die Azimute und ihre Differenzen zu den theoretischen sind in Tabelle 3 dargestellt. Die Genauigkeit ist auf Grund der unsicheren Begrenzungen nicht sehr hoch. Die errechneten Referenzdaten beziehen sich auf die geographische Breite von Sargans und die Zeit ca. -1000.

Die zugehörigen Sektoren sind in dez. Grad:

$$A_{14} - A_7 = 315^{\circ}2 - 224^{\circ}4 = 90^{\circ}8; (A_{14} + A_7) / 2 = 269^{\circ}8 \text{ Gr. nördl. Referenz}$$

$$A_{14} - A_7 = 312^{\circ} - 224^{\circ}4 = 87^{\circ}6; (312^{\circ} + 224^{\circ}4) / 2 = 268^{\circ}2 \text{ Mondwende}$$

$$A_{13} - A_9 = 298^{\circ} - 241^{\circ}7 = 55^{\circ}3; (A_{13} + A_9) / 2 = 263^{\circ} \text{ Kl. südl. Referenz}$$

$$A_{13} - A_9 = 299^{\circ} - 237^{\circ}5 = 61^{\circ}5; (A_{13} + A_9) / 2 = 268^{\circ} \text{ Mondwende}$$

$$A_{14} - A_8 = 307^{\circ}6 - 232^{\circ} = 75^{\circ}6; (A_{14} + A_8) / 2 = 269^{\circ}8 \text{ Sonnwende Refer.}$$

$$A_{14} - A_8 = 312^{\circ} - 230^{\circ} = 82^{\circ}; (A_{14} + A_8) / 2 = 271^{\circ}$$

$$A_{17} - A_6 = 347^{\circ} - 166^{\circ} = 181^{\circ}; (A_{17} + A_6) / 2 = 256^{\circ}5 \text{ Elongationen}$$

Tabelle 2

In der vorliegenden Tabelle wurden die Azimute der wichtigsten Kreissektoren ermittelt und vermessen. Es ergeben sich Sektoren für die große nördliche Mondwende, die kleine südliche Mondwende und für die Solstitien. Zusätzlich wurden die Elongationen der Venus errechnet. Unter diesem Segment können der Morgen- und der Abendstern beobachtet werden. Es zeigt sich für alle Sektoren, dass ihre Winkelhalbierende mit der Ost-West-Achse identisch ist. **Das Observatorium ist als eine Besonderheit nach Westen ausgerichtet.** Damit zeichnet es sich als spezielles **Mondmonats-Observatorium** aus, denn am Abend geht das Neulicht im Westen heliakisch auf. Es eröffnet den Mondreigen des synodischen Umlaufes.

| Azimut | Referenz * | 0° Nord | | Δ |
|--------|--------------|---------|----------------------------|---------|
| | 46°57' -2000 | | | |
| 1 | 20° | | | |
| 2 | 40° | 44°8 | Große nördliche Mondwende | a - 4°8 |
| | | 52°6 | Sommersonnenwende | |
| | | 62° | Kleine nördliche Mondwende | a |
| 3 | 107° | | | |
| 4 | 112° | 118°2 | Kleine südliche Mondwende | a - 6°2 |
| | | 125°2 | Wintersonnenwende | |
| | | 135°5 | Große südliche Mondwende | a |
| 5 | 166° | | | |
| 6 | 188° | 189°5 | Elongation | |
| 7 | 220° | 224°4 | Große südliche Mondwende | u |

| | | | | | |
|----|-------|-------|----------------------------|---|-------|
| 8 | 230° | 232° | Wintersonnenwende | | |
| 9 | 237°5 | 241°7 | Kleine südliche Mondwende | u | |
| 10 | 245° | 269°9 | Äquinoktium | | |
| 11 | 283° | | | | |
| 12 | 285° | | | | |
| 13 | 299° | 298° | Kleine nördliche Mondwende | u | + 1° |
| 14 | 312° | 307°6 | Sommersonnenwende | | + 4°4 |
| 14 | 312° | 315°2 | Große nördliche Mondwende | u | - 3°2 |
| 15 | 341°5 | | | | |
| 16 | 344° | | | | |
| 17 | 347° | 351° | Elongation | | |

* Tabelle 6 a von A. ELMIGER, 19.5.2003

Tabelle 3

Errechnet man für die Azimutbögen das mittlere Azimut, so muss man im Idealfall 270° entsprechend der Westrichtung erhalten. Mit einer einfachen statistischen Mittelwertbildung erhält man für die Referenzdaten 269° und für die Messdaten 270°6, ein Resultat, das die Annahme der Westorientierung des Steines bestätigt. Diese Werte beziehen sich auf die gemessenen Azimute, deren Nord-Punkt mit einer Missweisung von ca. -1°6 ermittelt wurde. Dieser Korrekturwert ist der Westorientierung zu Grunde zu legen.

Das kalendarische Klein-Observatorium ist demzufolge auf das Aufgangsphänomen des lunaren Monats gerichtet: auf die Sichel des Neulichtes, die als heliakischer Aufgang am Abend den Beginn des synodischen Mondumlaufes im Westen verkündet.

Der bautechnische Grundriss

Bei der Betrachtung des Steines auf der Photographie der Abb. 3 fällt auf, dass zwischen den Azimuten von 341° bis etwa 166° eine breite, tiefe Rinne in den Stein gehauen ist. Eine ähnliche Rille ist auch auf der gegenüber liegenden Seite zu erkennen, obwohl nicht so ausgeprägt. Diese breite Nut könnte eine Spundwand aus Holz gehalten haben, die gleichzeitig eine Wand des Türmchens darstellte und ein Dach trug. Diese Annahme wird gestützt, wenn man die Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon (Vorarlberg) in die Betrachtung mit einbezieht [M. Kerner]. Die Bohlen der Spundwand könnten so gesetzt gewesen sein, dass sie durch einen Beobachtungsspalt getrennt waren, durch den hindurch und gegenüber einem Lotfaden als Visiereinrichtung über der Mitte des Steines die Positionen des Mondes und die der Planeten gemessen werden konnten. Dies wäre eine einfache Messeinrichtung mehr, die es bei Koppelung mit einer genauen Methode ermöglicht, Himmelsbeobachtungen mit hinreichender Präzision durchzuführen.

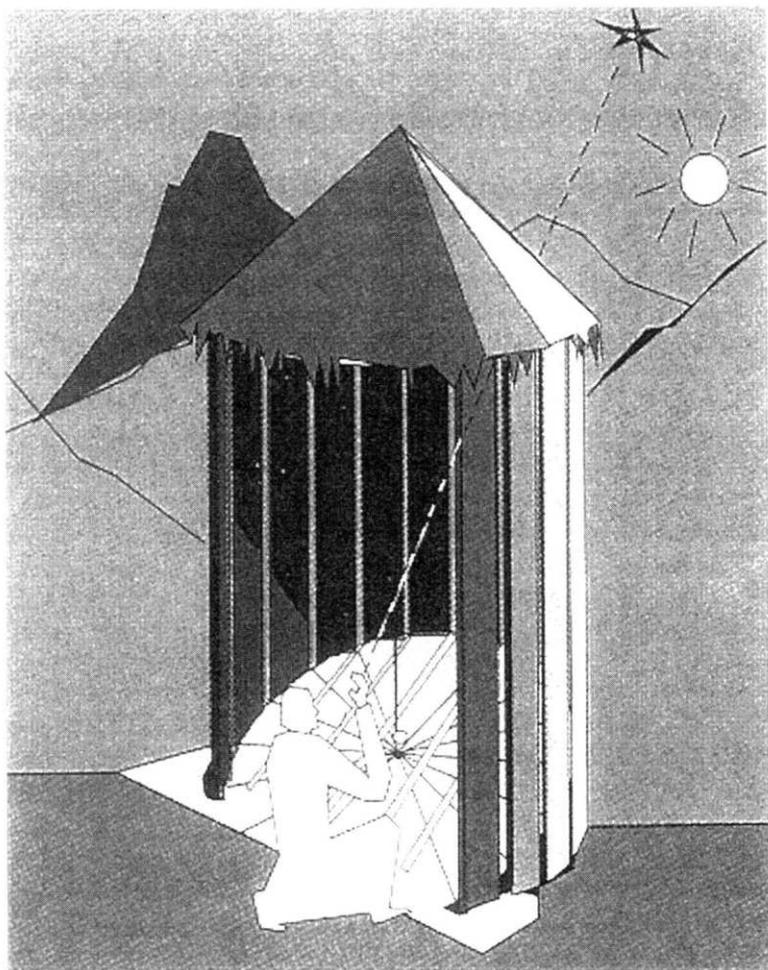


Abb. 5: Rekonstruktionsversuch des Beobachtungstürmchens [nach einer Zeichnung von G. Pirchl].

ren, die als Grundlagen einer Kalendereichung benutzt werden könnten. Den Zugang zu diesem Türmchen kann man sich leicht im Osten vorstellen, wo auch der Standort der Beobachter sich befunden haben könnte, wie in Abb. 5 dargestellt.

Schlosser und Cierny [1997] berichten von einem runden astronomischen Beobachtungstürmchen von ca. 1 m Durchmesser, mit 60 auf dem Umfang diametral angeordneten Gucklöchern. Mit ihnen wurde das Neulicht der ersten schmalen Mondsichel beobachtet, das den Beginn des Mondmonats und insbesondere den des Fastenmonats Ramadan verkündete. Das Türmchen stand auf dem Berg Gilazarda im Irak nahe der Stadt Sulaimaniye und wird wohl eines von vielen gewesen sein.

Wie kann in einem solchen Miniatur-Observatorium gemessen werden? Wichtig sind zwei einfache Mittel: Eine Visiereinrichtung, die das Türmchen diametral durchsetzt und mit der man den Polarstern als Referenz anvisieren kann. Zum anderen ein Spalt oder mehrere diametrale und vertikale Spalte oder Visierlöcher, von denen der Mittags- und der Mitternachtsmeridian die wichtigsten sind. Mit Hilfe dieser Einrichtung kann das Zeitnormal von täglich circa 4 Minuten als Differenz zwischen dem siderischen und dem tropischen Tag bestimmt werden. Der Vergleich gegenüber dem tropischen Tag erfolgt im Mittagsmeridian, wenn die Sonne durch den gleichen Spalt ins Innere fällt und als Lichtzeiger den Meridian auf dem Boden überquert. Nach einem jährlichen Umlauf der Erde um die Sonne beträgt diese Differenz genau 1 Tag.

Ein ideales Beobachtungsfeld für ein solches Rund-Observatorium sind die Planeten und ihre Konjunktionen untereinander als Langzeitkalender. Die Synoden der Venus schließen sich fast nahtlos an die luni-solare Oktaëteris an und laufen in 5×5 Synoden zu 40, in $5 \times 5 \times 5$ Synoden zu 200 tropischen Jahren auf, usw. So wurde aus der 5 eine heilige Zahl. Parallel dazu haben die Planeten Jupiter und Saturn in 20 tropischen Jahren eine kleine und in 800 Jahren eine große Konjunktion.

In 18,6 Jahren durchläuft der Mondknoten die Ekliptik einmal und nimmt dabei während seines nördlichen und südlichen Wendepunktes eine maximale und minimale Höhe am Himmel ein, ein spektakuläres astronomisches Ereignis für den nächtlichen Beobachter. Im Observatorium sollte die Kulmination des Mondes beobachtet werden, die sich jedoch Tag für Tag um 12° im Azimut verschiebt. Auch eine solche Messung ist mit einfachen Mitteln in einem runden Observatorium möglich. Im Inneren kann man im Ortsmeridian die Höhen markieren oder außerhalb horizontale Messfäden spannen. Dabei muss die Beobachtung immer von einem Punkt konstanter Höhe aus erfolgen, einem in der Mitte aufgehängten Diopter oder einem Kranz von Gucklöchern.

Werden die Kreisplatten von Wangs und von Kloster Gauenstein als Sockel eines astronomischen Beobachtungstürmchens betrachtet, so läge der Unterschied zwischen dem irakischen Steintürmchen von Gilazarda und dem wahrscheinlich europäischen Holzaufbau im Alpengebiet nur im Baumaterial des Oberbaues. Im Laufe der Jahrtausende ist das Holz verrottet, während das steinerne Türmchen bis in unsere heutige Zeit funktionsfähig überlebt hat. Somit ergibt sich die wohl einmalige Chance, der intellektuellen Rekonstruktion ein existierendes Relikt aus der Zeit an die Seite zu stellen, wobei mit der Person des Beobachters auch noch ein persönlicher Zeuge überlebt hat, der einst die handwerkliche Art der Beobachtung durchführte, das Neulicht meldete und so den Beginn des neuen Monats verkündete. Somit ist nicht nur das Instrumentarium, sondern auch die «Gebrauchsanweisung» dafür überliefert worden. Und was die drei Kalender anbetrifft: Auch sie sind heute noch gültig und dienen uns in gleicher Weise. Das solare Jahr füllt unsere tägliche Agenda; der Mondmonat verkündet den Ramadan und das Osterfest; der Venus-Kalender erschließt den vierjährigen Olympiatermin.

Bibliographie

- Kerner, Heinz (1989): Die Sichtbarkeit von schmalen Mondsicheln; in *Sterne und Weltraum* (9)
- Kerner, Martin (2007): Die monolithische Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon; in *Zeitensprünge* 19 (3) 558-565
- Pirchl, Gerhard (2004): *Geheimnis Adernsterne*; Wien
- Schlösser, Wolfhard / Cierny, Jan (1997): *Sterne und Steine. Eine praktische Astronomie der Vorzeit*; Stuttgart

Martin Kerner, CH-3116 Kirchdorf BE

Die Olympiade und der Venuskalender

Martin Kerner

Die Zeitspanne zwischen zwei Olympischen Spielen ist definiert durch den Abstand von 2½ Venuskonjunktionen: Wenn der Vollmond mit der oberen Venuskonjunktion phasengleich ist, dann behält er die relativen Phasenlagen nach 49½ Mondsynoden bei, bei Übereinstimmung des Dunkelmondes mit der unteren Konjunktion der Venus. Die obere Venuskonjunktion ist dann den uranischen und die untere den chthonischen Göttern gewidmet.

In der Surselva (der Tallandschaft des Rheins in Graubünden) windet sich die Straße von Laax hoch nach Falera. Am Ortseingang liegt links ein großer Parkplatz unterhalb eines bewaldeten Hügels, der Muota. Unter den Rädern des parkierten Wagens lag in der Bronzezeit ein See. Dort, wo sich der Weidezaun zur Muota hin öffnet, kann die Schiffslände vermutet werden, denn der Weg führt hoch zur romanischen Kirche St. Remigius, ein heiliger Platz auf der Felsterrasse Planezzas unterhalb der Muota. Hier werden wir von den Steinreihen aus Megalithen überrascht, die die astronomischen Visuren für ein frühes Kalendersystem darstellen. Heute sind sie mit diskreten Hinweis-täfelchen ausgestattet und geben dem Interessierten Auskunft über die Kultur der Bewohner in der frühen Stein- und Bronzezeit. Ein Rundgang um die Einfriedung der Kirche führt an einem Rastplatz mit einem überwältigenden Ausblick ins Rheintal vorbei und mündet in einem schmalen Pfad am steilen Hang, der hinauf zur Muota führt.

Bevor er in den Wald eintritt, liegt an seinem linken Rand ein großer, fast runder Monolith, auf dessen flacher, uns zugewandten Seite ein Kreis von 1,20 m Durchmesser eingeschlagen ist, sowie eine kleine Schale im oberen Bereich. Das Ganze stellt die Abbildung eines Venustransfers dar, jenes Augenblickes, zu dem Erde, Venus und Sonne in einer Linie in Konjunktion stehen und die Venus vor der Sonnenscheibe als dunkler Punkt vorbeiläuft. Ein recht seltenes Ereignis, das im Jahr 2004 am 8. Juni erneut zu sehen war (Abb. 2).

Mit Hilfe des Kompasses kann der Verlauf der Frontfläche des Steines in Ost-West-Richtung ermittelt werden. Damit steht er frontal im Mittagsmeridian mit einer Neigung von 64° gegen Norden, wie U. und G. Büchi ausgemessen haben. Bewertet man dies als Kulminationswinkel der Sonne, so hätte der dargestellte Venustransfer am 24. Mai -1406 stattgefunden. Es bleibt die Frage, weshalb man gerade eine Venuseklipse hier in einem Stein verewigt hat. Mit dieser Frage im Gedächtnis wandern wir den schmalen Pfad zur



Planezzas mit der Kirche St. Remigius; im Vordergrund der große Menhir

Muota empor. Der Wald mit dem dichten Unterholz verdeckt den befestigten Platz, der in der Jungsteinzeit bewohnt war. Hier hat man 1964 die Scheibennadel von Falera gefunden [Abb. Kerner 2006, 158], deren Replika in der Gemeindeverwaltung aufbewahrt wird. Sie ist eine ovale Bronzescheibe von ca. 160 mm Breite mit einer über 80 cm langen Nadel, möglicherweise das Zepter einer hölzernen Kultstatue. Der Spiegel des Zepters ist mit sphärischen Buckeln punziert und mit einem Muster von Kreuzstrichlein dekoriert. Der Zürcher Astronom W. Brunner hat die Scheibe in den 80er-Jahren als einen Venuskalender entschlüsselt [Abb. ebd., 159]. Es zeigte sich, dass dieses Relikt der wohl besterhaltene und ausführlichste Venuskalender ist, den wir kennen. Er steht nach Auffassung des Autors ebenbürtig neben der so genannten Himmelscheibe von Nebra, die als der Jahrhundertfund der Archäologie genannt wird. Hinzu kommt, dass die Scheibennadel von Falera mit der Himmelscheibe von Nebra eng verwandt ist [vgl. Kerner 2006].

Die Nebra-Scheibe zeigt ein astronomisches Motiv mit dem Mond, der Venus und den Plejaden. Sie symbolisiert damit die noch heute gültigen drei Kalender: den tropischen des Sonnenjahres, den synodischen des Mondes als himmlisches Kalenderblatt in einer schriftlosen Zeit und die Venussynode. Diese drei Kalender sind in einem achtjährigen Zyklus miteinander verbunden, in dem 99 Lunationen und 5 Venussynoden auf 3,9 Tage genau zusammenfallen.

Der Planet Venus hat ein Umlaufverhältnis von 13 : 8 mit der Erde, und so beschreibt er im Zodiak ein Pentagramm, an dessen Spitzen die Konjunktionen stehen. Der Planet Venus tritt als Morgen- und Abendstern in Erscheinung, d. h. er ist nicht ununterbrochen am Himmel sichtbar. An seinen Konjunktionen steht die Venus mit der Sonne und der Erde in einer Linie; der Planet passiert abwechselnd hinter und vor der Sonne, wird jeweils von ihr überblendet und ist deshalb unsichtbar. Diese Unsichtbarkeit ist wohl der Grund dafür, dass der Venuskalender in Lunationen gezählt wird.

Bei ihrer Passage in der unteren Konjunktion ist die Venus unter bestimmten Voraussetzungen vor der Sonne sichtbar. Die Voraussetzungen dafür sind nur selten erfüllt, so dass der Venustransfer nur nach 8 / 105,5 / 121,5 und 243 Jahren stattfindet und im vergangenen Jahrhundert kein Venustransfer zu verzeichnen war.

Wird die Neigung des Steines auf Planezzas als Kulminationshöhe im Mittagsmeridian bewertet, so entspräche sie dem Stand der Sonne am 23. Mai -1406. Am Morgen des 23. Mai -1406 fand ein Venustransfer statt, der in Falera sichtbar war. Die Venus tritt am Himmel als Morgen- und Abendstern in Erscheinung. Ihre Sichtbarkeitsdauer als «Stern» beträgt etwa 2 x 8 Lunationen (ca. 2 x 245 Tage). Während der unteren Konjunktion ist sie 14 Tage, während der oberen 78 Tage lang unsichtbar. Diese Zahlen veranschaulichen

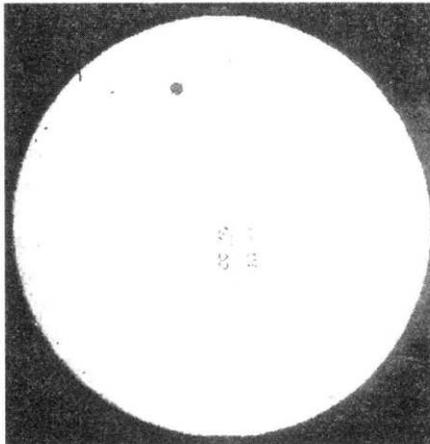
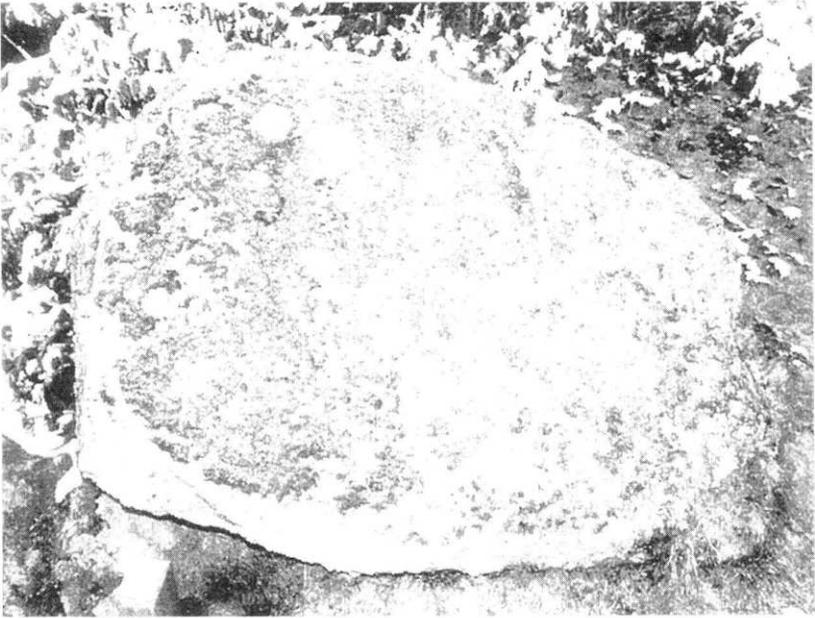


Abb. 2: Der Monolith auf der Muota bei Falera (Graubünden) mit Darstellung des Venustransits.

Abb. 3: Photographie des Venusdurchgangs von 1882 [JHA XXIX, 1998]

bereits die Komplexität eines Venuskalenders. Sowohl die Sichtbarkeitsdauer als auch die gesamte Venussynode ist in Lunationen und Tagen auf der Scheibennadel von Falera zyklisch dargestellt – ein Musterbeispiel für den intellektuellen Stand der Astronomie vor ca. 4.000 Jahren. Das Original dieses wertvollen Fundes wird im *Rätischen Museum* in Chur aufbewahrt. Im bayerischen Bernstorf hat man ein goldenes Zepter mit einer einfachen Darstellung des Venuskalenders in $19\frac{1}{2}$ Lunationen gefunden, etwa aus der gleichen Zeit [vgl. Kerner 2006, 167-172 inkl. Abb.].

Wesentlich stärker verschlüsselt sind die Venuskalender auf den keltischen Goldstateren der Parisii, eines Keltenstammes in der Normandie [vgl. Kerner 2006, 255-263 inkl. Abb.]. Die 20 Lunationen sind dabei in einem Netz über dem mythischen Drachenross der Epona zusammengefasst, das über die Plejaden springt.

Aus der Frühzeit Mesopotamiens ist uns überliefert, dass man ursprünglich den Morgen- und Abendstern für zwei unabhängige Sterne gehalten hat und ihnen je eine Göttin zuordnete: dem Abendstern die Göttin der Fruchtbarkeit und Liebe und dem Morgenstern diejenige des Todes und des Krieges. Als man erkannte, dass es sich um einen einzigen Planeten handelte, blieb diese Zuordnung erhalten in der Planetengöttin mit den vielen Namen als die ihrer beiden Erscheinungsformen. Sie wurde zur Inanna – Istar – Astarte – Isis und Nephtis – Athene – Rigi – Rätia – Epona und letztendlich zur christlichen Maria.

In den frühen Religionen wurde die Dualität Gut und Böse gleichermaßen verehrt. Deshalb ist es besser, von uranischen und chthonischen Gottheiten zu sprechen. Die Planetengöttin in ihrer uranischen Form wurde in der oberen Konjunktion der Venus und ihre chthonische in der unteren Konjunktion verehrt. Während dieser Zeitspanne ist der Planet und damit die Gottheit unsichtbar. Deshalb muss auf Erden der Gottesfrieden herrschen, es dürfen keine Kriege geführt werden. Es werden Feiern mit sportlichen Wettkämpfen veranstaltet, an denen alle teilnehmen können: die Olympischen Spiele.

Fünf Venussynoden durchlaufen zwischen 10 Konjunktionen während acht tropischen Jahren einmal den Zodiak. Nach $2\frac{1}{2}$ Synoden oder vier Jahren soll die fünfte Konjunktion eine untere sein und die Spiele können zu Ehren der chthonischen Gottheiten abgehalten werden, während nach fünf Synoden und acht Jahren zur 10. Konjunktion die uranischen an der Reihe sind. So hat sich der Venuskalender bis in die heutige Zeit erhalten und wird weltweit beachtet, obwohl das Wissen um den Ursprung verschüttet ist.

Der Venuskalender war in frühen Zeiten ein Langzeitkalender, mit dem Regierungszeiten gemessen wurden. Unterstützt wurde er von den Planetenumläufen des Jupiter (ca. 12 Jahre) und des Saturns (ca. 30 Jahre) sowie den 20-jährigen Jupiter/Saturn-Konjunktionen.

Der Weg zwischen den zwei Steinreihen zur Kirche empor ist ein alter Prozessionsweg. Mit dem Kompass können wir feststellen, dass er im astronomischen Azimut von ca. 62° gegenüber Nord verläuft. Diese Richtung entsprach der kleinen nördlichen Mondwende zur Bronzezeit dem tiefsten Stand des Mondes im Norden, 14 Tage später erreicht er ihn im Süden. Der Mond, den wir am nächtlichen Himmel beobachten, ändert seinen Ort ständig und ist erst nach 18,6 Jahren wieder an der gleichen Stelle zu sehen. In dieser Zeit schraubt er sich von der großen nördlichen Wende zur kleinen und wieder zurück. Dabei durchwandert er das Sternbild des Taurus, des Stiers, zu dem auch der Sternhaufen M 45 – die Plejaden – zählen. Sie stehen genau in der Höhe der großen nördlichen Wende. Wenn der Mond in seiner höchsten Position erscheint, kann er die Plejaden fast bedecken. Dazu braucht er drei Lunationen; am Ende bleibt noch ein Stern unbedeckt übrig. Die hellsten Sterne dieses Siebengestirns sind in ihrer Ausdehnung etwas größer als der Mond und eignen sich deswegen außerordentlich gut als Nonius für die Mondwende. Ein anderes Zeichen für dieses Ereignis ist die so genannte «Oberläufigkeit» des Mondes nördlich des 62. Breitengrades, etwa auf den Färöer-Inseln oder in Trondheim. Dann geht der Mond während seines Höchststandes für einige Lunationen nicht mehr unter und kreist während der Mittwinternacht über dem Horizont.

Schon Plinius [III/47] hat darauf aufmerksam gemacht, dass der hyperboreische Apollo alle 19 Jahre nördlich der Alpen den Umlauf der Gestirne neu regelt. Dabei erwähnt er die Oberläufigkeit des Mondes und bezieht sich auf eine ältere Quelle von Hekataios (um -330). Es muss ein beeindruckendes Ereignis sein, wenn die Mondwende in die Mittwinternacht fällt und in der Abwesenheit der Sonne der Vollmond über dem Horizont kreist, ohne unterzugehen. Die wichtigste Bedeutung des Mondes in dieser frühen und schriftlosen Zeit ist seine Funktion als himmlisches Kalenderblatt für jedermann, an dem auch die Jahreszeit ablesbar ist. Plinius berichtet über ein großes Fest im 19-jährigen Zyklus mit Reigentänzen und Zitherspiel, das bis zum Aufgang der Plejaden andauerte.

Analysiert man die Steinsetzungen von Planezzas/Falera als astronomische Visierlinien, so werden sie als solche für den Mond entschlüsselt, was auch im direkten Zusammenhang mit der Erstellung des Venuskalenders auf der Bronzescheibe von Falera steht. Die Scheibe von Nebra hingegen zeigt symbolisch den Zusammenhang der drei gebräuchlichen Kalender als Tripelpunkt. Ihre Symbolik ist viel stärker verschlüsselt als diejenige von Falera. Erst die Goldpunkte offenbaren ihre Details in der Analyse, die anfänglich für Sternbilder gehalten wurden. Sie sind vieldeutig, werden mehrfach benutzt und erscheinen als unterschiedliche Zeiteinheiten in Verbindung mit den Gestirnen, als Sterne zur symbolischen Darstellung der Plejaden. Als Ortsko-

ordinaten werden sie in die terrestrische Ebene projiziert und so zum Grundriss des Kalender-Observatoriums und damit zu Visierlinien für die Azimute und für nachfolgende Verwendungen zur symbolischen Darstellung für:

- die Sichtbarkeit des Morgen- und Abendsternes in Lunationen,
- den halben Mondzyklus zwischen den Mondwenden in tropischen Jahren,
- das Winter- und Sommerhalbjahr in Monaten,
- die sieben Sterne der Plejaden symbolisch,
- die Windrose im Grundriss,
- den indischen Kreis zur Bestimmung der Nord-Süd-Richtung,
- die Extremazimute der Sonnenwenden,
- die Extremazimute der großen und kleinen Mondwenden,
- die obere und untere Kulmination der Mondwenden,
- das Pentagramm des Venusumlaufes in vierfacher Ausführung zur Ermittlung der planetarischen Konjunktionen und Umläufe von Venus, Jupiter und Saturn für den Langzeitkalender.

Wann beginnen die olympischen Spiele?

Das Datum der olympischen Spiele ist astronomisch festgelegt durch die Konjunktion von Venus und Erde mit der Sonne. Die Venus-Konjunktionen sind unsichtbar, weil sie von der Sonne überblendet werden, jedoch kann man sie durch das Zählen der Tage interpolieren. Infolge der ungleichen Bahnkurven von Venus zur Erde (Kreis und Ellipse) kann eine Toleranz von ± 8 Tagen auftreten. Im Jahre 2008 tritt nur eine obere Konjunktion am 9. Juni 2008 auf. Begleitet wird diese Konjunktion von der des Mondes. Diese findet am 3. Juni 2008 als Dunkelmond statt. Die Olympischen Spiele in Peking beginnen dagegen erst am 8. August dieses Jahres.

Literatur

- Kerner, Martin (2006): *Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra*; Gräfelting
- (2007): *Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik*; Gräfelting

Olympia, Venus und Epagomenen

Heribert Illig

Das Problem der achtjährigen Olympiadenrechnung mitsamt Venusbeobachtungen ist für Zeitenspringer im Prinzip nicht neu, wurde es doch wiederholt behandelt, weil es um das Beobachtungsvermögen und um den Einfluss der Planeten auf das Denken von uns Erdenbürgern ging. Wir folgten dabei ungefähr in einem Abstand von 80 Jahren den Wiederentdeckungen durch penible Wissenschaftler, haben aber diese Sicht seit 15 Jahren nicht wesentlich vertieft. So ist hier ein Rückblick auf das 20. Jh. angebracht.

Venus und Erde

1906 entdeckte **Otto Gruppe**, dass pentaëterisch und oktaëterisch gefeierte Feste der alten Griechen nicht (allein) nach einem lunisolaren Schaltkalender gefeiert wurden, sondern nach Venusbahnrechnungen. Waren sie im -8. Jh. möglich? Wohl nicht, aber es konnte relativ leicht beobachtet werden, dass Sonne und Venus nur alle 8 Jahre im selben Sternbild standen. Dafür war auch die exakte Kenntnis der Länge des Sonnenjahres nicht nötig, die Kallipos erst im -4. Jh. mit $365 \frac{1}{4}$ Tagen bestimmen konnte [Peiser 1989, 101].

1934 beschäftigte sich **Martin Knapp** mit dieser Problematik. Die Venusbahn steht in einem klaren Verhältnis (Resonanz) zur Erdbahn. Ihr *synodischer* Umlauf dauert 584 Tage (exakt 583,921 d). In dieser Zeit bewegt sich aus irdischer Sicht Venus von der Sonne weg, zu ihr zurück, vor oder hinter ihr vorbei, zur anderen Seite von der Sonne weg und wieder zurück. 5 solche Umläufe dauern $5 \times 584 \text{ d} = \mathbf{2.920 \text{ d}}$.

$2.920 : 365$ ergibt glatte 8 Erdjahre, zumindest für einen Griechen oder Ägypter, der den julianischen Schalttag noch nicht kennt. Es entsprechen sich also 5 synodische Venusumläufe und 8 Erdenjahre. Ptolemäus berichtet denn auch für das ägyptische Jahr diese glatte **8 : 5 -Relation** [Knapp 22; Blöss 186]. (Obendrein fand Knapp [16] noch eine Venus-Bewegung im 8er-Rhythmus, die sich astronomisch als Epyzkel abbildet.)

Hieraus haben die alten Griechen jene Oktaëteris errechnet, nach der anfangs die Olympischen Spiele alle 8 Jahre und erst später alle 4 Jahre ausgetragen worden sein sollen [Censorinus 18.4.].

Knapp holte damals auch die Tatsache aus dem Vergessen zurück, dass die Venus bei ihrem synodischen Umlauf am Himmel ein regelmäßiges Pentagramm zeichnet, das sich auch zu einem Fünfstern verbinden lässt [Knapp 9]. Das gilt gleichermaßen für ihre vier markanten Phasen: größte Abstände von

der Sonne (östliche bzw. westliche Elongation) und Gleichstand, einmal vor, einmal hinter der Sonne (obere bzw. untere Konjunktion).

Ähnliche Relationen fand Knapp [14] für andere Himmelskörper:

Mond $\hat{=}$ 3-Eck

Venus $\hat{=}$ 5-Eck

Sonne $\hat{=}$ 4-Eck

Merkur $\hat{=}$ 6-Eck

Aus 3×4 folgt die 12er-Teilung,

aus $3 \times 4 \times 5$ die 60er-Teilung und

aus $3 \times 4 \times 5 \times 6$ die 360er-Teilung des Kreislaufs.

Die 360-Grad-Einteilung einer Kugel ergibt sich somit als schlichte Multiplikation von vier planetaren Kenngrößen. Die Zahl 360 hat außerdem wie die 60 den Vorteil, eine besonders häufig teilbare Zahl zu sein (60 durch 2, 3, 4, 5, 6, 10, 12, 15, 20 und 30). Damit war sie für Rechner ohne Kenntnis von Dezimalbrüchen ideal zur Darstellung ganzer Brüche.

Nachdem Knapp auf astronomischem Weg zu denselben Ergebnissen wie die Astrologie gekommen ist, klärt sich auch Mephistos Wort vom schlecht gezeichneten Drudenfuß. Weil sich nicht genau 2.920 Tage ergeben, sondern exakt nur $5 \times 583,921 \text{ d} = 2.919,61$ Tage, während die tatsächliche Länge des Sonnenjahres von 365,2422 d zu 2.921,94 d führt, ist das Pein machende Pentagramma durch einen Rattenzahn zu öffnen [Knapp 21].

Zurück zu den 8 Sonnenjahren, die in Resonanz stehen zu 5 synodischen Venusumläufen. O. Gruppe [1906] hat zusammen mit P. Lehmann darauf hingewiesen, dass auch 13 siderische Venus-Umläufe zu jeweils 224,7 d nahezu identisch sind mit 8 Sonnenjahren (**13 : 8 -Relation**):

$$13 \times 224,7 \text{ d} = 2.921,1 \text{ d}$$

$$8 \times 365,2422 \text{ d} = 2.921,94 \text{ d} \text{ [Peiser 106].}$$

In der Antike konnten diese präzisen Dezimalwerte nicht gemessen werden, wohl aber die zeitlichen Übereinstimmungen.

Mond und Erde

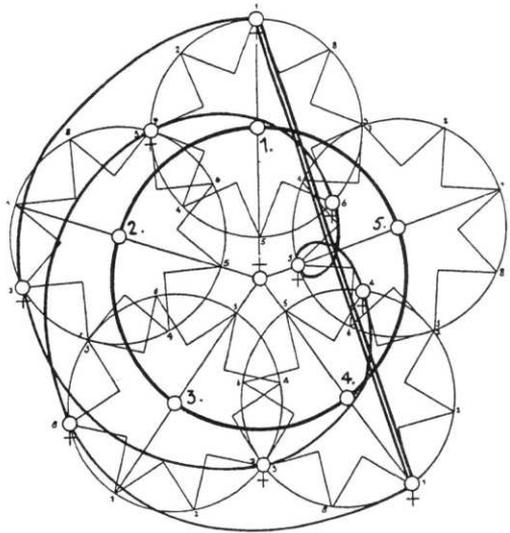
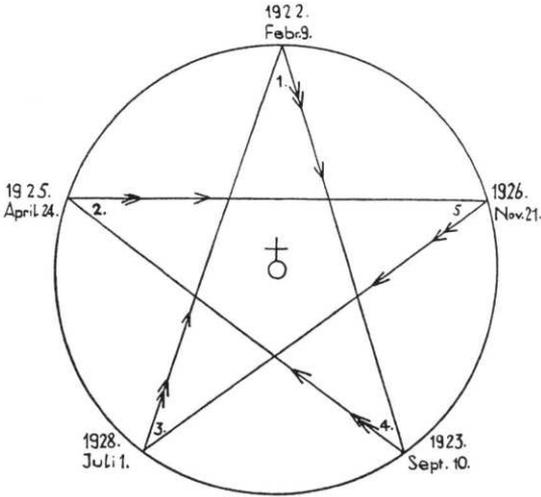
Doch gibt es Bezüge zwischen unserer Erde und ihrem Trabanten, die auf fast dieselbe Zeitdauer führen. Laut *Martin Nilsson* [1920] glaubte Geminos (-70) für das -8. Jh. zu wissen, dass der Mond alle 8 Jahre mit den irdischen Jahreszeiten in Einklang zu bringen ist, indem 3 Mondmonate geschaltet wurden.

$$8 \times 354 + 3 \times 30 = 2.922 \text{ Tage gegenüber}$$

$$8 \times 365,2422 \text{ d} = 2.921,94 \text{ d}$$

Allerdings stammt das früheste nachweisbare Wissen darum in Babylon aus dem späteren -6. Jh., in Griechenland aus dem -4. Jh. [Blöss 185].

Schließlich gab es auch das Wissen, dass 99 synodische Mondumläufe (zu 29,5 Tage) 2.920,5 Tage ergeben, also 8 Sonnenjahren entsprechen [Gruppe 957; Peiser 1989, 106]. Die Kenntnis dieser Relation wurde Pindar zugeschrieben,



5-Eck: Das Himmelpentagramm, wie es die Venus ab 1922 binnen ca. 6,5 Jahren durchlaufen hat [Knapp 9].

8-Eck: Der Achtzackstern der Venus rückt von Schritt zu Schritt um eine Zacke eines Achtzackes weiter auf dem Rand des Epizykels, wie von Ptolemäus im Almagest beschrieben [Knapp 16].

der in seiner 3. Olympischen Ode davon spricht, dass man die Olympien abwechselnd alle 49 bzw. 50 Monate feierte [Peiser 1989, 95].

Wann fanden die ersten Olympischen Spiele statt?

Wir haben keine von Griechen stammenden Beobachtungen aus dem -8. Jh. Aber geht es überhaupt um dieses Jahrhundert, wenn es um die Olympischen Spiele geht?

Specht Heidrich hat sich 1987 der Thematik angenommen. Er untersuchte gewissenhaft die griechische Olympiadenrechnung und kam zu dem Schluss, dass verschiedene Rechnungen gleichzeitig benutzt worden sind, was zu Verwirrung führte, zumal die ersten Sieger der Spiele erst viel später 'nachgetragen' worden sind. Insofern plädierte er [29] für den Beginn der Spiele 14 Olympiaden, also 56 Jahre später: anno -720. Entsprechend rückte er die Gründung Roms ins Jahr -701 [Heidrich 157].

Wenig später ging *Benny J. Peiser* einen entscheidenden Schritt weiter, indem er die *dark ages* Griechenlands in seine Analyse einbezog. Er stellte dank zahlreicher Indizien den Beginn der Olympischen Spiele im frühen -8. Jh. in Frage und stellt dafür eine Datierung um -600 zur Diskussion [Peiser 1989; 1993, 7]. Darauf verwies u. a. der archäologische Befund in Olympia, der nach den *dark ages* erst ab -700 auftritt; weiter der auffällig späte Bau des Hera-Tempels um -600 [Peiser 1989, 136], der Nachweis, dass Hippias die Chronologie Herodots willkürlich um 200 Jahre verlängert hat [ebd., 32], die Kritik an der olympischen Siegerliste [ebd., 58-61] oder das früheste Auftreten von Siegerstatuen [ebd., 87].

So brachte er die Einführung der Olympischen Spiele in Einklang mit den anderen panhellenischen Spielen (keineswegs absolut sichere Daten):

- 582 Pythische Spiele in Delphi,
- 580 Isthmische Spiele nahe Korinth,
- 573 Nemeische Spiele im Heiligtum von Nemea, nahe Theben,
- 566 Panathenische Spiele in Athen [Peiser 1989, 91; 1993, 121 ff.].

Konsequenterweise stellte Peiser 1993 [125] die Frage: „Fällt das Ende der mykenischen Zeit also ins 6. Jh.?“ und brachte Gründe, die Homer ebenfalls in diese Zeit bringen. Er schloss sich damit Velikovsky an, den er allerdings bald darauf aufs Wütendste bekämpfte.

Epagomenen

Die Überlegungen von unserer Seite gingen an mindestens zwei Punkten in die Irre. Einmal mit dem Problem der Epagomenen, der ägyptischen 5 'Sondertage' nach den 360 Tagen eines Jahres. Velikovsky und auch noch Blöss [1991; 183] betrachteten den 360-Tages-Kalender mit 12 Monaten à 30 Tagen als „Spiegel tatsächlicher Verhältnisse“ einer vorkatastrophischen Epoche;

nachkatastrophisch sei ein Venuskalender und ein Sonnenjahr von 365 Tagen eingeführt worden.

Dabei erzählt uns Plutarch in *De Iside et Osiride* etwas anderes. Rhea kehrt mit Kronos, was Helios (Sonne) missfällt, worauf er droht, sie solle weder in einem Monat noch in einem Jahr gebären können. Hermes verlockt darauf Selene (Mond) zu einem Brettspiel und gewinnt ihr $1/70$ eines jeden Tages ab ($360 : 70 = 5,21$). An den dadurch gewonnenen 5 Tagen können nun der Reihe nach Osiris, Apoll (Horus), Typhon, Isis und Nephthys geboren werden. Gemäß der Erzählung haben die Ägypter diese 5 Tage als Epagomenen ans Jahresende gestellt.

Velikovsky [300 f.] las das so: Ursprünglich hatte das Sonnenjahr 360 Tage und musste wegen der Götter, sprich Planeten, um 5 Tage verlängert werden.

Dabei ignorierte er jedoch den Anteil des Mondes. Plutarchs 'Nullsummenspiel' muss anders erklärt werden: Idealerweise hätten Sonnen- wie Mondjahr dieselbe Dauer von 360 Tagen gehabt. In der Praxis musste jedoch der Mond mit 5,21 d weniger, also mit 354,79 d auskommen, während der Sonne 5,21 d zugeschlagen wurden, also 365,21 d erhielt.

Die heutigen, astronomisch ermittelten Jahreslängen liegen bei 354,367 d und 365,2422 d. Eine noch genauere Näherung darf von einer antiken Metapher nicht erwartet werden.

Der Bezug auf etwas Ideales wie glatte 360 erinnert an das Gleichnis aus Platons *Symposion*, wonach der Mensch ursprünglich ein kugelförmiges Wesen war, vollkommen wie Sonne und Mond. Weil sich diese Menschen den Weg in den Himmel bahnen und mit den Göttern streiten wollten, entschied Zeus: Ich nehme ihnen das Übermaß an Kraft, indem ich sie in zwei Hälften zerschneide, so wie man ein Ei mit einem Rosshaar teilt.

Hier postulierte Platon einen ursprünglich vollkommenen Menschen; ebenso postulierte Plutarch (1./2. Jh.) für zwei ungleiche Kreisläufe eine 'im Prinzip' ideale Bewegung von Sonne und Mond, die es realiter so wenig gegeben hat wie den kugelförmigen Menschen.

Velikovsky [ebd. 207, 217] untermauerte mit dieser Fehlinterpretation seine Ansicht, dass sich im -7. Jh., am 23. 3. -687 eine letzte Katastrophe ereignet habe. Durch sie wurde die Achslage und die Bahn der Erde auf die heutige Jahreslänge verändert, ebenso die Umlaufbahn des Mondes und damit die Länge der Monate [ebd., 304]. Das diente seinem Planetenszenario, wonach die Venus als Ausstoß des Jupiters erst wie ein Komet durchs Sonnensystem raste, dann im -15. Jh. mit der Erde kollidierte, nun eine Planetenbahn einnahm und die Erde in regelmäßigen Zeitabständen bedrohte, bis im -8. Jh. der Mars mit ihr kollidierte [ebd., 234].

Wer hier Velikovsky folgte, handelte sich massive Probleme ein. Dieser musste ganze Planeten kollidieren und neue Bahnen finden lassen und iridi-

sche Entsprechungen wie z.B. die Verlängerung des Sonnenjahres suchen. Dafür musste er postulieren, dass sich die neuen Bahnen von Planeten mit eigentlich großem Beharrungsvermögen binnen knappen 20 Jahren stabilisiert hätten [ebd., 309]. Gerade Resonanzen wie

- 1 Mondumdrehung $\hat{=}$ 1 Mondmonat,
- 99 Mondmonate $\hat{=}$ 8 Sonnenjahre,
- 5 synodische Venusjahre $\hat{=}$ 8 Sonnenjahre
- 13 siderische Venusjahre $\hat{=}$ 8 Sonnenjahre,

also zwischen sehr großen und damit sehr trägen Massen hätten sich nicht so schnell einstellen können (vgl. S. 246). Wer in diesen Zeiten den Himmel beobachtet hätte, wäre nicht glücklich geworden, weil über lange Messreihen und -jahre hinweg sich ständig neue Relationen eingestellt hätten.

Auch zwischen den Umlaufzeiten von Erde und Venus gibt es eine Resonanz: Die 365,24 d entsprechen den 243,16 d der Venus ungefähr wie 2 : 3. Weil die Resonanz erst bei 243,5 d perfekt wäre, erhofft die Wissenschaft derzeit noch ein Einpegeln [vgl. Illig 1992, 31; mit weiteren Resonanzen].

Velikovskys Katastrophenschilderungen fielen zudem so drastisch aus, dass nicht klar war, wie hier ein einzelnes Volk inmitten verwüsteten Gebiets überlebt hätte. Weiter ist die Datierung der ersten Venus-Katastrophe im -15. Jh. immer noch der biblischen Chronologie geschuldet, der Velikovsky die ägyptische Chronologie mit einer Ausdehnung der Hyksos-Zeit von gut 100 auf über 400 Jahre angepasst hat. Da unsere Chronologiekritik die gesamte ägyptische Geschichte kürzt, entfällt auch das -15. Jh. als Zeitangabe für eine planetare Katastrophe.

Christian Blöss hat 1991 *Planeten, Götter, Katastrophen* mit Gedanken zum „Pentagramma Veneris“ und zu den zusätzlich notwendig gewordenen Epagomenen beendet. Er hoffte damals, Heinsohns und meine Kürzungsansätze zur ägyptischen Geschichte würden das Problem beseitigen, dass Velikovsky viele 'vorkatastrophischen' Nennungen der Epagomenen ignorieren musste [Blöss 189; Velikovsky 119, 299]. Aber unser Ansatz hat den von Velikovsky nicht retten können. 1992 [231-244] habe ich dezent den Übergang vorgeschlagen, aber 'schuldbewusst' das Buch rasch wieder aus dem Verkehr gezogen.

Seitdem regt sich bei uns planetarer Katastrophismus nur noch gelegentlich, zumal alle irdischen Phänomene viel eleganter durch Impakteinwirkungen motiviert werden können (erst in der Nacht vom 8./9. 3. verfehlte ein bis dahin unbemerkter Asteroid von 20 bis 30 m Durchmesser unsere Erde um weniger als der halben Mondstanz [taz]). Katastrophen, die zweifellos über die Menschen hereingebrochen sind, sollten aus den 5 Zerstörungszeiten gewonnen werden, die Claude Schaeffer für den Vorderen Orient gefunden hat, dazu aus dem Ausbruch des Thera-Vulkans, den Sintflutspuren und anderer großen, auch globalen Katastrophen. Der Boden enthält genug einschlä-

gige Hinweise. Sie können dann – wie einst von Velikovsky – mit den literarischen Zeugnissen verbunden werden.

Martin Kerner hat aus einer ganz anderen Sicht heraus damit begonnen, vor- und frühzeitige Astronomie aufzuspüren und zu rekonstruieren. Da er nie von einer spät gekommenen Venus ausgegangen ist, konnte er unbefangene Venusbeobachtungen suchen und bereits in ausgehender Steinzeit und vor allem Bronzezeit Kalender unterschiedlicher Verschränkung aufspüren: luni-solar, luni-planetar oder sogar luni-solar-planetar [vgl. Kerner 2007]. Was so kompliziert klingt, ist nichts anderes, als man für Olympia ohnehin unterstellt: Sonnenjahre unter Berücksichtigung von Venus- und Mondbeobachtungen. Allerdings verzichtet er auf eine Kritik der Chronologie vor der Zeitenwende, weshalb herkömmliche Datierungen in Verwendung bleiben. Ob allerdings auf dem Monolith von Muota tatsächlich ein Venustransfer dargestellt ist? War er mit bloßem Auge zu erkennen?

Literatur

- Blöss, Christian (1991): *Planeten, Götter, Katastrophen. Das neue Bild vom kosmischen Chaos*; Frankfurt am Main
- Censorinus (+238): *De die natali* (Über den Tag der Geburt)
- Geminus von Rhodos (-70): *Eisagoge eis ta phainomena* (Einführung in die Phänomene); Rom
- Gruppe, Otto (1906): *Griechische Mythologie und Religionsgeschichte. Handbuch der Altertumswissenschaft*; München
- Heidrich, Specht K. (1987): *Olympias Uhren gingen falsch. Die revidierte Geschichte der griechisch-archaischen Zeit*; Berlin
- Illig, Heribert (1992): *Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag*; Gräfelfing
- Kerner, Martin (2007): *Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarrik*; Gräfelfing
- (2008): Die Olympiade und der Venuskalender; in *Zeitensprünge* 20 (1) 22-38
- Knapp, Martin (1934): *Pentagramma Veneris. Eine historisch-astronomische Studie zum Verständnis alter astronomischer Symbole und ihrer Anwendung*; Basel
- Nilsson, Martin Persson (1920): *Primitive time-reckoning*; Lund · London
- Peiser, Benny Josef (1989): *Zur Kontroverse über den Beginn der antiken olympischen Spiele. Eine vergleichende Schulbuchanalyse*; Frankfurt am Main (Staatsexamensarbeit)
- (1993): *Das Dunkle Zeitalter Olympias. Kritische Untersuchung der historischen, archäologischen und naturgeschichtlichen Probleme der griechischen Achsenzeit am Beispiel der antiken Olympischen Spiele*; Frankfurt u. a. (um zwei Kapitel gekürzte Dissertation)
- taz (2008): Glück gehabt! Tödlicher Asteroid verfehlt nur knapp die Erde; in *taz*, Berlin, 12. 3. 08
- Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt am Main (¹1950)

Troia in Kilikien ?

Zur Homer-Version von Raoul Schrott

Heribert Illig

„Nun ist wohl leicht ersichtlich, daß die damaligen Machthaber [von Messene, Argos und Sparta; HI] mit ihren Veranstaltungen nicht nur dem Peloponnes, sondern auch sämtlichen Griechen ausreichenden Schutz gewähren zu können vermeinten, wenn etwa ein auswärtiger Gegner wider sie aufträte, wie denn damals *das Volk von Ilion, im Vertrauen auf die von Ninos begründete Macht der Assyrier*, kecken Mutes den trojanischen Krieg erregte“, so Platon [*Gesetze*, III, 6; S. 87 f.; Hvhg. HI]. Dazu Anmerkung Nr. 23 des Herausgebers Otto Apelt:

„Dem liegt die sonst in der Überlieferung keine Stütze findende Vorstellung zu Grunde, daß Troja zur Zeit des trojanischen Krieges zum Assyrierreiche gehört habe.“

Mit Raoul Schrott hat sich ein Übersetzer, Dichter und nun Sachbuchautor zu Wort gemeldet, der in Irland lebt und in Innsbruck am *Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft* lehrt; er gehört nicht zum Doppelkreis der trojanischen Kämpfer aus Tübingen – rings um Korfmann respektive Kolb. Er bezeichnet sich als Komparatist [Schrott = S. 19; Schloemann], als einen Forscher, der Vergleiche anstellt zwischen dem, was alles an Informationen vorliegt, ob nun archäologisch oder topographisch, mythologisch oder philologisch, politisch oder aus sonstiger Quelle. Vor sieben Jahren hat er eine Übersetzung des *Gilgamesch*-Epos vorgelegt und ist derzeit an einer Übersetzung der *Ilias*. Was ihm als knappe Einleitung vorschwebte, hat sich allerdings zu einem Buch von 431 Seiten ausgewachsen: *Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe*. Erstaunlicherweise hat ihm die *FAZ* zur Weihnachtszeit vier volle Zeitungsseiten eingeräumt, um eine Vorabversion seiner Ergebnisse vorstellen zu können – drei Monate vor Erscheinen des Buches. Diese exquisite Reklame führte allerdings auch dazu, dass seine Kontrahenten ihm bereits vorab die Instrumente zur peinlichen Befragung zeigten.

Allen voran entrüstete sich jener Joachim Latacz [2008] aus Basel, der Korfmann im Streit gegen Kolb unterstützt hat und Schrott anfangs manche Hilfestellung gewährte, sich aber nun mehr als herablassend gibt. Dagegen ließ der Historiker Robert Rollinger [2008] von der Uni Innsbruck ein gewisses Wohlwollen erkennen, worauf mit Erscheinen des Buches Johan Schloemann sehr energisch laut gab. Für diesen klassischen Philologen, der schon

Lataczs Beitrag vorgestellt hatte, ist bei dieser Huldigung an den „geographischen Positivismus“ alles klar:

„Jeder, der auch nur mit einem rudimentären Rüstzeug historisch-kritischen Lesens ausgestattet ist, wird nach der Lektüre [...] sagen müssen, dass seine Argumentation nicht nur nicht beweisbar, sondern vollkommen unhaltbar ist“ [Schloemann].

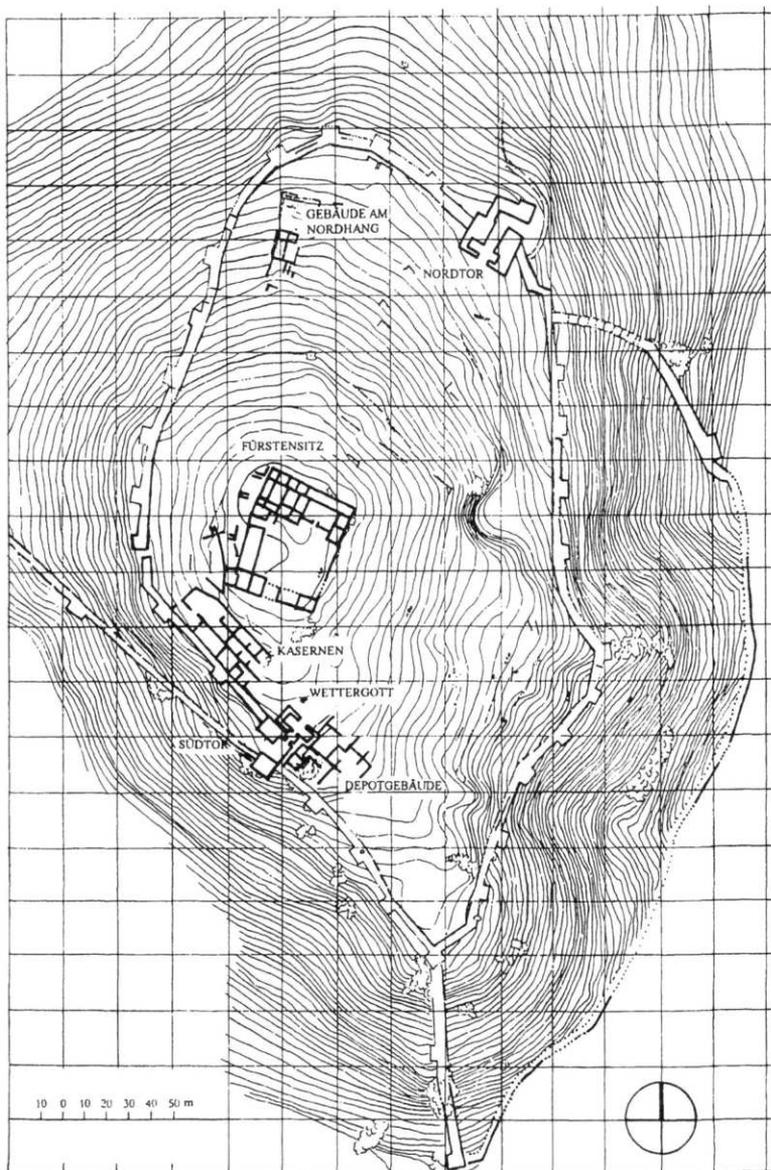
Wenn ich weiter lese, dass der Hanser Verlag „milde gesagt, recht mutig“ ist, dieses Buch zu publizieren, hat er doch „nicht nur einen literarischen, sondern auch einen wissenschaftlichen Ruf zu verspielen“, dann weiß ich – in guter Erinnerung an ganz ähnliche Giftpfeile von Theo Kölzer [vgl. Illig 1998, 126] –, dass wieder einmal kräftig unter die Gürtellinie geschlagen wird, diesmal wegen „der Wehrlosigkeit des Publikums in Sachen Altertum“ [Schloemann]. Um das wehrlose, sprich völlig unbedarfte und allzu leicht verführbare Publikum zu schützen, müssen Autor und Verlag massiv angegriffen werden, nachdem „niemand Raoul Schrott zurückgehalten hat“. Schloemann ließ seine Attacke obendrein mit Troia-Bildchen eines Computerspieles illustrieren, anstatt Schrotts Alternative Karatepe ins Bild zu setzen. Die Wut darüber, einen Autor mit seinem ‘Kinderkram’ nicht stoppen zu können, lässt Schrotts Widersacher, vorwiegend Altphilologen, von vornherein in keinem günstigen Licht erscheinen.

Schrotts Thesen

Es geht wieder einmal um Troia und die uralten Fragen: Mythos oder einstige Realität? Gab es den zehnjährigen Krieg um Troia, was weiß Homer noch von ihm, wann schrieb Homer, wer war der Dichter, was hat er an zeitgenössischem Kolorit in die Vergangenheit übertragen?

Schrotts Antworten sind im Einzelnen gar nicht alle brandneu, aber in ihrer Bündelung ungemein verblüffend, für die Fachwelt verstörend: Die *Ilias* hat literarische Vorläufer im vorderasiatischen Raum. Der Dichter Homer könnte ein assyrischer Schreiber im östlichen Kilikien gewesen sein, der dort Mitte des -7. Jh., genauer um -660 [S. 12, 103] assyrische Annalen genauso kannte wie das Gilgamesch-Epos (Achill und Patroklos entsprechend Gilgamesch und Enkidu [S. 176]) oder Teile der Bibel. Der „blinde Dichter“ lebte wohl in Adanija und nutzte die hochragende Bergfestung von Karatepe als Vorlage für ein Troia, dem er dann mit nur leichten Veränderungen Bezüge zu jenem ‘klassischen’ Troia an der Einfahrt in die Dardanellen gegeben hat [vertieft S. 214-225]. So bleibt die *Ilias* eine Fiktion [S. 15]; sie ist kein Tatsachenbericht und deshalb konnte Homer immer seine Gegenwart einbinden [S. 87].

Für diese ‘Sensationen’ legt Schrott eine breit gefächerte Sammlung an Indizien vor. So wird die dortige Bevölkerung schon im -2. Jtsd. zugleich als



Topografischer Plan von Karatepe, 225 m hoch, mit der homerischen „Krone von Türmen“ [Schrott 216]

Achaier und Danaer bezeichnet [S. 81 f.], sie lebt unter einem König Awarikas, der in der *Ilias* als Assarakos und somit als Vorfahr des Priamos auftritt. Der Götterhimmel weist spezifisch kilikische Synkretismen auf, samt irdisch belegbaren Lokalbezügen [S. 125-132]. Schrott sind die Landschaftsbeschreibungen wichtig, die Homer in seinen Gleichnissen benutzt; sie stimmen im agrarischen und geographischen Bereich meist mit Kilikien, nicht mit der Troas an der Westküste überein [so das zentrale Kapitel: Homers Heimat, S. 183-228]. Die Griechen lebten dort auf luwischem Boden unter assyrischer Oberherrschaft [S. 198] und standen im Streit mit den Assyrern, die drei kilikische Revolten [S. 229-304] niederschlagen mussten. Mit dieser Neulokalisierung wird erstmals das eingangs zitierte Wort von Platon mit Sinn erfüllt – obwohl es erstaunlicherweise von Schrott gar nicht herangezogen wird !

Karatepe ist zwischen kilikischer, amanischer und syrischer Pforte, zwischen Hethitern, Assyrern und Phöniziern höchst interessant gelegen; die Zinnvorkommen hinter Tarsos im Taurus und der lebhaft Kupferhandel mit Zypern machen das Gebiet zu einer Drehscheibe für die wichtigsten Handels-güter der Bronzezeit [S. 30, 186]. Kilikien ist deshalb auch den Ägyptern bekannt, unter den Bezeichnungen *Qode* oder *Que*, die abgeleitet wurden von deren Wort für Achaier: *ekwes* [S. 32]. Die Bezeichnungen *Dardaner* und *Qode* scheinen austauschbar gewesen zu sein [S. 37], ebenso wie *Kiliker* und *Achaier* [S. 41].

Die assyrischen Bezüge

Als assyrischer Großkönig schlägt **Sargon II.** (herkömml. 721–705) im Jahr -715 die erste Revolte bei Tarsos nieder und wendet sich dann gegen den Phrygerkönig Midas [S. 237]. Adanija wird administratives Zentrum, auch für Zypern [S. 240]. Als die von Homer als Amazonen bezeichneten Kimmerier auftauchen, muss Sargon gegen sie mit Midas paktieren. Schließlich fällt Sargon den Kimmeriern zum Opfer, als er Midas unterstützen will. Er bleibt ohne Grab, seine Leiche wird geschändet – der damals schlimmste denkbare Tod [S. 244]. Homer benutzt dieses Motiv beim Tod Hektors wie auch bei der Verzögerung von Patroklos' Begräbnis, wobei dessen geisterhafte Erscheinung auf die zwölfte Tafel des Gilgamesch zurückgeht [S. 244]. Mehr als seltsam, dass jüngst Stefan Maul [2005, 40] bei seiner Übersetzung des *Gilgamesch*-Epos diese zwölfte Tafel als Anhang aus einer anderen Traditionslinie deklarierte und deshalb nicht in seine Edition aufgenommen hat.

Sargons Nachfolger **Sanherib** (704–681) lässt dann die zweite kilikische Revolte niederschlagen, nachdem er Jerusalem erobert und Babylon geflutet hat [S. 265]. Im Jahr -696 dauert die Revolte bereits neun Jahre, analog zum troianischen Krieg [S. 258]. Nun wird Belagerungsgerät auf Rädern in Stellung

gebracht, vielleicht Vorbild fürs troianische Pferd [S. 261]. Sanheribs lebhaftes Interesse an Bildung und Ingenieurskunst – ob Bronzeguss, Intarsien- oder Niello-Arbeiten, aber auch weibliche Kolosse, die an die Robotermädchen des Hephaistos denken lassen [S. 268] – lässt zumindest die Laien staunen.

Noch gelehrter ist *Assurbanipal* (668–631/629), unter dem sich Schrott einen Schreiber namens Homer vorstellen kann [S. 330 f.], möglicherweise sogar als Eunuchen, was Altphilologen 'perhorreszieren'.

Es geht Schrott nie um direkte Entsprechungen, sondern fast immer um dichterische Übernahmen ins Epos. Das führt beispielsweise dazu, dass die Griechen, die doch gegen die assyrisch beherrschten Troianer vorgehen, selbst viele Züge assyrischer Herrschaft zugewiesen bekommen, insbesondere Achill die überaus grausamen Züge von Asarhaddon und Assurbanipal [so auch S. 53, 296], während die Troianer späthethitische Züge tragen [S. 63].

Wenn *Asarhaddon* (680–669) im Verlauf der dritten kilikischen Revolte die Zitadelle von Karatepe einnimmt, so fließt das Kampfgeschehen direkt in die *Ilias* ein, wie sich auch an dort aufgefundenen Reliefs und Inschriften bestätigen lässt. Noch bezeichnender ist die phönizisch-luwische Bilingue von Karatepe, verfasst für den Herrschaftsanspruch eines Herrschers von Gnaden der Assyrer, der sich als Danaer aus dem griechischen Hause Mopsos sieht [S. 142].

Verblüffend ist die natürlich aus der Übersetzung herrührende Textkenntnis von Schrott, etwa wenn er bei Homer

„einen fast schon archäologisch zu nennenden Blick [entdeckt] – so etwa wenn er Ruinen und Denkmäler als Zeugnisse längst vergangener Zeiten herausstreicht“ [S. 160].

Ebenso bestechend sind die Vergleiche mit hethitischen und assyrischen Darstellungen [ab S. 207], für die rund 100 Abbildungen und Karten ins Buch aufgenommen wurden (dem leider ein Stichwortverzeichnis fehlt). Nachrangig schätze ich die phonetischen Abgleiche ein, an denen sich die Altphilologen am meisten reiben: Es geht ja hier nicht um das Einhalten von Lautverschiebungsregeln innerhalb entstehender Sprachen, sondern um Namensübernahmen aus fremden Sprachen, wobei allein zählt, was der Fremde verstanden zu haben glaubt.

Das troianische Problem

Der Burghügel von Troia mit seinen lediglich 20 m Höhe entsprach noch nie dem „felsigen“ und „windigen“ Hügel mit Homers „Krone von Türmen“, für die es keine archäologische Entsprechung gibt. Schrott betont, dass Homer die mittlerweile aufgefundene Unterstadt nie erwähnt und auch nur von zwei Toren spricht, während in Troia VI deren fünf gefunden worden sind [S. 55, 58; Bestätigung bei Orthmann, 413].

Deshalb schwankten die Gelehrten vor Schliemann zwischen den Hügeln Bunarbaschi und Hissarlik, beide nahe der Dardanellen. In den letzten 30 Jahren ist auch in weit entfernten Gegenden gesucht worden. Der Mexikaner *Roberto Salinas Price* [1984; 2006] hat die illyrischen Ruinen von Daorson (bei Stolač) im Hinterland von Dubrovnik vorgeschlagen. Den Niederländer *Iman Wilkens* [1990] führte seine Suche zu den Gog Magog hills nahe dem altherwürdigen Cambridge. Und der Italiener *Felice Vinci* sieht Odysseus' Heimat Ithaka als dänische Insel Lyø und Troia als Kisko nahe der finnischen Küste.

Dagegen bleibt Schrott bei seiner Suche im Mittelmeer, in Kleinasien und hat damit von vornherein die besseren Karten. Der 225 m hoher Hügel von Karatepe mitsamt der alten Festungsanlage ohne Unterstadt [S. 217] ist gerade im Vergleich mit dem westtürkischen Troia der topographisch wie archäologisch bessere Kandidat. Wenn um -1200 das hethitische Großreich untergeht, werden die Paläste der ägäischen Machtzentren und von Troia zerstört. Soweit der Archäologe in Karatepe Befunde hat, war es eine Zerstörung ohne Kampf, also ähnlich wie im 'klassischen' Troia [S. 51].

In der Nähe lassen sich auch die benachbarten Leleger und Kaukonen (Kikonen) verorten [S. 223], obendrein der Kilikerhügel Thebe nahe bei Troia, den noch kein Interpret in der westlichen Türkei lokalisieren konnte [S. 305-310], der aber dicht bei Karatepe liegt. Von hier aus kann Schrott weiteren griechischen Städten und Völkerschaften Siedlungsraum an der Küste westlich von Tarsos zuweisen: Aitolern und Kureten, Pylenern und Epeiern [S. 311-315], die von Agamemnon dem Achill geschenkten sieben Städte, die im östlichen Peloponnes nie zu verorten waren [S. 317]. Nahebei liegen Achills Landstriche Hellas, Phthia und der seiner Myrmidonen, die sich westlich von Tarsos an der Küste aufreichten [S. 321].

Uns ist der Versuch Felice Vincis bekannt [Illig 2004; Vinci 2005; Diebitz 2006], die Irrfahrten des Odysseus in der Ostsee zu verorten und demnach Troia nahe der finnischen Küste. Nun hat Vinci betont, dass die Achaier der *Odyssee* häufig im Nebel tappen und schwere Mäntel benötigen, die im Mittelmeer nicht angebracht seien. Für Schrott ist der auch in der *Ilias* wabernde Nebel typisch für das enge Nebeneinander von maritimem Tiefland und 3.700 Meter aufragendem Hochgebirge mitsamt daraus resultierenden Temperaturunterschieden; er verweist auch auf die beiden jährlichen Regenperioden Kilikiens, die Homers „unablässigem Winterregen“ entsprechen [S. 193]. Und winterliche Belagerungszeit erfordert dort dicke Chitons und Felle zum Schlafen [S. 290].

Schrott bringt mit dem Olivenbaum ein für Vinci sehr unbequemes Faktum: Olivensprösslinge müssen hier, anders als im klassischen Troia, in geschützten Beeten gezogen werden, wie es Homer beschreibt [S. 193 f.]; Olivenöl gilt deshalb in Kilikien eher als Luxusgut für die Hautpflege [S. 247]. In Vincis Ostseeraum ist es dagegen unerklärbar. Dafür bleibt Vincis Befund

sperrig, wonach es in der Odyssee keinen Hinweis auf die schöne mykenische Keramik gibt; die Helden benutzen nur Trinkgefäße aus Edelmetall oder Holz, doch keine aus Keramik [vgl. Illig 2005, 266, unter Bezug auf Schuchhardt]. In Kilikien steigt ab -700 die griechische Keramikpräsenz sprunghaft an [S. 284], so dass ihr Verschweigen durch Homer einmal mehr rätselhaft bleibt. Schrott ist sich aber den Grenzen seines Verfahrens durchaus bewusst:

„Überzeugend werden sie jedoch gerade durch das Kumulative von Evidenzen und Indizien, die lückenlos zueinander passen: wo mehrere hundert von ihnen eine konzise These samt einer stringenten Argumentationslinie ergeben, hat man es wohl mit mehr als nur Wahrscheinlichkeiten und zufälligen Übereinstimmungen zu tun“ [S. 15 f.].

Hier haben die Kritiker sofort eingehakt, was relativ leicht ist, da Kilikien zu wenige Grabungen und statt dessen nur Namen, ihre Ableitungen und schriftliche Dokumente bietet [S. 27]. Mir persönlich scheint die größte Schwachstelle zu sein, dass Homer das Bild von Karatepe mit dem von Troia an den Dardanellen überlagert hätte. Das ist mit Hesiod allein [S. 58, 292] schwer zu motivieren. Problematisch scheint auch die weite Entfernung von Karatepe bis zum vorgeschlagenen Hafen bei Rhegma [S. 60]: ca. 130 km. Zwar besaßen die Troianer keine Flotte [S. 323], aber wo hätte Homer über diese für Fußvolk enorme Distanz berichtet, die Zwischenlager erforderlich gemacht hätte?

Was bei Schrott gänzlich fehlt, ist der chronologiekritische Aspekt. Zunächst bemerkt auch er nicht, dass die *dark ages* zwischen mykenischer Zeit und Archaik ein Kunstprodukt sind. Da darf es vom -8. bis zum -6. Jh. dauern, bis sich neuerlich die Schrift im Mittelmeerraum verbreitet [S. 22], da wird von den nicht mehr erhaltenen mykenischen Eberzahnhelmen berichtet [S. 64; vgl. Heinsohn/Illig, 35], das Durchhalten der Danaer wird durch die „vier Jahrhunderte später auftauchenden kilikischen Inschriften“ bestätigt [S. 66]. Dann beginne diese Region als eine von wenigen zwischen dem -10. und -8. Jh. zu prosperieren, wie die Archäologie belege [S. 69]. Die militärische Charakterzeichnung des -7. Jh. wird allerdings auch durch persische Quellen aus der Zeit um -500 (Dareios I.) konturiert [S. 99].

Bei den Passivwaffen aus Bronze und den Angriffswaffen aus Eisen muss Schrott [201 f.] relativieren, weil Eisen bereits in spätmykenischen Zeiten präsent war und sich mehr als 500 Jahre später längst durchgesetzt haben müsste. Auch am Alter z.B. des Gilgamesch-Epos hat er wenig Zweifel. Zwar stammen die meisten der aufgespürten Keilschrifttafeln aus Assurbanipals Bibliothek in Ninive, aber es bleiben die Uralt-Datierungen, wie sie etwa Maul wiedergibt: Das uns erhaltene Epos stammt aus dem letzten Drittel des -2. Jtsd., davor gibt es Spuren von Versionen aus dem -18. und vielleicht -26. Jh., mit mündlich tradierten Wurzeln ab Beginn des -3. Jtsd. [Maul 14 f.]. Nachdem

Schrotts „Einflüsterer“ – so Schloemann – alle akademisch-korrekt waren, liegt es auf der Hand, dass er nichts vom Knirschen im chronologischen Gebälk erfahren hat.

Ein Iranist – Josef Wiesehöfer [2008] – bringt deshalb nicht nur Schrott, sondern auch sämtliche Gräzisten der Debatte gründlich in Verlegenheit, wenn er sich nicht recht vorstellen kann, wie überhaupt irgendetwas Plausibles zum Griechischen zwischen -1200 und -700 formuliert werden könne:

„Der Historiker hätte in dem Buch zudem gern ausführlicher erfahren, was denn die Archäologen und Althistoriker inzwischen über das schriftlose Griechenland selbst (inklusive der Inselwelt und Westkleinasien) in der Zeit zwischen 1200 und 700 und auch über die Historizität und Datierung der in den Epen beschriebenen Gesellschaft wissen bzw. vermuten. Eine solche Information hätte ihm helfen könne, in oder über Kilikien (um)laufende »griechische« Traditionen leichter zu entdecken. Sie wäre auch nützlich gewesen bei dem Versuch, die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände in Hellas im 8. und 7. Jahrhundert mit ihren politischen, ökonomischen und sozialen Pendanten in Kilikien zu vergleichen“ [Wiesehöfer 2008, 25].

Auch Wiesehöfer kennt also die Kritik an den ‘Dunklen Jahrhunderten Griechenlands’ nicht. Nun könnte man im Gegenzug Wiesehöfer die Frage stellen, wo denn die achämenidischen Befunde Kilikiens für -500 bis -300 bleiben, wenn er – mit seinen altorientalistischen Kollegen – Karatepes Hochblüte mit seinen Revolten zwischen -750 und -600 ansiedelt, obwohl – nach den griechischen Quellen – auch mehrere große Satrapenaufstände gerade von dort ihren Ausgang nahmen. Mit Verweis auf diese doch ebenso erstaunlichen ‘Dunklen achämenidischen Jahrhunderte’ aber könnte Schrott sich nur wehren, wenn er die Chronologien von Gräzisten und Assyriologen gleichzeitig in Zweifel zöge. Nun darf man nach dafür einschlägigen Vorarbeiten [etwa Heinsohn/Illig 1990/2003, 324-329; Illig; 1993; Weissgerber 1997; Heinsohn 2000] gespannt sein, wie weit Schrott zu gehen bereit ist.

Literatur

Diebitz, Stefan (2006): „in the far north thousands of years ago“. Eine kritische Würdigung von Vincis *The Baltic Origins of Homer's Epic Tales*; in *ZeitenSprünge* 18 (3) 623-633

Heinsohn, Gunnar (32000): *Assyrerkönige gleich Perserherrscher. Die Assyrerfunde bestätigen das Achämenidenreich*; Gräfelting

Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (32003): *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Gräfelting (11990)

Illig, Heribert (1993): Juda und seine persischen Könige; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegen-*

- wart V (1) 52-54
- (1998): Hauen und Stechen auf breiter Front. Wie ein Kampf ums frühe Mittelalter; in *Zeitensprünge* 10 (1) 122-142
 - (2004): Vinci – Horken – Velikovskij – Heidrich. Streifzüge zwischen Skandinavien und Griechenland; in *Zeitensprünge* 16 (2) 444-461
 - (2005): Jenseits mancher Grenzen. Jahrestreffen Mai 2005 in Zürich; in *Zeitensprünge* 17 (2) 260-269
- Latacz, Joachim (2008): Wir bleiben Troy. Der neue Kampf um Troja: Der Dichter Raoul Schrott meint zu Unrecht, das Geheimnis Homers und der »Ilias« gelüftet zu haben. Denn vor lauter Begeisterung bringt er einiges durcheinander; in *SZ*, 3. 1., auch www.sueddeutsche.de/kultur/artikel/952/150580/9 (hier mit einer Einleitung durch Johan Schloemann)
- Maul, Stefan M. (Hg., 2005): *Das Gilgamesch-Epos*. Neu übersetzt und kommentiert von Stefan M. Maul; München
- Orthmann, Winfried (1971): Karatepe; in *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Bd. 5, 413 f.; Berlin
- Platon (1988): *Gesetze* (Band VII von Platon Sämtliche Dialoge; Hg. Otto Apelt); Hamburg
- Price, Roberto Salinas (1984): *Homer's blind audience. An essay on the Iliad's geographical prerequisites for the site of Ilios*; San Antonio, Texas
- (2006): *Homeric whispers. Intimations of orthodoxy in the Iliad and Odyssey*; San Antonio, Texas
- Rollinger, Robert (2008): „Schrott wagt den Blick über die Zäune hinweg“. Interview durch Rainer B. Schossig; in *Deutschlandfunk*, 5. 1. 08 (Text im Internet)
- Schloemann, Johan (2008): Also steht ihr jetzo betäubt, und starrt vor der Feldschlacht; in *SZ*, 8. 3. 08
- Schrott, Raoul (2007a): Homers Geheimnis ist gelüftet; in *FAZ*, 22.12., Z1
- (2007b): Homer hat endlich ein Zuhause – in der Türkei; in *FAZ*, 22. 12., Z3-Z5
- S = Schrott, Raoul (2008): *Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe*; Carl Hanser Verlag, München
- (2008a): Es geschah in Kilikien; in *FAZ*, 15. 3. 08
- Vinci, Felice (2005): Homer in the Baltic; Vortrag am 7.5. in Zürich beim Jahrestreffen der Zeitenspringer (entstanden aus *Omero nel Baltico* (1993, 1995, 1998), Rom, und *Homer in the Baltic* (2001), Rom. Inzwischen ist von F. Vinci (2006), erschienen: *The Baltic origins of Homer's epic tales. The Iliad, the Odyssey, and the migration of myth*; Rochester, Vermont)
- Weissgerber, Klaus (1997): Fremde Herrscher über Ägypten III. Aegyptiaca V (Asiatica II); in *Zeitensprünge* 9 (4) 569-598
- Wiesehöfer, Josef (2008): Auf den Spuren eines genialen Dichters. Warum Raoul Schrotts Homer-Deutung trotz zahlreicher Mängel eine anregende Lektüre ist; in *Die Welt*, 15. 3. 08; S. 25
- Wilkins, Iman (1990): *Where Troy once stood. The Mystery of Homer's Iliad and Odyssey revealed*; London

Zweite Skythen-Ausstellung in München

Heribert Illig

Die Skythen traten in Kontakt mit einigen wichtigen Kulturen unseres abendländischen Erbes, mit Griechen, Assyrem, Medern, Persern, Juden und Ägyptern. Doch sie selbst breiteten ihre eigene Kultur viel weiter aus als alle anderen Völker, in einem Bogen von fast 7.000 km (das Mittelmeer misst von Gibraltar bis Kilikien 3.400 km). Sie nahmen ihren Ausgang in Sibirien, im Stromgebiet des oberen Jenissei; es folgten: Tagar-Kultur (Sibirien), Tuva (Mongolei), Pazyrik-Kultur am Altaj mit den Permafrostfunden, Saken im heutigen Kasachstan, Sauromaten in Südrussland, Skythen im engeren Sinne (Ukraine und kaukasisches Umfeld), aber auch noch die Vekezug-Kultur in Ungarn und Skythenfunde bis zur Elbe (Lausitz). Diese Abfolge schließt immer ein zeitliches Nebeneinander ein.

Nach heutiger Auffassung handelt es sich weder um ein Volk noch um Stämme, sondern um ein Kulturphänomen, das sich „vom 8. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr.“ in den Steppen Eurasiens verbreitet hat [Begleitband = B. 23]. Für diese Kultur war das nomadische Leben genauso typisch wie prachtvoll ausgestattete Gräber in Tumuli, sog. *Kurganen*. Praktisch nur aus diesen Gräbern rekrutiert sich unser Fundbestand aus relativ wenigen Materialien: Leder und Filz, Holz und (selten) Stein, vor allem aber Gold. So stand die Ausstellung in München (davor in Berlin und danach in Hamburg) unter dem Motto „Im Zeichen des goldenen Greifen“. Laut Herodot [4.27; 3.116] bewachten diese Fabeltiere die fernen Goldvorkommen, wurden aber gelegentlich von den einäugigen Arimaspen beraubt.

Am Beginn steht einmal mehr Homer [*Ilias* XIII,1-6], der nördlich des Schwarzen Meers von „Stutenmelkern und Milchessern“ spricht [B. 32]. Die Wissenschaftler um Hermann Parzinger [heute Präsident der *Stiftung Preußischer Kulturbesitz*] bleiben bei der früheren Homer-Datierung im -8. Jh. Folgten sie Burkert, West und Schrott, stünde die *Ilias* Mitte des -7. Jh., und Hesiod gebührte die Priorität. Nach anderen griechischen Autoren hätten die Skythen im -7. Jh. versucht, nach Kleinasien, Urartu, Palästina und sogar Ägypten vorzudringen, bis sie der Mederkönig Kyaxares -616 vernichtend schlug und sie bald danach ihr Potential als Machtfaktor in Vorderasien einbüßten.

In der Steppe haben Tausende ihrer Kurgane überdauert, die seit der Zeit Peters des Großen zunächst geplündert, später dann planmäßig ergraben worden sind. Sie waren im Vergleich zu ihren Durchmesser von bis zu 100 m [B. 67] flach, auch wenn sie ausnahmsweise eine Höhe von 21 m erreichen konnten [B. 254]. Auch die ältesten hatten eine Binnenstruktur: anfangs radförmige

Holzkonstruktionen [B. 43], hölzerne Grabkammern, später auch falsche Gewölbe für die Grabkammern [B. 271]. Ihre Bezeichnung als „Königsgräber“ geht auf Herodot zurück; doch ob die Skythen Könige im Sinne des Wortes hatten, ist mangels schriftlicher Überlieferungen dunkel [B. 44].

Ausstellung wie Katalog geben die Fülle an zum Teil erstaunlichen Funden bestens wieder. Uns geht es hier um zwei chronologische Probleme.

Die Skythen verlassen die Zeit vor -800

Bei der ersten Skythen-Ausstellung in München, 1984, die nur Funde aus der Leningrader Eremitage zeigte, stand am Beginn die nordwestkaukasische Majkop-Kultur des -3. Jtsd., im weiten zeitlichen Abstand gefolgt von Exponaten der Koban-Kultur des frühen -1. Jtsd. Die Gold-Exponate aus Majkop wirkten allerdings wie skythische Arbeiten des -7./6. Jh. Damals hieß es: Die „heterogene Zusammensetzung der Beigaben – einerseits Werke hohen künstlerischen Ranges aus kostbarsten Materialien, andererseits Waffen und Gerät auf noch steinzeitlicher Kulturstufe – war und ist noch immer Anlaß wissenschaftlicher Diskussion. Umstritten ist vor allem die Datierung der Funde. [...] Doch war man sich von Anfang an zumindest über das bedeutend höhere Alter der Majkop-Funde einig“ [Sembach/Haeseler, 27].

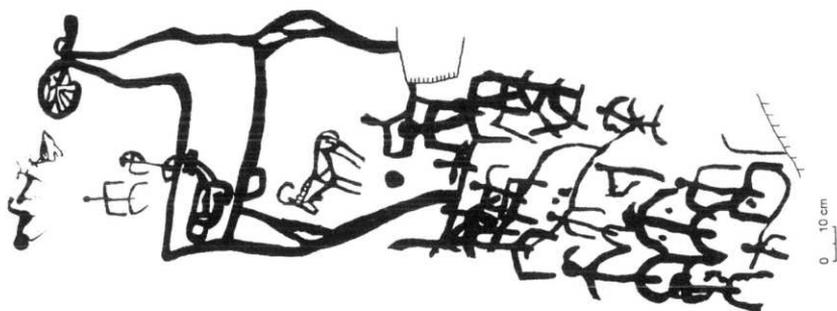
Diesmal wird ein anderer Fundkomplex von Goldarbeiten aus Majkop gezeigt, der aus Berliner Museumsbesitz stammt; es wird auch auf den früheren Katalog verwiesen, doch nichts geklärt. Denn bei diesem Majkop-Fund handelt es um keinen einheitlichen Bestand, sondern um verschiedene Sets, breit gefächert zwischen -5. Jh. und +8. Jh.! [B. 222] ‘Verschwunden’ ist auf alle Fälle jene Majkop-Kultur des -3. Jtsd. Dasselbe gilt für die 1.500 Jahre später angesiedelte Koban-Kultur des frühen -1. Jtsd. [Sembach/Haeseler, 32-41]. Auch sie wird bei der jetzigen Ausstellung übergangen. Insofern treffen sich beide Ausstellungen erst bei der frühskythischen Kunst des -7./6. Jh. Aus unserer Sicht bedeutet dies für die Skythen einen fundmäßig erzwungenen ‘Kehraus’ der *dark ages* vor -800 und noch älteren Wurzeln.

Skythische Kontakte zu viel älteren Kulturen

Nach den oben genannten Datierungen stammen die Skythen und ihre Funde durchwegs aus dem -1. Jtsd.; ein direkter Kontakt zur mykenisch-minoischen Kultur kann nicht bestanden haben. Trotzdem begegnen wir Funden, die zweifellos nur im Kontakt mit älteren Kulturen entstanden sein können.

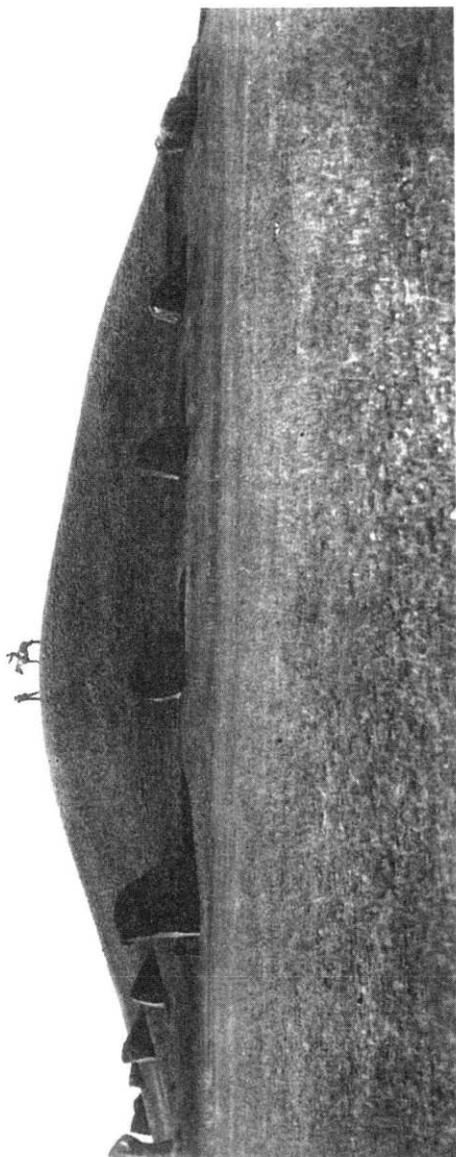
So finden wir auf den sog. Hirschsteinen [B. 62 f.], einst senkrecht in der mongolischen Steppe aufgestellte Monolithe, gereihte Hirschdarstellungen mit parallel zum Rücken getragenen Geweih, die an Ritzungen aus dem Magdalénien erinnern [VV, 167], wobei daran zu erinnern ist, dass die jüngsten von ihnen in Nordnorwegen gefunden werden [VV, 168]. Skythische Steinplatten

| STRUKTUREN | MENSCHEN | HIRSCHE | WAFFEN | SYMBOLE | IDOLARTIGES |
|------------|----------|---------|--------|---------|-------------|
| | | | | | |
| | | | | | |
| | | | | | |
| | | | | | |



Menschen- und Tierfiguren von einer Steinplatte aus dem Kurgan Barsucij Log [B. 66]

Menschen- und Tierfiguren aus dem Valcamonica, zwischen -3000 und -600 [VV, 55, nach Anati 1982 (*I Camuni*); Milano, zu Saal V].



Tagar-Kultur: Bronzezeitlicher Kurgan von Salbyk (70 x 70 m), umstellt von Monolithen; ca. -7. Jh. [B. 105, nach Aufnahme von 1910].
Cairn von Newgrange, umstellt von Monolithen; -3. Jtsd. [VV, 105; Zeichng. HI]

der Zeit um -800 zeigen auch 'Strichmännchen' [B. 66, 112], vergleichbar mit viel älter eingestuften Oranten, z.B. aus dem norditalienischen Valcamonica [VV, 53-57]. Skythische Tumuli können wie der irische Cairn von Newgrange von Monolithen umstellt sein, der aber samt falschem Gewölbe dem -3. Jtsd. zugewiesen wird [B. 105; VV, 105 f.]. Dasselbe gilt für Tumuluseinfassungen aus geschichteten Steinen, senkrechten Steinplatten (Orthostaten) und eingefügten Pfeilern, die wiederum an irische Cairns oder an maltesische Tempelstrukturen erinnern [B. 109, 113; VV, 91].

Die skythische Kultur hat spezifische Tierdarstellungen (Hirsch, Panther, Greif etc.) und Tätowierungsmuster [B. 123], die keine Fremdbeeinflussung zeigen. Wenn wir aber einen goldenen Ohrschmuck mit Filigran, Granulation und Email aus dem ausgehenden -7. Jh. sehen [B. 99], so erinnert er an die Etrusker, die damals Goldgranulation herstellten und ihre Grabkammern ebenfalls mit falschen Gewölben versahen. An die Etrusker erinnert auch eine bronzene Räucherschale, auf deren Rand Raubkatzen promenieren [B. 170]. Ebenso gibt es Artefakte mit Stilelementen assyrischen, urartäischen und phönizischen Kunstschaffens [B. 231]. Zur Gegenwart hin ist also der Zeitrahmen stimmig.

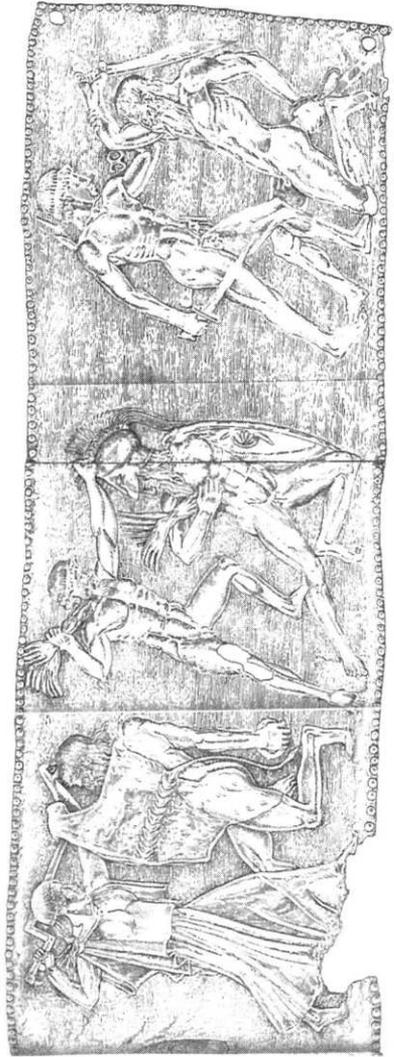
Aber östlich der Krim kamen aus den Kurganen von Uljap reiche Goldfunde, darunter ein Ausnahmestück: der silberne, zum Teil vergoldete, aufgeständerte Rhyton in Form eines Pegasus, der mit seinen ältesten Teilen dem -6. Jh., ansonsten dem -5. Jh. zugeschrieben wird, mitsamt Hinweis auf die Rätselhaftigkeit seiner Zeitstellung [B. 207, 212-215]. Nun haben Rhytone, also Gefäße für Trankopfer (Libationen), ihre schönsten Vertreter in minoischer Zeit. Auf diesem skythischen Rhyton attischer Herkunft läuft ein vergoldeter Fries mit einer ins Metall getriebenen Gigantomachie um. Die auf sechs Felder verteilten Kampfszenen erinnern stark an die Becher von Vaphio, die uns Darstellungen in vergleichbarer Technik und Stil zeigen, allerdings aus dem -15. Jh. [Matz, Taf. 64 f.]. Hier beträgt die Zeitversetzung zur herkömmlichen Chronologie an die 1.000 Jahre, vergleichbar der bei den Goldmasken von Mykene und Trebenište [VV, 36 f.]. Sie wird bekräftigt durch verschieden geformte goldene Zierplättchen, die wir ähnlich aus mykenischen Zeiten kennen [B. 211; Matz, Taf. 91]. Es darf in diesem Zusammenhang daran erinnert werden, dass der Greif bei den Minoern so prominent war, dass er den sog. Thron des Minos in Knossos flankieren durfte.

Klassisches, einsträhniges Flechtwerk, wie es die Hyksos bis nach Ägypten bringen, tritt so selten auf [B. 221=226], dass seine Wurzeln nicht in der Steppenkultur wurzeln können. Dagegen scheinen keltisches Flechtwerk genau so wie germanischer Tierstil davon beeinflusst worden zu sein.

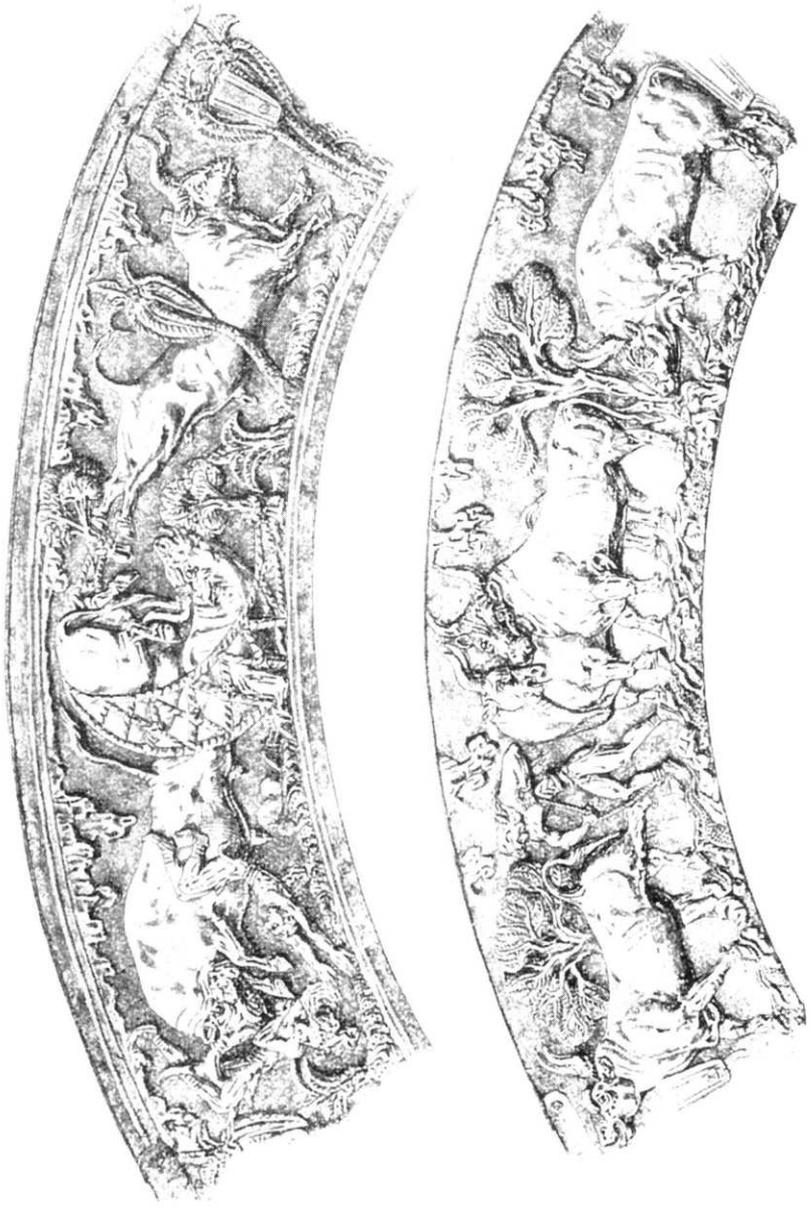
Zwei 'Ausreißer' in die Gegenrichtung wollen auch erwähnt sein. Ein prunkvoller Köcher (Goryt) mit Schmuckfriesen wird auf 350-325 datiert [B.



Pegasus-Rhython aus dem Kurgan 4 von Uljap; silbern, teils vergoldet, 37 cm hoch, mit einem Fries von 6 kämpfenden Paaren; -5. Jh. [B. 212]



Pegasus-Rhython: Kämpfenden Paare einer Gigantomachie [B. 214]



Goldenes Becherpaar aus Vaphio, minoisch; konv. -15. Jh. [Matz, Taf. 64]

243], erinnert aber mit seiner Personendarstellung bereits an die Augustus-Gemme der Zeitenwende [Oberleitner, Titelbild]. Und die abgewinkelten Trinkhörner [B. 209, 223] des -5. Jh. verweisen genauso wie die Flügelgreife auf den Schatz von Nagyszentmiklós [Laszló/Rácz], was dessen ohnehin schwankende Datierung noch schwieriger macht [Illig 2002, 667-671; Weissgerber 2003, 265-274].

Ein Wort zur skythischen Ethnie. Sämtliche Personendarstellungen [so B. 248, 277, 279-283, 295, 297 f.] zeigen europide Gesichtszüge, zum Teil mit langen Bärten und langem Haar, das den mit Kalkmilch gestärkten keltischen Frisuren zu entsprechen scheint. Mongolische Gesichtszüge sind nirgends zu erkennen. Hier ließe sich einwenden, dass als Handwerker vorwiegend Griechen gearbeitet haben; aber diese Handwerker hätten sich fügen müssen, so die Auftraggeber auf Ähnlichkeit bestanden. Die aus einer Eislinse geborgene und in einer Kälte-Box ausgestellte Mumie hat blondes Haar [B. 146], doch ihr Gesichtsschädel ist leider skelettiert. Gen-Analysen haben gezeigt, dass die Träger der Pazyryk-Kultur eine iranisch-samojedische Gruppe bildeten [B. 143]. Der aktuelle Katalog lässt uns ansonsten im Stich (soweit das ohne Stichwortverzeichnis kontrollierbar ist), während der von 1984 uns mitteilt, dass die Skythen des Pontus, des Kaukasus- und Kuban-Gebietes rein europide Merkmale aufwiesen, und weiter im Osten sowohl rein europide wie auch europid-mongolisch gemischte Merkmale auftraten [Sembach/Haessler, 24].

Zur Benennung der Skythen

Die Bezeichnung „Skythen“ führt zu neuen Fragestellungen. Unter Asarhaddon taucht um -675 erstmals ihr Name auf assyrisch auf: Aš-ku-za-a-a (*Aškuza*) oder Iš-ku-za-a-a (*Iškuzai*), durchaus ähnlich zum griechischen *skythai*. Dazu schrieb György Györffy [1988, 446 f.]:

„Es sei hier noch die neuere linguistische Lösung erwähnt, wonach im semitischen Namen Aškenaz [Urenkel von Noah; HI] eigentlich ein Volksnamen steckt. Der hebräische Buchstabe ‚vav‘ wurde fehlerhaft für das sehr ähnliche ‚nun‘ gelesen, und hinter dem Namen Aškenaz stand im Urtext Aškūz, der assyrische Name der Skythen.“

Wäre somit geklärt, dass die in Osteuropa ansässigen Juden ihre Bezeichnung *Aschkenazim* von den Skythen übernommen haben? Nein, keineswegs. Denn *Aschkenas* war die jüdische Bezeichnung für ‚Deutschland‘. Sie ist – sofern Luitpold Wallach [1939] noch im Recht ist – ab dem 10. Jh. von Juden des arabischen Kulturkreises für die ‚deutschen‘ Gebiete gewählt worden; seitdem wurden die Juden aus ‚Deutschland‘ mit *Aschkenazim* bezeichnet; sie selbst haben sich erst einige Jahrhunderte später mit *Aschkenas* identifiziert. Als Juden aus deutschen Gebieten ab 1096 als Vertriebene in den Osten abwandern mussten, anfänglich vorzugsweise nach Polen [Haumann, 19 f.],

wechselte der Begriff allmählich auf die osteuropäischen Juden über. Erst auf diesem Umweg kam der assyrisch-jüdische Begriff erneut in Benutzung für Völkerschaften in den Steppengebieten.

Gunnar Heinsohn [2007, 41, 138, 200] hat die rätselhaften *Quti*, *Quthen* oder *Gutäer* des altakkadischen -3. Jtsd. mit den Skythen identisch gesetzt, so dass es keine viel älteren Wurzeln dieser Bezeichnung gibt.

Könnten auch die Bezeichnungen Geten und Goten auf Skýthai/Quthen zurückgehen? Mit *Geten* [Wikipedia] werden thrakische Volkstämme bezeichnet, die zeitgleich mit den Skythen auftraten. Ging der übergeordnete Begriff Skythen auf die Geten über?

Die *Goten* [Wikipedia] sind erst viel später, zur Zeitenwende an der unteren Weichsel zu finden. Sie wurden von den antiken Autoren als *Gotonen*, *Gutonen* oder *Gotans* bezeichnet. Sie breiteten sich weniger nach Nordwesten (als *Guten* in Gotland), als nach Südosten aus, um bis zur Krim vorzustoßen. Insofern könnten auch sie von Anfang an ähnlich den Steppenvölkern benannt worden sein. Immerhin liebten östliche Germanen ebenfalls den Greif, nicht zuletzt die Vandalen [vgl. Dattenböck, 26-68].

Literatur

B = Begleitband zur Ausstellung: Menghin, Wilfried / Parzinger, Hermann / Nagler, Anatoli / Nawroth, Manfred (Hgg., 2007): *Im Zeichen des goldenen Greifen. Königsgräber der Skythen*; München u. a.

Dattenböck, Georg (2006): *Vandalen: Gründer von Baiern und Österreich?* Marchtrenk (A)

Györffy, György (1988): Erfundene Stammesgründer; in *Fälschungen im Mittelalter*, Bd. I, 443-450 (Kongress der MGH, 1986, München); Hannover

Haumann, Heiko (¹1998): *Geschichte der Ostjuden*; München

Heinsohn, Gunnar (²2007): *Die Sumerer gab es nicht*; Gräfelting

Illig, Heribert (2002): Theoderich d. Gr. – Vorlage für Karl d. Gr.; in *Zeitensprünge* 14 (4) 656-671

- (²2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting (¹1988); = VV

Laszlo, Gyula / Rác, István (1977): *Der Goldschatz von Nagyszentmiklós*; Budapest
Matz, Friedrich (1957): *Kreta, Mykene, Troja. Die minoische und die homerische Welt*; Berlin u. a.

Oberleitner, Wolfgang (1985): *Geschnittene Steine. Die Prunkkameen der Wiener Antikensammlung*; Wien u. a.

Sembach, Klaus / Haeseler, Gottfried von (1984): *Gold der Skythen aus der Lenin-grader Eremitage* (Katalog zu Ausstellung 1984 in München); München

VV s. Illig: *Veraltete Vorzeit*

Wallach, Luitpold Israel (1939): Zur Etymologie Aschkenas [hebr.] - Deutschland; in *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 1939 (1) 302-304

Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräfelting

Die „libyschen“ Pharaonen (I)

Kleinfürsten zwischen der 18. und 19. Dynastie (Aegyptiaca XI)

Klaus Weissgerber

„Die lausigen ‚Orientalisten‘ etc. ...“

Karl Marx sarkastisch über einige dogmatische
Orientgelehrte seiner Zeit [Harstick, 61]

Abstract: Nach konventionellen Geschichtsdarstellungen beherrschten vor den „schwarzen Pharaonen“ die libyschen Fremdherrscher der 21. bis 24. Dynastie mehr als 350 Jahre (1089/69–715) Ägypten. Auf der Grundlage der stratigraphischen, archäologischen und technikgeschichtlichen Erkenntnisse von Heinsohn und Illig erörtere ich in diesem Beitrag die einschlägigen Schriftquellen und begründe meine These, dass diese „Herrscher“ lediglich unterägyptische Kleinfürsten der Übergangszeit zwischen der 18. und 19. Dynastie (zwischen Echnaton und Psammetich I.) waren. Im Ergebnis meiner Analysen bin ich auch zu der Erkenntnis gekommen, dass der bis jetzt namentlich unbekannte Hohe Priester des Amun, der sich erfolgreich Echnaton widersetzte, mit Iuput, dem Sohn Schoschenqs, identisch war, was die relative Bedeutung der 22. Dynastie vor der äthiopischen Eroberung erklärt.

Bemerkungen zu Herodot und Manetho

Obwohl **Herodot** als erster nichtägyptischer Schriftsteller ausführlich auf die Geschichte Ägyptens eingegangen ist, werden von den gegenwärtigen herrschenden Lehre seine konkreten Darlegungen durchweg ignoriert, wenn sie dem gegenwärtigen dogmatischen Zeitschema widersprechen. Das gilt besonders für seine Bemerkungen über die Identität von Ramses I. mit Necho I. und von Sethos I. mit Psammetich I. sowie deren Zeitgleichheit mit dem „äthiopischen“ Herrscher Sabakos [siehe *Aeg.* IX, 570 f.].

Soweit es um die Zeit zwischen dem Ägypten regierenden „Hephaistos-Priester“ (= offensichtlich Echnaton) und Psammetich ging, schrieb Herodot [II:147, 151], dass Ägypten damals von 12 Kleinkönigen beherrscht wurde, die mitunter kooperierten, sich aber auch gegenseitig bekämpften. Schließlich setzte sich einer dieser Fürsten, Psammetich, als Alleinherrscher durch; nach meiner Konzeption handelte es sich bei diesen Kleinkönigen um die „Pharaonen“ der 21. bis 24. Dynastie. Leider gab Herodot keine Namen an.

Nach *Manetho* gab es in der Zeit vor den „Aithiopen“ vier Dynastien:

| | Africanus | Eusebios | Bezeichnung |
|--------------|-----------|-----------|----------------------|
| 21. Dynastie | 130 Jahre | 130 Jahre | Taniten |
| 22. Dynastie | 120 Jahre | 49 Jahre | Bubastiten |
| 23. Dynastie | 89 Jahre | 44 Jahre | Taniten |
| 24. Dynastie | 6 Jahre | 44 Jahre | Bochchoris von Sais. |

Nirgends ist bei ihm davon die Rede, dass es sich hier um „Libyer“ handelt; Tanis und Bubastis waren Städte im unterägyptischen Delta.

Manetho gab auch nicht an, ob die „Pharaonen“ dieser Dynastien neben- oder nacheinander regierten; lediglich spätere Ägyptologen setzten stillschweigend ihre Aufeinanderfolge voraus. Betonen möchte ich jedoch, dass so bedeutende Manetho-Exzerptoren wie Flavius Josephus und dessen Vorbild Theophilus [vgl. *Aeg.* VII/1, 571] die Herrscher dieser Dynastien mit Stillschweigen übergingen, Schon hieraus kann geschlossen werden, dass sie nur kurz und auch nur in Teilen Ägyptens regiert haben können.

Die Ägyptologie zwischen Wissenschaft und Dogma: Die Konstruktion der „Dritten Zwischenzeit“

Eine Ägyptologie mit wissenschaftlichen Ansprüchen konnte erst entstehen, nachdem Jean François *Champollion* 1834 den Schlüssel zur Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphenschrift fand, wodurch die zahlreichen einheimischen Inschriften auf Denkmälern und Papyri erst lesbar wurden. Seitdem bemühten sich viele Ägyptologen, die diesen Namen wirklich verdienen, die zahlreichen neuen Erkenntnisse systematisch zu erfassen; soweit es um die Entwicklung der realen Chronologie Ägyptens ging, gab es jedoch zeitbedingte Probleme. Nachdem im 19. Jh. auch die babylonischen und assyrischen Chroniken entziffert wurden, deren lange Zeitangaben („Große assyrische Herrscherliste“) nicht bezweifelt wurden, sahen sich die damals führenden Ägyptologen gezwungen, eine entsprechend lange Geschichte Ägyptens zu konstruieren. Sie stützten sich hierbei auf Argumente, deren Unwissenschaftlichkeit sie damals noch nicht erkennen konnten, wie auf die These von den Sirius-Zyklen und auf angenommene Sonnen- und Mondfinsternisse, vor allem aber auf die Angaben Manethos über ägyptische Dynastien, die unkritisch nur als ‘Aufeinanderfolge’ verstanden wurden. Obwohl Manetho eine solche Periodisierung nicht vorgenommen hatte, wurden noch in diesem Jahrhundert von Maspero, Breasted und Gauthier das Alte, Mittlere, Neue und Späte Reich mit dazwischen liegenden Zwischenzeiten konstruiert. Generationen von Ägyptologen bauten in der Folgezeit, zumeist in gutem Glauben, dieses Zeitschema allseitig aus, dem alle Inschriften zugeordnet wurden und das so zum heiligen Dogma wurde.

Der französische Ägyptologe Gaston **Maspero** hatte als Direktor der ägyptischen Altertümergeverwaltung die Untersuchung der 1881 von Brugsch im unterirdischen Depot von Deir-el-Bahri gefundenen Mumien der 18. und 19. Dyn. ausgewertet, wobei er entdeckte, dass die Mumienbinden von Personen beschriftet wurden, die er der 21. Dyn. zuordnete. Von ihm stammt die bis heute nachwirkende Idee, dass die ab Herihor in Theben amtierenden „Hohenpriester des Amun“ mit den Pharaonen der 21. Dyn. zeitgleich waren und versuchte als erster Ägyptologe, verwandtschaftliche Beziehungen zwischen beiden Personengruppen zu beweisen. Diese Ideen wurden von dem US-amerikanischen Ägyptologen James Henry **Breasted** in seiner erstmals 1905 veröffentlichten *Geschichte Ägyptens* und den in den nächsten Jahren von ihm herausgegebenen Dokumentenbänden, mit entsprechenden Kommentierungen [grundlegend: IV:604-607] systematisiert.

Wie Jürgen von Beckerath [1997, 99] betrachte ich ihn als den eigentlichen Konstrukteur der „Dritten Zwischenzeit“, der konsequent von der Aufeinanderfolge der von Manetho angeführten Dynastien ausging. Der 21. Dyn. ordnete er die Inschriften der Hohen Priester von Theben ab „Hrhor“ zu [IV:604-690]; mit ihm begann die Vervielfachung der Herrscher der 22. Dyn. [IV:693-792]. Anscheinend war er sich des Widerspruches nicht bewusst, dass er einerseits Manetho voll vertraute, andererseits keine Hemmungen hatte, trotz nahe liegender Identitäten neue Pharaonen zu konstruieren, nur um die durch die vorgegebenen vorderasiatischen Synchronismen gebotene ‘Zeitfüllung’ zu gewährleisten. In den folgenden Jahren versuchte Henri **Gauthier** in seinem fünfbandigen *Buch der Könige Ägyptens* alle bis dahin bekannten Pharaonen aufzulisten und inschriftlich zu belegen. Zweifellos handelte es sich hierbei um eine große Fleißarbeit, die bis heute die Grundlage aller konventionellen Königslisten bildet, obwohl sie inzwischen in vielen Details als veraltet gilt. Das Werk hat aber entscheidend dazu beigetragen, dass sich das dogmatische Zeitschema durchsetzte.

Schließlich brachte Eduard **Meyer** in seiner *Geschichte des Altertums* mit seiner Autorität dieses System zur allgemeinen Anerkennung. Auch er versuchte, möglichst lange Regierungszeiten zu begründen. Während z. B. Manetho die Dauer der 22. Dyn. mit 120 Jahren angab, schrieb Meyer [1931, 59 = 2000, 70], dass diese Dyn. „mindestens 219 Jahre, vermutlich aber noch etwas länger regiert hat.“ Alan **Gardiner** vertrat nur geringfügig andere Datierungen.

Ich stelle keineswegs in Abrede, dass diese Ägyptologen bedeutende Leistungen erbracht haben, um die nunmehrige Informationsflut zu erfassen und chronologisch zu ordnen; die unrichtige ‘Weichenstellung’ begünstigte aber von Anfang die Entstehung des nunmehr (fast) unangreifbar gewordenen Zeitdogmas.

Weitgehend unbekannt ist, dass zunächst mehrere Ägyptologen wie Jens **Lieblein** [1873; 1914] und Cecil **Torr** [u. a. 1887] sich erbittert und mit guten Argumenten gegen die Konstruktion und Verlängerung der „Dritten Zwischenzeit“ wandten [vgl. Rohl, 474], sich aber nicht durchsetzen konnten. Es gab somit auch Ägyptologen, die als echte Wissenschaftler versuchten, die reale Chronologie Ägyptens zu rekonstruieren!

Erst etwa 50 Jahre später zweifelte Immanuel **Velikovsky** erneut die „Dritte Zwischenzeit“ an. Er billigte den Herrschern der 22. bis 24. Dyn. nur noch 100 Jahre, der ihr folgenden 25. (äthiopischen) Dyn. 60 bis 70 Jahre zu; die Herrscher der 21. Dyn. ordnete er, wie die späten Ramessiden, zeitlich der späten Perser- und Ptolemaierzeit zu [vgl. *Aeg.* IX, 569 f.; *Aeg.* X, 594 f.].

Ohne ihn zu erwähnen, fasste dagegen der britische Ägyptologe Kenneth Anderson **Kitchen** in seinem zuerst 1974 veröffentlichten Werk *The Third Intermediate Period in Egypt* alle bekannten Belege zur „Dritten Zwischenzeit“ zusammen und deutete diese kompromisslos im Sinne des dogmatischen Zeitschemas. Einige Ägyptologen wie David A. Aston [1989], Anthony Leahy [1990] und Peter James [1992] vertraten in der Folgezeit zwar in Einzelfragen andere Auffassungen als Kitchen und versuchten, die konventionellen Dynastien ‘umzubauen’, blieben aber dem konventionellem Zeitschema treu. Lediglich David **Rohl** [28 f.] hat sich grundsätzlich zur Methodik Kitchens geäußert:

„Sobald ich Kitchens Puzzle genauer betrachtete, fand ich Teile, die einfach nicht zusammenpassten [...] Außerdem entdeckte ich einige Grundannahmen zur Struktur der Dritten Zwischenzeit, die meiner Meinung nach nicht auf korrekten historischen Methoden gründeten.“

Konkret schrieb er an anderer Stelle seines Buches: „Kitchen ist bemüht, den Zeitraum von 405 Jahren, auf den er die Dritte Zwischenzeit veranschlagt hat, ‘aufzufüllen’“ [Rohl, 436].

Es ist nicht möglich, über die „libyschen“ Pharaonen zu schreiben, ohne sich mit den von Kitchen angeführten Belegen und seinen Deutungen, wenigstens in den wichtigsten Fragen, im Detail auseinanderzusetzen. Im Mai 2006 soll die 4. Auflage seines Werkes erscheinen. Da ich so lange nicht warten möchte (ich schreibe eine Beitragsfolge über die reale Pharaonenabfolge in *Ägypten vor Echnaton*), stütze ich mich hier auf die letzte vorliegende 3. Auflage aus dem Jahr 1986 [Reprint von 2004]. Dies erscheint auch deshalb legitim, weil Kitchen sein Grundwerk stets unverändert lässt und jeder neuen Auflage nur Supplemente mit recht nebensächlichen weiteren Belegen hinzufügt. Ich möchte nicht verhehlen, dass ich Kitchens Fleißarbeit viele Anregungen und sogar Argumente verdanke, auf die ich ohne das Studium seines Werkes wohl kaum gekommen wäre. Rohl [28 f.] ging es ähnlich.

Gab es eine „libysche Fremdherrschaft“?

Schon in altägyptischen Inschriften wurden „Libu“ erwähnt. *Herodot* [IV:168-199] beschrieb ausführlich 16 libysche Völker; als „Libyer“ bezeichnete er die (nichtscharzen) Einwohner Afrikas westlich von Ägypten. Nirgends ist jedoch bei ihm die Rede davon, dass Libyer jemals Ägypten beherrscht haben. Dies wurde erstmals von Ägyptologen des frühen 20. Jh. behauptet.

In einer in Abydos gefundenen Inschrift wurde ein (Gau-)Fürst Scheschonq, der als erster Herrscher der 22. Dynastie gilt, auch als „Großer Führer“ der Meschwesch („Mā“) bezeichnet, worunter allgemein Libyer verstanden werden. Obwohl dies noch nicht besagt, dass dieser Scheschonq selbst Libyer war, wurde die 22. Dynastie (zunächst nur diese) als „libysch“ bezeichnet [so Weiß 1928, 468 ff.]. Auch Beckerath [1997, 94-99] fasste unter der Überschrift „Die Libyerzeit“ nur die 22. und 23. Dyn. zusammen, war aber inkonsequent: Er behauptete, „dass die Könige und Hohenpriester der 21. Dynastie libyscher Abstammung waren“ [ebd. 101, Ziffer 2], wobei er sich zur Begründung nur darauf bezog, dass Scheschonq I. (22. Dyn.) der Neffe des Osorkon („21. Dyn.) gewesen sei. (Wie ich noch darlegen werde, hat selbst Kitchen diese Behauptung als sehr spekulativ bezeichnet.) Heute ist es allgemein üblich, auch die 21. Dynastie als „libysch“ zu bezeichnen und sogar von einer jahrhundertelangen „libyschen Fremdherrschaft über Ägypten“ zu schreiben.

Dass die Meschwesch schon viele Generationen im Nildelta lebten, wird auch von konventionellen Ägyptologen nicht bestritten. So wird immer wieder auf die im Serapeum von Saqqara gefundene Inschrift [Breasted, IV:785-792; Beckerath 1997, 97; Kitchen, 488] des Priesters Paseshor (Pesonhor; früher Harpeson gelesen) verwiesen, in dem dieser 15 Vorfahren angab, wovon nur der erste, Buyawawa, als „Libyer“ bezeichnet wurde. Das hatte schon Gardiner [360] erkannt:

„Es handelte sich bei ihnen aber nicht um Leute, die gerade erst nach Ägypten eingedrungen waren, sondern wahrscheinlich um die Nachkommen von Kriegsgefangenen oder von freiwilligen Siedlern, denen man [...] Land zu Eigentum unter der Bedingung zugewiesen hatte, daß sie sich zum Militärdienst verpflichteten.“

Anscheinend galten sie, wie die Kosaken im zaristischen Russland, als militärische Elitetruppe. Zeissl [84, Anm.] betonte:

„Die ‚Libyer‘ [...] waren nicht als Eroberer im Namen einer auswärtigen Macht aufgetreten; sie hatten erst die Königsgewalt an sich gerissen, nachdem sie durch einige Generationen in Ägypten ansässig gewesen waren und ägyptisches Wesen völlig angenommen hatten.“

Deshalb vermied ich schon in meinem frühen Beitrag „Fremde Herrscher

über Ägypten [Aeg. III] bewusst den Begriff „ägyptische Fremdherrschaft“, schloss aber damals trotz meiner vorgetragenen Zweifel an der Existenz einer „Dritten Zwischenzeit“ noch nicht aus, dass einige „libysche Kleinfürsten“ vor und während der „äthiopischen Herrschaft“ in Unterägypten kurzzeitig regiert haben können [Aeg. III, 216-219]. Herihor ordnete ich aber schon nicht mehr der „libyschen“, sondern der Perserzeit zu [ebd., 219].

Die Ausgrabungen in Tanis

Manetho bezeichnete die Pharaonen der 21. Dynastie als „Taniten“; sie kamen somit aus Tanis. Nach den Berichten hellenistischer und römischer Schriftsteller [z.B. Strabo, IV:20] lag „die große Stadt Tanis“ (altägyptisch: Djanet) im nordöstlichen Deltagebiet, unmittelbar an der Grenze nach Vorderasien; wegen dieser peripheren Lage war sie, was ich besonders betonen möchte, als Hauptstadt eines einheitlichen ägyptischen Staates denkbar ungeeignet. Nach Kurzaufenthalten (und ersten Ausgrabungsversuchen) vertraten die berühmten frühen Archäologen Auguste Mariette [1860] und Flinders Petrie [1884], die sich auf die antiken Berichte stützten, die Ansicht, dass Tanis sich unweit des jetzigen Dorfes San el-Hagar befunden hat. Die ersten umfassenden Ausgrabungen erfolgten dort jedoch erst ab 1929 unter Leitung des französischen Archäologen Pierre *Montet*; sie wurden erst 1951 (nach einer kriegsbedingten Unterbrechung) abgeschlossen. Zunächst wurde das ummauerte Stadtzentrum ausgegraben, das ptolemäisch geprägt war. Die Stadtmauer trägt die Kartuschen von Nektanebos (30. Dyn.) und Ptolemaios II.; sie soll eine ältere Mauer ersetzt haben, die angeblich unter Psusennes [I.] errichtet wurde. Aus der Zeit der 22. Dyn. blieben lediglich ein von Schoschenk [III.] errichtetes Tor und der von Osorkon [II.] errichtete Ost-Tempel erhalten. Weitere Bauten werden sowohl der 19. wie auch der 26. Dynastie zugeschrieben [vgl. Sar el-Hagar]. Der alles beherrschende Tempel des Amun „ist heute eine Trümmerstätte mit einer Fülle von Blöcken voller Inschriften und Darstellungen sowie Säulen, Obelisken und Statuen“ [Zeller 2003, 253] aus verschiedenen Zeiten. Die Trümmer zeigen Kartuschen von Osorkon, Ramses II., Nektanebos und ptolemäischen Königen. Arnold [212] behauptete, dass das Baumaterial für diesen Tempel aus dem nahe gelegenen Per-Ramesses (Pi-Ramessé), also aus der Ramses-Zeit, stammt; diese Annahme beruht jedoch nur auf dem konventionellen Zeitschema, das die Ramessiden der 21. und 22. Dyn. voraussetzt. Wie Rohl [133] gehe ich stattdessen davon aus, dass der Grundbau von Osorkon stammt; die späteren Herrscher, zu denen ich auch Ramses II. rechne, bauten dann den Tempel weiter aus. Die Ursprünge der Stadt liegen im Dunkel; es gibt jedoch keinerlei Spuren einer Besiedlung vor der 21. Dynastie. Entsprechend schrieb Rohl [117]:

„Untersuchungen haben ergeben, daß das alte Tanis nahezu tausend Jahre bewohnt war – vom Beginn der 21. Dynastie (1069 v. Chr.) bis zur Herrschaft des AUGUSTUS.“ [Die angegebene Jahreszahl bezieht sich natürlich auf das dogmatische Zeitschema, das Rohl in seinen folgenden Ausführungen selbst in Frage stellte; KW.]

Am 27. Februar 1939 entdeckte Montet südlich des Amuntempels das Grab des (Usermaatre) Osorkon [II.] und in den folgenden Monaten weitere Grabstätten der Pharaonen der 21. und 22. Dynastie:

- Grab I: (Usermaatre) Osorkon [II.] = 22. Dyn.
- Grab II: (Usermaatre) Takelot I. = 22. Dyn.
- Grab III: (Aacheperre) Psusennes [I.] = 21. Dyn.
- Grab IV: (Usermaatre) Amenemope = 21. Dyn.
- Grab V: (Usermaatre) Scheschonq [III.] = 22. Dyn. [s. Rohl, 117-134].

Gardiner [352] schrieb zu den Grabanlagen: „Die Gräber sind jedoch im Vergleich zu den großen Felsengräbern in Theben-West [...] bescheidende und unbedeutende Anlagen.“ Auch dies spricht dafür, dass hier nur Kleinfürsten beigesetzt wurden.

Im Gegensatz zum etwas abgelegenen Scheschonq-Grab befinden sich die Gräber I-IV in einem geschlossenen Baukomplex; sie waren nur durch Mauern getrennt und enthielten mehrere Nebenkammern:

„Als Alexandre *Lézine* [nach 1945; KW] seine Untersuchungen der königlichen Begräbnisstätte in Tanis begann, fielen ihm an der Architektur der Gesamtanlage sofort einige verblüffende Merkmale auf. Dies führte ihn zu der Annahme, daß der Grabkomplex Psusennes' I. nach dem Osorkons II. gebaut worden war. Das aber widersprach der üblichen Chronologie, nach der Aacheperre Psusennes I. 991 v. Chr. starb und die Regierungszeit Usermaatre Osorkons II. hunderteinundvierzig Jahre später im Jahre 850 v. Chr. endete. Die archäologischen Funde in Tanis und die gängige Chronologie der Historiker waren unvereinbar“ [Rohl, 124; Hvhg. KW].

Natürlich suchten die Anhänger des konventionellen Zeitschemas nach einer Erklärung; für ihre dogmatische Denkweise spricht, dass sie bis heute nicht daran denken, ihren bisherigen Standpunkt aufzugeben. Lediglich Rohl [124-134], ein studierter Ägyptologe und erfahrener Archäologe, wagte es, die vortragenen Einwände konkret zu widerlegen und die erforderlichen Schlussfolgerungen zu ziehen:

„Psusennes beschloß seinen eigenen Grabkomplex um zwei Kammern zu erweitern, nachdem er mit dem Bau der Hauptgrabkammern von Grab III begonnen hatte. Er konnte die zusätzlichen Kammern nicht auf der Nordseite anlegen lassen, weil dort schon der Erste Hof des Amuntempels

stand, der von Osorkon II. erbaut worden war. Daraus folgt, daß Psusennes I., ein König der 21. Dynastie, bei seinen Bauvorhaben an der Nord- und Südseite durch Bauwerke der 22. Dynastie eingeschränkt wurde. Das Argument, südlich von Grab III habe ein früheres Grab aus der 21. Dynastie gestanden, löst unser Problem auch nicht, wenn man die Tempelmauer mitberücksichtigt.

Das Argument scheint unabweisbar: Osorkon II. (22. Dynastie) ließ sich sein Grab beim Amuntempel anlegen, bevor Psusennes I. (21. Dynastie) mit dem Bau seines eigenen Grabes im Tempelbezirk von Tanis begann. [...] Wenn man davon ausgeht, daß erstgenannter ein König der 22. Dynastie war und letztgenannter ein König der 21. Dynastie, bestätigen die archäologischen Funde von Tanis, daß die beiden Dynastien während eines beträchtlichen Zeitraumes gleichzeitig herrschten. Die Reihenfolge der beiden Bestattungen weist darauf hin, daß die Dritte Zwischenzeit um mindestens hunderteinundvierzig Jahre kürzer angesetzt werden muß“ [Rohl, 133 f.; mit mehreren Skizzen und Fotos].

Wie Zeller [2003, 254] ohne unmittelbaren Quellenbeleg anführte, hat der nunmehrige Ausgräber von Tanis, Philippe *Brissaud*, in Widerspruch zu Rohl, geschrieben, „dass Osorkon II. archäologisch nicht älter als Psusennes (I.) sein könne.“ Ich kann diese Formulierung nur so verstehen, dass auch nach seiner Auffassung die 21. und 22. Dyn. nebeneinander bestanden. Leider konnte ich das von Zeller nicht erwähnte Buch von Brissaud [1998], das er zusammen mit Christine Zivie-Coche über die letzten Grabungen in Tanis veröffentlicht hat, noch nicht auswerten. Aidan *Dodson* hat jedenfalls danach in zwei Beiträgen [2004a, b] die Argumente gegen Rohl zusammengefasst. Er kam aber über die Vermutung, dass das Grab Osorkons I. ursprünglich von dem inschriftlich nicht identifizierbaren Smendes, dem Stammvater der 21. Dyn., belegt wurde, nicht hinaus. In allgemeinen Nachschlagewerken und in den Internet-Texten, die ich eingesehen habe, wird bezeichnenderweise die 'gefährliche' Problematik durchweg verschwiegen.

Rohl äußerte sich leider nicht zu der Frage, ob Tanis *gleichzeitig* von den „Pharaonen“ beider Dynastien beherrscht wurde. Ich vertrete die These, dass Tanis die gemeinsame Kultstätte der unterägyptischen Kleinfürsten war, deren bedeutendste Vertreter schon während der 18. Dyn. das Privileg besaßen, im Tempelbezirk von Tanis beigesetzt zu werden.

Rohls Konzeption

Rohl [170] bezeichnete die „Dritte Zwischenzeit“ als Zeit „des chronologischen Morasts“ und setzte sich ein großes Ziel:

„Da so viele Zweifel an der tatsächlichen Dauer der Dritten Zwischenzeit bestehen, bleibt den Wissenschaftlern nichts anderes übrig, als das große

Gebäude der ägyptischen Chronologie abzureißen und die Rekonstruktion von Grund auf neu zu beginnen. Als Basis sollten archäologische und schriftliche Quellen dienen, die im letzten Jahrhundert [= 19. Jh.; KW], als die Grundlagen der traditionellen Chronologie geschaffen wurden, noch nicht zur Verfügung standen“ [ebd.].

Ihm gelang noch eine zweite chronologiekritische Entdeckung. Nach einem biblischen Bericht empörte sich der aus dem nördlichen Ephraim stammende Jerobeam gegen König Salomo und floh dann „nach Ägypten zu **Schischak**, dem König von Ägypten, und blieb in Ägypten bis zum Tod Salomos“ [1. Kg. 11, 40; Hvhg. KW]. Nach dem Tod Salomos kehrte er nach Palästina zurück, leitete einen Aufstand der Nordstämme und bildete den Nordstaat „Israel“ mit der Hauptstadt Tirsä. Der Sohn und Nachfolger Salomos, Rechabeam, konnte sich nur im Südstaat „Juda“ mit der Hauptstadt Jerusalem halten. Im Bibeltext heißt es weiter:

„Im fünften Regierungsjahr des Königs Rechabeam zog Schischak, der König von Ägypten, gegen Jerusalem hinauf [...] mit 1200 Wagen und 60.000 Pferden, und das Volk, das mit ihm aus Ägypten kam, war nicht zu zählen: Libyer, Sukkier und Kuschiten [...] So zog Schischak, der König von Ägypten, gegen Jerusalem hinauf. Er nahm die Schätze des Hauses Jahwe und des Königshauses weg“ [2. Chr. 12, 2 f., 9].

In einem Paralleltext [1. Kg. 14, 26 f.] heißt es, dass Schischak die „Schätze aus dem Tempel Jahwes“ und des „Königspalastes“ wegnahm; dieses Ereignis geschah „im fünften Jahr des Königs Rechabeam“.

Die in der Bibel geschilderten Ereignisse wurden im 19. Jh. noch als historische Tatsachen betrachtet, so auch der Bericht, dass Rechabeam und Jerobeam die beiden Teilstaaten Palästinas begründet haben. Jean-François *Champollion* entzifferte 1828 eine Inschrift in der Südfassade des Bubastiden-Portals in Karnak, in der ein König Scheschonq sich rühmte, einen Beutezug nach Palästina unternommen zu haben [Rohl, 150 ff.]. Der „Vater der Ägyptologie“ stellte die These auf, dass Scheschonq I., der jetzt als erster König der 22. Dynastie gilt, mit dem biblischen Schischak identisch war; diese These wurde seitdem nicht mehr ernsthaft in Frage gestellt. Aus den biblischen Berichten über die Könige von Juda und Israel wurde versucht, das 5. Jahr der Regierung Rechabeams zu errechnen. Nachdem zunächst eine ältere Datierung vorherrschend war, haben sich die Bibelforscher nunmehr darauf geeinigt, dass dieses Jahr mit dem Jahr -925 identisch ist. Diese Jahreszahl gilt als der „entscheidende Synchronismus“ [Kitchen, 58] zwischen der biblischen und ägyptischen Geschichte; sie gilt bis heute [vgl. z.B. Schneider, 249] als die entscheidende Basis, auf der die konventionelle Chronologie der „Dritten Zwischenzeit“ beruht.

Rohl [152] zeigte auf, dass Champollion „gravierende Fehler“ bei der Lesung der bezeichneten Inschrift gemacht hatte: Er las „Königreich Juda“ (Iouda-ha-malek) statt richtig „Hand des Königs“ (yad-ha-melek); der Name der Stadt Jerusalem kam im Text überhaupt nicht vor. Nach den Analysen Rohls [155-157] richtete sich der Feldzug Scheschonqs ausschließlich gegen die Nordbezirke Palästinas; die Südbezirke mit Jerusalem wurden vom Feldzug überhaupt nicht berührt. Nach dem biblischen Bericht richtete sich der Feldzug „Schischaks“ aber gegen die Südbezirke, während das Nordreich unter Jerobeam mit ihm verbündet war! Weiterhin führte Rohl [158] auch linguistische Beweise dafür an, dass beide Herrscher nicht identisch gewesen sein können.

Unabhängig von Rohl vertrete ich die Auffassung, dass die Gleichsetzung von Scheschonq mit Schischak schon deshalb unhaltbar ist, weil es keinerlei archäologische und inschriftliche Beweise dafür gibt, dass jemals ein von David und Salomo regiertes Großreich bestanden hat und dass die beiden Stammesstaaten Juda und Israel aus der Spaltung desselben hervorgegangen sind [vgl. Thompson 1992; Illig ab 1993; Heinsohn ab 1996; Neumann 1997].

Wie vor ihm Velikovskij zweifelte Rohl nicht an der absoluten Zuverlässigkeit der biblischen Angaben und versuchte, das Wirken von Joseph und Moses mit ägyptischen Funden zu belegen. Er verwies auch auf ein im Tell Dan gefundenes Stelenfragment, in dessen aramäischer Inschrift von einem „Haus David“ die Rede ist [Rohl, 55]; Thompson und Neumann haben jedoch nicht die Möglichkeit der historischen Existenz eines Stammesführers bestritten, von dem die späteren Könige von Juda ihre Abstammung herleiteten.

Leider setzte sich Rohl nach seinen beiden Entdeckungen keine weiteren chronologiekritischen Ziele. Er ignorierte auch das 1990 veröffentlichte Buch von Heinsohn und Illig (*Wann lebten die Pharaonen?*), obwohl er beide Autoren persönlich kannte [so Illig 1996b, 551]. Illig hat in seinen beiden Rezensionen von 1966 zu Recht auf Inkonsistenzen im Werk von Rohl hingewiesen. Ergänzend möchte ich bemerken, dass Rohl auch Velikovskys Entdeckung, dass die 19. und 26. Dynastien identisch waren, ignorierte, obwohl er dessen Werke kannte. Nach wie vor ging er davon aus, dass die „Dritte Zwischenzeit“ der 19. Dyn. folgte und der 26. Dyn. vorausging. Wie seine „neue Herrscherabfolge“ [Rohl, 440] zeigt, verkürzte er diese angebliche Zeit lediglich um 141 Jahre; anscheinend wollte er nicht ganz mit der ägyptologischen Zunft brechen. Trotzdem achte ich Rohls Verdienste: Ich bin davon überzeugt, dass seine beiden chronologiekritischen Entdeckungen die derzeitigen chronologischen Dogmen überleben werden.

Allerdings setzte sich Rohl, bildlich gesprochen, zwischen alle Stühle. Seine Entdeckungen werden derzeit nicht nur von dogmatischen Ägyptologen ignoriert [vgl. z. B. Schneider, 249], sondern auch von genauso dogmatischen

Velikovskyanern als unwissenschaftlich diffamiert, weil sie im Widerspruch zur These ihres 'Meisters' stehen, dass alle Herrscher der 21. Dyn. in der späten Perser- und Ptolemaierzeit wirkten [vgl. Zeller 2003, 254].

Rohl [195 f.] vertritt auch die Auffassung dass der biblische „Schischak“ mit Ramses II. („*sysw*“) identisch gewesen war). Diese These steht nicht im Gegensatz zu den Ergebnissen meiner Rekonstruktion der ägyptischen Geschichte; wegen der gebotenen Seitenzahl kann ich hier jedoch nicht auf diese näher eingehen. Otto *Ernst* [2005, 313f.] hatte zwar zu dieser These einige Zweifel geäußert, die sich auf die recht widersprüchlichen bisherigen chronologiekritischen Erwägungen stützten. Er konnte damals allerdings das neue Zeitschema der m. E. realen ägyptischen Geschichte [*Aeg.* VII/3, 280] noch nicht berücksichtigen.

Zur 21. Dynastie

Manetho ordnete folgende Herrscher dieser Dynastie zu:

| | Africanus | Eusebios |
|--------------|-----------|----------|
| Smendes | 26 Jahre | 26 Jahre |
| Psusennes | 46 Jahre | 41 Jahre |
| Nephercheres | 4 Jahre | 4 Jahre |
| Amenophthis | 9 Jahre | 9 Jahre |
| Osochor | 6 Jahre | 6 Jahre |
| Psinaches | 9 Jahre | 9 Jahre |
| Psusennes | 14 Jahre | 35 Jahre |

Beide Exzerptoren gaben die Länge der Dynastie mit 130 Jahren an; doch ergibt die Addition der von Africanus angegebenen Herrscherjahre nur eine Summe von 114 Jahren. Die Liste Manethos hat von Anfang an allen Ägyptologen viel Kopfzerbrechen bereitet, da die gefundenen Inschriften mit den von Manetho angegebenen Namen nur schwer in Einklang zu bringen waren. Während Meyer und Gardiner es noch vermieden, konkrete Jahreszahlen anzugeben, haben spätere konventionelle Autoren, beginnend mit Kitchen, ein Zeitschema der 22. Dyn. entwickelt, das ich, ehe ich auf Details eingehe, hier vorab wiedergeben möchte:

| | Thronname | Kitchen [466] | Schneider [319] | Bemerkungen |
|---------------|---------------|------------------|--------------------|-------------------------------|
| Smendes | Hedjcheperre | 1089–1063 | 1069–1043 | 11 Jahre vorher nur im Norden |
| Amenemnesu | Neferkare | 1063–1059 | 1043–1039 | |
| Psusennes I. | Aacheperre | 1059–1033 | 1039– 991 | |
| Amenemope | Usermaatre | 1033– 981 | 993– 984 | lt. B. 2 J. Mitreg. |
| Osochor d. Ä. | Aacheperre | 984– 978 | 984– 978 | lt. K. 3 J. Mitreg. |
| Siamun | Netercheperre | 978– 959 | 978– 959 | |
| Psusennes II. | Titcheprure | 959– 945 | 959– 945 | |

Die Datierungen Schneiders entsprechen den Vorschlägen, die Beckerath [1997, 102] unterbreitet hat, nur mit dem Unterschied, dass dieser Doppeljahre (z. B. -1070/69) angegeben hatte. Alle Autoren gingen davon aus, dass diese Herrscher das gesamte Ägypten beherrschten und dass ihnen -945 Scheschonq I. als erster Herrscher der 22. Dyn. unmittelbar folgte.

Auf die Einzelherrscher gehe ich in der Reihenfolge Manethos ein:

Smendes, der Stammvater der Dynastie, ist, trotz gegenteiliger Behauptungen, inschriftlich überhaupt nicht belegt. Seine Existenz wird vor allem mit dem *Reisebericht des Wenamun* begründet, in dem davon die Rede ist, dass dieser Reisende „im 5. Jahr“ (angeblich des Hohen Priesters Herihor) in Tanis den dortigen Machthaber Nesubanebdeb aufgesucht hat. Da nach der konventionellen Chronologie den späten Ramessiden (20. Dyn.) sowohl Herihor in Theben wie auch die 21. Dyn. im Norden folgte, lag die Vermutung nahe, diesen Nesubanebdeb mit Smendes I. zu identifizieren, der ja seinen Sitz in Tanis gehabt haben soll. In meinem Ramessiden-Beitrag [*Aeg.* X, 593 ff.] habe ich versucht zu begründen, dass Herihor am Ende der ersten Perserzeit (und danach) gelebt hat und dass Wenamun tatsächlich den Pharao Nektanebes I. (30. Dyn.) getroffen hat, dessen Name, der in mehreren Varianten überliefert wurde, dem im Reisebericht angegebenen Namen doch weitaus ähnlicher ist als der des „Smendes“. Aus einer Stelen-Inschrift des „nb.s“ im Steinbruch von Dibanije im südlichen Ägypten wird weiter abgeleitet, dass dieser Herrscher auch in Theben regiert habe [Kitchen, 213 f.; Schneider, 277]. Hierbei bleibt unerwähnt, dass Nektanebes zweifellos ganz Ägypten einschließlich Theben beherrscht hat [Kienitz, 174]. Alle Texte, die Smendes zugeschrieben werden, bezeichnen nach meiner Überzeugung tatsächlich den Begründer der 30. (antipersischen) Dynastie! Dies gilt sowohl für „seine Figur mit Name, die in eine Szene Sethos' I. vom Portal Thutmosis' I. im Vorhof des Month-Tempels eingesetzt wurde“ [Schneider, 277], wie auch für die Inschrift, wonach dieser eine Tochter des Ramses XI. geheiratet hat [Kitchen, 214]. Aus meiner Erkenntnis ergibt sich auch, dass die im *Reisebericht des Wenamun* als Ehefrau des „Nesubanebdeb“ erwähnte Tentamun nicht die Ehefrau des Smendes I. gewesen ist, wie allgemein behauptet wird. Bezeichnenderweise hat kein einziger Ägyptologe überhaupt die Möglichkeit erwogen, dass in den erwähnten Texten Nektanebes bezeichnet sein konnte.

Gegen meine These könnte eingewandt werden, dass Nektanebes, soweit bekannt, den Thronnamen „Cheperkare“ (hpr-k3-re) trug, während in zwei Inschriften [Kitchen, 213], die Smendes zugeordnet werden, der Thronname Hedjcheperre (hd-hpr-re) genannt wurde. Dem ist vorsorglich entgegenzuhalten, dass, viele Pharaonen (wohl nacheinander) mehrere Thronnamen trugen, wie Beckerath in seinem *Handbuch der ägyptischen Königsnamen* an vielen Beispielen belegt hat.

Psusennes [I.] war zweifellos eine historische Gestalt. Seine im Grab III des Tempelbezirks von Tanis trägt seinen Eigennamen (P3-sb3ch-h't) und seinen Thronnamen (*3-hpr-r'); letzterer ist identisch mit dem des Osochor. Mehr ist über diesen Herrscher aber nicht bekannt. Kitchen [441] hält ihn zwar für den Sohn des Hohen Priesters Pinudjem I., kam aber über Spekulationen nicht hinaus. Er hält es auch für möglich, dass er der Sohn von Smendes oder Amenemnisu gewesen sein kann [ebd., 40]. Neben ihm wurde die Mumie der Mutnedjmet begraben; nach der Aufschrift „Königstochter, Königsschwester, Königsfrau“; Montet betrachtete sie als die Mutter, Kitchen [40] als die Schwester und Frau des Herrschers. Mangels Inschriften kann nicht festgestellt werden, wie lange er regiert hat.

Noch rätselhafter ist **Nephercheres**. Anscheinend hat Manetho nur den Thronnamen Neferkare (nfr-k3-r') wiedergegeben, den vorher schon Pharaonen aus der 2., 3., 6., 8. und 9. Dyn. trugen. Montet fand in der Grabkammer des Psusennes zwei goldene Bogenkappen, von denen die eine den Eigen- und Thronnamen des Psusennes, die andere den Eigennamen Amenesmu [*Imn-m-nsw] und den Thronnamen Neferkare trug [Kitchen, 56]. Dieser Eigenname ist auch im Memphitischen Priesterstammbaum enthalten, allerdings vor Psusennes. Kitchen [56] vermutete deshalb, dass er der ältere Bruder des Psusennes war und diesem vorausging. Dies sind aber nur Vermutungen.

Amenophthis wird allgemein mit **Amenemope** (*Imn-m-ip3.s) identifiziert. In Tanis wurde das sehr kleine Grab IV für ihn angelegt, das Montet jedoch leer vorfand. Die Mumie selbst wurde in der Grabkammer des Psusennes gefunden [Rohl, 123 ff.]. In der Literatur [vgl. z.B. Schneider, 58] ist meistens die Rede davon, dass dieser Pharaon (sein Name wurde in einer Königskartusche geschrieben) der Sohn des Psusennes und der Mutnedjmet gewesen sei. Tatsächlich ist es nur eine nichtbelegte Vermutung. Umstritten ist auch, ob Psusennes und Amenemope Mitregenten waren [Kitchen, 228]. Ganz nebenbei legte Kitchen [229] noch dar, dass Amenemope auch in Theben geherrscht hätte: Bei neun Bestattungen von Würdenträgern in Theben hätten die Bandagen seinen Namen als Pharaon und den des Pinudjem II. als Hohen Priester angegeben. Auch die Bandagen einer der in Deir el-Bahri gefundenen Mumien sei mit den Namen beider Personen beschriftet gewesen. Dies scheint in Widerspruch zu meiner These zu stehen, dass Pinudjem II. ein Hoher Priester der Perser- oder frühen Ptolemaierzeit war, ist aber leicht zu erklären. „Usermaatre“ war ein häufiger Thronname, der nach Ramses II. und III. auch von Ramses IV., V., VII. und VIII. geführt wurde, die nach meiner Rekonstruktion der Perserzeit angehörten. Ich werde im Folgebeitrag *Die Hohen Priester des Amun* prüfen, ob Pinudjem dieser oder einer späteren Zeit zuzuordnen ist. Da die ägyptischen Thronnamen der Perser- und Ptolemaierkönige nur zum

Teil bekannt sind, ist es durchaus möglich, dass einer von ihnen sich Usermaatre nannte und somit zur Zeit des Pinudjem II. in Ägypten regiert hat.

Osochor (in der gegenwärtigen Literatur als „der Ältere“ bezeichnet) wurde noch von Gardiner [510] als „nicht identifiziert“ bezeichnet. Bis heute wurden in Tanis keine Inschriften von ihm gefunden [Schneider, 185]. Kitchen [229] versuchte zwar, Jean Yoyotte folgend, zu beweisen, dass er der Onkel Scheschonqs I., des Stammvaters der 22. Dyn. war, um so die Aufeinanderfolge der beiden Dynastien zu begründen, seine Argumente blieben aber rein spekulativ, auch wenn Schneider [185] ihnen folgte.

Psinaches wurde von Gardiner [510] ebenfalls als „nicht identifiziert“ bezeichnet. Jean Yoyotte hatte Spuren eines **Siamun** (s3'inn) in Tanis gefunden. Nach seinem Vorschlag wird er jetzt allgemein mit dem im Mumien-Depot von Deir el-Bahri (bei Theben) erwähnten „König Siamun“ identifiziert. Trotz aller Bemühungen Kitchens kann auch die gegenwärtige Ägyptologie nicht viel mit Siamun anfangen, was auch Karola Zibelius-Chen [436] noch 2006 in einer Bemerkung zu ihm und seinem Vorgänger Osochor deutlich zum Ausdruck brachte:

„Ob König Siamun (um 978–959), Nachfolger des Letzteren, auch dessen Sohn war, ist unbekannt. Aus seiner über zwanzigjährigen Regierungszeit ist kaum etwas zu berichten.“

Im Folgebeitrag werde ich konkret auf die recht eigenartigen Auffassungen Velikovskys zu „Siamun“ eingehen und ihnen meine eigene Meinung gegenüberstellen.

Psusennes wurde in der Liste von Manetho zweimal erwähnt: Der „zweite“ Psusennes schloss bei ihm die Herrscherabfolge der 21. Dyn. ab. Adam Dodson nannte ihn eine „geisterhafte Figur“ [nach Schneider, 204]; selbst Kitchen [238] bezeichnete ihn als den „reinsten Schatten auf der Bühne der Geschichte“. Einige Inschriften werden ihm (nicht dem I.) nur deshalb zugeordnet, weil sie neben seinem Eigennamen einen anderen Thronnamen, Titcheprure (ti-t.-hpr-re), nennen. In einem Graffito aus Abydos (Ptah-Kapelle) wurde er als Kommandant dieser Stadt bezeichnet. Auch deshalb heißt es bei Eder/Renger [41]: „Von einigen Forschern nur als lokaler Herrscher aufgefasst.“

Trotz der Dürftigkeit der Quellen versuchte Kitchen, glaubhaft zu machen, dass er ein Übergangsherrscher zwischen 21. und 22. Dyn. war. In Karnak wurden mehrere Inschriften der **Ma'atkare** gefunden, aus denen hervorgeht, dass diese zur Zeit des Hohen Priesters Pinudjem I. (nicht P. II.!) schon als Kind Gottesgemahlin wurde. So wurde sie auf einem hieroglyphischem Graffito im Luxor-Tempel [Breasted, IV:631-649] als „Königsmutter“ bezeichnet; bei ihrer Einsetzung war Mutnedjmet, die wahrscheinliche Frau

des Psusennes I., anwesend. Eine andere Inschrift (Statue BM 8) bezeichnete den Hohen Priester Scheschonq (II.) als Sohn eines Osorkon und einer Ma'atkare, die wiederum Tochter eines Psusennes war. Offensichtlich bezog sich auch diese Inschrift auf die Gottesgemahlin Ma'atkare, auf deren Beziehungen zu Osorkon (I.), dem zweiten Herrscher der 22. Dyn., ich noch eingehen werde. Kitchen [48 f.] blieb es vorbehalten, zwei Personen, Ma'at-kare A und B, zu konstruieren, zwischen denen eine zeitliche Kluft von fast zwei Jahrhunderten bestanden haben soll. Letztere hätte dann als Tochter des Psusennes II. (21. Dyn.) Osorkon I. aus der 22. Dyn. geheiratet.

Mehr konkrete Informationen enthält auch das umfangreiche Werk von Kitchen nicht, so dass es unmöglich ist, auf dieser Grundlage eine reale Chronologie der 21. Dyn. zu rekonstruieren. Nachdem Rohl die Parallelität der 21. und 22. Dyn. bewiesen hat, ist dies auch nicht mehr nötig: Zur chronologischen Rekonstruktion genügen die Daten der 22. Dynastie!

Es fällt auf, dass die Pharaonen der 21. Dyn. sowohl im Serapeum von Saqqara wie auch in der Liste der Nilstand-Markierungen am Kai von Karnak, die 1896 von Georges *Legrain* veröffentlicht wurde, fehlen. Eine allerdings etwas summarische Übersicht dieser Markierungen gab *Beckerath* [1997, 96]; seine Datierungen beruhen auf seinem Vorschlag von 1966. Er ging davon aus, dass in den Marken verschiedene „Pharaonen“ genannt wurden, die nacheinander Theben beherrschten und jeweils nach ihren Regierungsjahren datierten. Dieser Vorschlag wurde von Kitchen bereitwillig aufgegriffen, der so die von ihm behauptete lange Dauer der Herrschaft der 22. und 23. Dyn. zu beweisen versuchte. Im Folgebeitrag werde ich dagegen meine These begründen, dass alle Inschriften der Übergangszeit zwischen 18. und 19. Dyn. tatsächlich nach einer durchgehenden 'Priesterära' datiert wurden.

Das Stillschweigen der Quellen über die Herrscher der 21. Dyn. spricht, wie auch die Dürftigkeit des Grabes von Psusennes I. [Gardiner, 352], klar dafür, dass diese nur Kleinfürsten waren, die niemals Theben beherrscht haben. Archäologisch belegt sind nur Psusennes und Amenemope, die offensichtlich Zeitgenossen des Scheschonq und Osorkon (22. Dyn.) waren. Wie ich im „Chronologischen Fazit“ darlegen werde, halte ich es für möglich, dass die von Manetho angeführten „Herrscher“ der 21. Dyn. (nach Psusennes und Amenoptis) lediglich Gaufürsten zur Zeit des neuen Großreiches unter Sethos I. und Ramses II. waren.

Zur 22. Dynastie

Manetho bezeichnete die Pharaonen der 22. Dynastie als **Bubastiden**. Sie stammten demnach aus Bubastis: einer noch im spätrömischen Reich blühenden Stadt im östlichen Nildelta, die schon von Herodot [u.a. II:59, 137] beschrie-

ben wurde. Ihre Überreste („Tell Basta“) befinden sich etwa 3 km südöstlich der heutigen Großstadt Zagazig (El-Sagasis); sie wurden schon 1887 bis 1889 von dem Schweizer Archäologen Edouard Neville ausgegraben. Der griechische Name Bubastis wurde abgeleitet vom altägyptischen *Per-Bastet*, was „Haus der Bastet“ bedeutet; alle Herrscher der 22. Dyn. bezeichneten sich als „Söhne der Bastet“ (Si-Bast). Hierbei handelte es sich um eine Göttin in Katzensgestalt; in den Katakomben von Busiris wurden sehr viele mumifizierte Katzen gefunden. Von der Tempelanlage wurden nur Überreste gefunden; die Baublöcke sollen auch mit Herrscher-Kartuschen aus früheren Dynastien versehen sein [Arnold, 208 f.], die ich hier nicht erörtern kann. Mehrere Kartuschen werden Scheschonq I. und V., Osorkon I. und II., Pami (Pimay) [Kitchen, 71, 75, 248, 262, 277, 308, 311] aus der 12. Dyn., andere Nektanebes I. [Kienitz, 207] aus der 30. Dyn. zugeordnet.

Manetho ordnete in beiden erhaltenen Fassungen (Africanus/Eusebios) der 22. Dynastie nur drei namentlich genannte Herrscher zu, deren Namen auch durch Inschriften gesichert sind:

| | | | |
|------------|----------|-------|------------------------------|
| Sesonchis | 21 Jahre | ššmk | Scheschonq [engl.: Shoshenq] |
| Osorthon | 15 Jahre | wšrkn | Osorkon |
| Takelothis | 13 Jahre | tkrt | Takelot [engl.: Takeloth] |

Entsprechend gab Eusebios die Gesamtlänge dieser Dynastie mit 49 Jahren an. Dagegen regierten gemäß Africanus zwischen Osorthon und Takelothis noch drei „andere“ Pharaonen über 25 Jahre und weiterhin nach Takelothis weitere drei „andere“ über weitere 42 Jahre. Obwohl sich hieraus eine Gesamtsumme von 116 Jahren ergäbe, nannte er, auch im Gegensatz zu Eusebios, eine Gesamtlänge der Dynastie von 120 Jahren. Beginnend mit Breasted bildete diese Unklarheit einen willkommenen Anlass, die namentlich genannten Herrschernamen zu vervielfachen; allerdings sind die Regierungsjahre und (in Einzelfällen) sogar die Reihenfolge umstritten. Zum besseren Verständnis gebe ich hier eine Liste der von Kitchen und Aston konstruierten Regierungsjahre und der von Schneider angegebenen familiären Beziehungen (Sch. = Scheschonq; O = Osorkon; T. = Takelot).

| | Kitchen | Aston | | Thronname | Vater |
|-----------|---------|--------|---------|---|------------|
| Sch. I. | 945–924 | 945 | –924 | Hedjcheperr | Namilt |
| O. I. | 924–889 | 924 | –889 | Sechencheperr | Sch. I. |
| Sch. II. | 890–889 | 890 | –889 | Hekacheperr | O. I. |
| T. I. | 889–874 | 889 | –874 | Hedjcheperr | O. I. |
| O. II. | 874–850 | 875 | –835/30 | Usermaat | T. I. |
| T. II. | 850–825 | 838/33 | –812/07 | Hedjcheperr | O. II.(?) |
| Sch. III. | 825–773 | 835/30 | –783/78 | Usermaat | T. II. (?) |
| Sch. IIIa | - | - | | [lt. Beckerath 798–786 in Unterägypten] | |
| Pami | 773–767 | 783/78 | –777/72 | Usermaat | Sch. III. |
| Sch. V. | 767–730 | 777/72 | –740/35 | Aacheperr | Pami |

| | | | | |
|----------------|---------|---------------|------------|---------|
| Padibastet II. | - | 740/35–730/28 | ? | ? |
| O. IV. | 730–715 | 730/28–715/13 | Aacheperre | Sch. V. |

Der angeblichen 23. Dyn. in Theben (s.u.) werden jetzt zugeordnet:

| | | | | |
|----------|---------|---------------|------------|---------|
| Sch. IV. | 783–777 | | Usermaatre | ? |
| O. III. | 777–749 | 796/91–768/63 | Usermaatre | ? |
| T. III. | 754–734 | 773/68–766/61 | Usermaatre | O. III. |

Während M./Africanus die Länge der 22. Dyn., m. E. auch überhöht, noch mit 130 Jahren angab, kam Meyer [1931, 58 = 2000, 370] schon auf 219 Jahre, Gardiner [511] etwas bescheidener auf 194–210 Jahre, wobei beide allerdings von Mindestzahlen ausgingen. Kitchen [467] zählte 230 Jahre. Trotz ihrer „Umordnung“ der Dynastien billigten Aston und Leahy der 22. Dyn. in Unterägypten (mindestens) 232 Jahre zu; Beckerath [1997, 98 f.], der sich ihrer Auffassung angeschlossen hatte, kam sogar auf 234 Jahre!

Natürlich wurde versucht, jedem dieser realen und konstruierten Herrscher Inschriften zuzuordnen; in der folgenden Analyse werde ich prüfen, ob diese Vervielfachungen wirklich durch die Belege gestützt werden. Zunächst halte ich jedoch einige grundsätzliche Vorbemerkungen für erforderlich.

Schon bei meinen ersten Studien fiel mir auf, dass nur von drei Herrschern der 22. Dynastie *Grabstätten* bekannt sind: von Scheschonq [III.], Osorkon [II.] und Takelot [I.; laut Aston: II.]. Schon dies spricht dafür, dass nur drei Herrscher, Scheschonq, Osorkon und (anscheinend) Takelot existiert haben. Bezeichnend ist, dass deren Grabstätten sich nicht im „Tal der Könige“ in Theben-West, sondern in der heiligen Nekropole von Tanis befinden, woraus ich schließe, dass sie niemals Herren von Theben gewesen sind.

Von großer Bedeutung ist die Problematik der *Thronnamen*. Die Vervielfachung der drei realen Herrscher wurde primär damit begründet, dass sie verschiedene Thronnamen geführt haben sollen, wobei von konventionellen Ägyptologen nicht einmal die Möglichkeit in Betracht gezogen wurde, dass ein Herrscher nach- oder nebeneinander mehrere Thronnamen getragen haben kann. (Beckerath führte in seinem *Handbuch der Königsnamen* sehr viele unbestrittene Beispiele für diese Praxis an!). Andererseits fällt auf, dass in der 22. Dynastie nur fünf Thronnamen (vier davon mehrfach) vorkamen:

- Hedjcheperre (hd-hpr-re): Scheschonq I, Takelot I und II.
- Hekacheperre (hk3hpr-re): nur Scheschonq II.
- Usermaatre (wšr.m3.t-re): Scheschonq III. und IV., Osorkon II. und III., Takelot III., Pami, aber auch Amenemope (21. Dyn.) und Pedubastis I. (23. Dyn.)
- Aacheperre (3-hpr-re): Sch. V., O. IV. aber auch Psusennes I. (21. Dyn.),
- Sechemcheperre (shm-hpr-re): Osorkon I.

Die Beinamen (zum Thronnamen) sind zur Unterscheidung nicht geeignet; Beckerath [1984, 100-103] zeigte auf, dass die meisten Herrscher der 22. Dyn. die beiden Beinamen „setepen-re“ und „setepen-amun“ trugen.

Zu den Scheschonqs (englisch: Shoshenqs)

Scheschonq I., der als Stammvater der 22. Dyn. gilt, wurde in mehreren Inschriften erwähnt, auf einige bin ich schon zu sprechen gekommen. An seiner historischen Existenz kann nicht gezweifelt werden; allerdings gibt es keine Grabstelle und keine Mumie von ihm. Umstritten ist, ob die bereits erwähnte Stele in Abydos, in der ein Fürst Scheschonq auch als „Großer Führer“ der Meschwesch („Mā“) bezeichnet wurde, sich auf den I. oder einen Vorgänger bezieht. In dieser Inschrift wird als Vater dieses Scheschonqs ein Nimlot (Namilt) genannt [Kitchen, 90]. Kitchen hat erwogen, dass der Mā-Führer und der spätere König Schoschenq I. zwei verschiedene Personen waren: Schoschenq A und B. Ich halte diese Möglichkeit für sehr wahrscheinlich, weil sie, in Gegensatz zu den anderen von Kitchen erwogenen Möglichkeiten, einige Unstimmigkeiten in der Geschichte der Dynastie beseitigen würde.

Von besonderer Bedeutung ist in verschiedener Hinsicht die Inschrift dieses Königs Schoschenq (I.) an der Südfassade des Bubastiden-Portals in Karnak, auf die ich bereits im Abschnitt „Rohls Konzeption“ eingegangen bin. Diese Inschrift gilt für konventionelle Ägyptologen als Beweis dafür, dass Scheschonq tatsächlich Theben beherrscht hat. War es wirklich so? Bekanntlich versuchte Echnaton nach Einführung des Aton-Kultes, die Amun-Priesterschaft in Theben zu entmachten; der letzte Hohe Priester **Maj** wurde in seinem 4. Regierungsjahr „ausgeschaltet“ [so Schneider, 62]. Die einsetzenden Verfolgungen führten zu einem erbitterten Kampf, der schließlich mit dem vollständigen Sieg der Amun-Priester endete. Echnatons Nachfolger, Tutanch-aton, wurde gezwungen, den Namen Tutanch-amun anzunehmen. Die Priester waren natürlich nicht führerlos; so betonte Eléonore Bille-De Mot [26] die „Machtstellung des Großpriesters Amuns“ auch in diesem Kampf. Während meiner Amarna-Studien habe ich sehr viele Spezialuntersuchungen gelesen; nirgends wurde dieser „Großpriester“ jedoch mit Namen erwähnt. Ich wage es auf Grund meiner Konzeption, ihn zu identifizieren.

In mehreren in Karnak gefundenen Inschriften [Kitchen, 71] wurde ein Hoher Priester **Iuput** (Iupet) genannt, der als Sohn des Königs Scheschonq bezeichnet wurde. Kitchen vertrat die Auffassung, dass Scheschonq I., der Theben beherrschte, seinem Enkel dort eingesetzt hatte, und datierte dessen Amtszeit als Hohen Priester auf 944–924. (Nach seiner Konzeption wurde Scheschonq I. im Jahr -945 König.). Ich gehe stattdessen davon aus, dass Iuput (‘iwptw) nach einer längeren geistlichen Laufbahn zum Hohen Priester

gewählt wurde und der Kopf der Amun-Priesterschaft im Kampf gegen Echnaton gewesen ist. Er dürfte seinen Vater zum „Gegen-Pharao“ gegen den „Ketzerkönig“ proklamiert haben, was ich im Folgebeitrag weiter begründen werde.

Anscheinend hat ein Nachfolger Iuputs (wohl Prinz Osorkon) den Bericht über den Palästina-Feldzug Scheschonqs am Bubastiden-Portal anbringen lassen. Wie dargelegt, hat Rohl überzeugend bewiesen, dass dieser Feldzug mit dem biblischen Schischak-Bericht nicht zu vereinbaren ist, und glaubhaft gemacht, dass der biblische Schischak mit Ramses II. (dem III.?) zu identifizieren ist. Er hat aber offen gelassen, wie der am Portal geschilderte Palästina-Feldzug des Scheschonq chronologisch einzuordnen ist. Nach meiner Konzeption muss dieser in der Amarna-Zeit erfolgt sein. In meinem Beitrag *Die schwarzen Pharaonen* [Aeg. IX, 579, 587] verwies ich auf den Beutefeldzug ägyptischer „Stadt- und Gaufürsten“ nach Palästina, der nach dem biblischen und assyrischem Bericht in der Zeit Sanheribs (nach meiner Rekonstruktion eines Zeitgenossen Echnatons und seiner Nachfolger) erfolgt ist und an dem sich auch der nubische König Schebitku/Tarhaka beteiligt hat. Da Bubastis unmittelbar an der Grenze zu Palästina liegt, kann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass Scheschonq sich an diesem Beutezug beteiligt hat; er hat somit schon während der Amarna-Zeit im Nildelta gewirkt.

Scheschonq III. ist durch Bauten in Tanis und seine dortige Grabstätte (Grab V) gut belegt. Er wird von Scheschonq I. nur deswegen unterschieden, weil er in den ihm zugeschriebenen Inschriften einen anderen Thronnamen führte. Wie ich bereits anführte, kam es in der ägyptischen Geschichte öfters vor, dass Pharaonen ihre Thronnamen wechselten. Um trotzdem die Identität von Scheschonq I. und III. nicht in Frage zu stellen, wird allgemein behauptet, dass zwischen beiden Scheschonks Osorkon I. (als Sohn des I. und Vater des III.) regiert hat [z.B. Schneider, 250]. Gestützt wird die gegenteilige Behauptung ausschließlich auf drei erhalten gebliebene Zeilen von Priester-Annalen [Fragment 3B], die auf dem Dach des Chons-Tempels in Karnak gefunden wurden und in denen ein Osorkon (wsyrkn) als Sohn des Mā-Führers Scheschonq erwähnt wurde [Schneider, 184]. Kitchen [69-92] unterschied, wie Paserhor, zwischen dem Mā-Führer Scheschonq A und dessen Enkel Scheschonq I. (= Sch. B) und erwog die Möglichkeit, den im Fragment bezeichnete Osorkon mit dem von Paserhor genannten „Nimlot“ zu identifizieren. Wie er aber selbst darlegte, gibt es keinen Anhaltspunkt dafür, dass dieser Osorkon der Vater Scheschonqs I. (oder gar mit Osorkon I. identisch) war; er betrachtete ihn als dessen Onkel.

Scheschonq II. ist, als König, auch für konventionell denkende Ägyptologen ein Problem. Ein Pharao mit dieser Ordnungszahl war schon in der

Königsliste von Gauthier [III:350] enthalten, wurde dann mangels Belege gestrichen; die Nummerierung blieb [Gardiner, 511]. Montet fand 1939 in einer Nebenkammer des Grabes III (Psusennes I.) einen mit falkenköpfigen Silbersarg; die erhalten gebliebene Mumie war nach den Feststellungen des Mediziners Douglas Derry [1939] die eines etwa 50 Jahre alten Mannes. Nach der Aufschrift handelte es sich um einen Scheschonq mit dem sonst nirgends vorkommenden Thronnamen Hekcheperre. Er wurde als „Scheschonq II.“ bezeichnet; seitdem wird in verwirrenden Diskussionen über die Identität dieses angeblichen Herrschers spekuliert [ausführlich: Kitchen, 93 f.; Bautzenberg: „Shoshonq II.“].

Kitchen [93] hat m. E. überzeugend die in Karnak gefundenen Inschriften des Hohen Priesters Scheschonq C diesem „Scheschonq II.“ zugeordnet; aus einer seiner Tempelinschriften ergibt sich, dass er der Sohn des Osorkon I. und der Ma'atkare war. Kitchen betrachtete diesen Scheschonq als Nachfolger des Hohen Priesters Iuput, gab aber ohne Begründung eine offenbar viel zu lange Amtszeit von 20 Jahren an [Table 13, S. 480]. Andererseits gibt es keinen Beleg dafür, dass dieser Scheschonq jemals in Tanis oder Bubastis geherrscht hat, auch nicht als Mitregent. Er wird nur deshalb als Pharao angesehen, weil nicht bedacht wird, dass auch die Hohen Priester von Theben ihren Namen in Königskartuschen schrieben. Es ist somit abwegig, ihn als in Tanis regierenden Pharao, egal ob vor oder nach Takelot I. (das ist ein Hauptstreitpunkt!), zu betrachten. Jedenfalls wurde der Hohe Priester in der heimischen Familiengruft in Tanis bestattet. Als Hoher Priester des Amun in Theben kann er nicht mit „König Scheschonq“ identisch gewesen sein.

Als **Scheschonq IV.** wurde in der älteren Literatur [vgl. Gardiner, 511] ein Pharao mit dem Thronnamen Aacheperre bezeichnet, der nun als Scheschonq V. gilt. Dies muss bei der Lektüre älterer Literatur beachtet werden. Der nunmehrige IV. mit dem Thronnamen Usermaatre (demselben wie Scheschonq III.) verdankt seine (Schein-)Existenz nur Überlegungen Beckeraths aus dem Jahr 1966 [vgl. auch Kitchen, 68] über die Nilstandsmarke Nr. 25, in der es heißt: „Jahr 6 des Usermaatre mery-amun, Scheschonk mery-amun, in der Zeit des Hohenpriesters des Amun, Takelot.“

Beckerath hielt es wegen der angeblich feststehenden Amtszeiten der Hohen Priester für nötig, diesen weiteren Pharao einzuführen; Kitchen [68] versuchte mit sehr fragwürdigen Vermutungen, diese „Entdeckung“ zu bestätigen. Statt weitschweifigen Darlegungen möchte ich mich hier auf die Wiedergabe einiger Bemerkungen Schneiders [251 f.] zu Scheschonq IV., der von Aston der 23. Dyn. zugeordnet wurde, beschränken:

„König der 23. Dynastie, der bisher als 3. Herrscher dieser Linie hinter Iupet I. eingeordnet wird, dessen Existenz aber kaum gesicherter ist als jene Scheschonqs VI. [...]. Da alle weiteren S. zugeschriebenen Belege

unsicher sind, muß S. vielleicht gestrichen werden (so auch D.B. Redford, A. Leahy, A. Dodson).“

Im Saqqara-Serapeum befindet sich eine Stele mit der Inschrift „Aacheperre, Sohn des Re, Scheschonq, Sohn des Pami“ [Kitchen, 84]. Nur aus dieser Inschrift wurde die Existenz eines **Scheschonq V.** und seines Vaters **Pami** (Pemui, Pimay) abgeleitet. Die Bemühungen, ihnen Inschriften zuzuordnen, waren nicht sehr erfolgreich, selbst Schneider [252, 190] bezeichnete die Lesungen als „umstritten“. Statt mühsamer Einzelanalysen möchte ich hier nur eine grundlegende Feststellung Rohls [442] zitieren:

„Im Museum von St. Petersburg befindet sich eine Stele des Niumateped, eines Anführers der Libu. Sie ist auf das 10. Regierungsjahr des Hedjcheperre Scheschonk I. datiert. Allerdings ist Niumateped durch andere Quellen auch für das 8. Regierungsjahr Scheschonks V. belegt. Die politische Rolle des Anführers der Libu ist nicht vor der Herrschaft Scheschonks III. (14. Regierungsjahr) belegt – 113 Jahre nach dem Tod des bekannten Scheschonk I. Um dieses Problem zu lösen, mußte Kitchen die Existenz eines früheren Niumateped annehmen, der über ein Jahrhundert vor seinen belegten Vorgängern lebte. Kitchens Hypothese klingt wenig plausibel, denn Niumateped war ganz sicher ein sehr seltener Name.“

Allerdings hat Rohl die Tragweise seiner zitierten Feststellung nicht ganz erkannt, da er nach wie vor davon ausging, dass Scheschonq I. und III. verschiedene Personen waren, so dass er anschließend zu recht abstrusen neuen Vorschlägen kam. Seine zitierte Feststellung besagt dagegen eindeutig, dass alle drei von ihm genannten Scheschonqs identisch gewesen sein müssen! Über den angeblichen **Scheschonq VI.** schrieb Schneider [253]:

„an das Ende der 23. Dynastie nach Iupet II. (nach Kitchen, um 720 v. Chr.) gesetzter König, dessen Existenz zweifelhaft ist. S. ist nur durch einen Bronzeanhänger belegt; der merkwürdige Thronname *Mit göttlicher Herrschaft, ein Re* (?) und der Eigenname (nur: *Schesch*) könnten jedoch auch fehlerhafte Schreibungen für die Namen Scheschonqs III. sein.“

Die Existenz eines **Scheschonq IIIa** (auch Sch. „Quartus“ genannt) wurde erstmals von Dodson [1993] behauptet. Er konstruierte, allerdings mit Fragezeichen in der Überschrift, diesen Pharao, um Widersprüche mit der herrschenden Chronologie zu beseitigen, die sich aus dem Wortlaut der (bereits erwähnten) Inschriften der Apis-Stele und aus der Niumateped-Stele ergeben. Kitchen konnte auf diese „Entdeckung“ noch nicht eingehen; selbst dogmatisch gesinnte Ägyptologen wie Beckerath [1997, 988] und Schneider [252] betonten, dass die Existenz dieses Pharao „nicht gesichert“ ist. Eder/Renger [42] wiederholten diese Bemerkung und hielten es nach wie vor für möglich, dass er („eventuell“) mit Scheschonq III. identisch war.

Ich betrachte alle erörterten „Scheschonq“, mit Ausnahme des Mā-Führers Scheschonq A und des Hohen Priesters Scheschonq II. als identisch mit dem Dynastiebegründer Scheschonq I.

Zu den Osorkons

Manethos Osorthon entspricht offensichtlich dem inschriftlich bezeugten Osorkon („wsyrkn“). Konventionelle Ägyptologen unterscheiden derzeit vier Osorkons, die zwei verschiedene Thronnamen tragen.

Die Existenz von Sechemcheperr **Osorkon I.** ist durch Inschriften in Bubastis, Memphis und Abydos belegt, in der allerdings nur von Schenkungen, aber nicht von sonstigen Aktivitäten die Rede ist. In der bereits erwähnten genealogischen Steleninschrift des Paserhor wurde er als Sohn des Königs Scheschonq und der Karamat genannt. In mehreren der bezeichneten Inschriften wurde er als Sohn und Nachfolger des Scheschonq II. bezeichnet [Kitchen, 69-72]. Aus in Byblos (Phönikien) gefundenen Geschenkstelen ergibt sich, dass Scheschonq und Osorkon nacheinander regiert haben; ersterer zur Zeit des Stadtfürsten Abibaal, letzterer zur Zeit seines Enkels Elibaal [Rohl, 431 f.]. Der Hohe Priester Scheschonq, der als Sch. II. bekannt ist, hat in einer Tempelinschrift besonders betont, dass er Sohn des „Sechemcheperr Osorkon“ ist [Kitchen, 93]. In Tanis (Grab III) wurde ein Usermaatre **Osorkon (II.)** bestattet; nach den Ergebnissen Rohls wurde diese Grabstätte errichtet, bevor Psusennes (21. Dyn.) hier begraben wurde. Ich habe keine Zweifel, dass es sich um das Grab des Sohnes von Scheschonq handelt, der mit Osorkon I. und III. identisch war. (Auf von Kitchen ausgesprochene Zweifel werde ich noch eingehen.)

Osorkon II. und III. führten den gleichen Thronnamen Usermaatre; trotzdem werden sie als verschiedene Personen betrachtet. Breasted kannte noch keinen Osorkon III., sondern nur einen II. [IV:741-752], den er von Osorkon I. [IV:729-737] unterschied. Die Aufspaltung in zwei Personen wurde von Legrain in mehreren Beiträgen 1904/05 vorgeschlagen und von Gauthier [III:336-40] in seinem *Buch der Könige Ägyptens* übernommen. Kitchen [69-71] hat, um „immer noch bestehenden Konfusionen“ entgegenzutreten, sehr ausführlich dargelegt, wie es hierzu kam. Die Auswertung mehrerer Beamten- und Priestergenealogien, die Namen von Pharaonen, Königinnen und Hohen Priestern dieser Zeit enthielten, ergab chronologische Verschiedenheiten, die man nur so zu lösen glaubte, dass man von zwei „Osorkons“ mit dem Thronnamen Usermaatre ausging. In der Folgezeit wurden Einzelinschriften, m.E. recht subjektiv, dem einen oder anderen Osorkon zugeordnet.

Paserhor ging in seiner m.E. recht glaubhaften genealogischen Steleninschrift von der Reihenfolge Scheschonq – Osorkon – Takelot – Osorkon

aus, wobei er diese vier Namen in Königskartuschen schrieb [Kitchen, 85]. Es gab somit nur jeweils einen (König) Scheschonq und Takelot, aber zwei Könige mit dem Namen Osorkon. Statt von dieser Reihenfolge auszugehen, gingen zeitdogmatische Ägyptologen weiter von der Vervielfachung des Scheschonq aus, wodurch es zu sehr eigenartigen Konstruktionen kam.

Schneider [185] gab ohne Begründung an, dass Takelot I. der Vater Osorkons II. gewesen sei, wobei er den Text der Nilstandsmarken von Karnak ignorierte. Aufschlussreich ist vor allem die Marke Nr. 13, die auf das Jahr 28 (angeblich des Osorkon) datiert ist, „welches dem Jahr 5 seines Sohnes, Takelot Mery-amun, [...] Herrscher von Theben, entspricht“ [Kitchen, 73]. Auch nach konventioneller Deutung kann dies nur bedeuten, dass Takelot der Sohn, nicht aber der Vater Osorkons war und dass beide mindestens 5 Jahre Mitregenten waren. Kitchen schrieb diese Inschrift ohne verständliche Begründung zwar Osorkon III. zu, gab aber selbst an, wie schwierig es ist, einzelne Marken dem II. oder dem III. zuzuordnen.

In der nordöstlichen Ecke des Tempelbezirkes von Karnak steht ein kleiner Tempel, der **Osorkon (III.)** geweiht ist. Dort finden sich seine Kartuschen und die seines Mitregenten Usermaatse Takelot (angeblich II.), aber auch die seiner Kinder, darunter der Gottesgemahlin Schepenupet. In diesem Tempel befindet sich auch eine Inschrift, die auf die Adoption der Amenirdis, der Tochter des nubischen Königs Kaschta, hinweist [Rohl, 433 f.]. Rohl gab an, dass Amenirdis auch zusammen mit Schebitku abgebildet wurde, den ich mit Taharka identifizierte. Kaschta kann somit, entgegen meiner bisherigen Vermutung [Aeg. IX, 587], nicht mit Schebitku identisch gewesen sein; er ging ihm zeitlich voraus. Wie ich im Vorbeitrag schon betont hatte, ergibt sich aus der Existenz dieses Tempels jedoch nicht, dass Osorkon Theben beherrscht hat. Ihm wurde vom amtierenden Hohen Priester gestattet, diesen kleinen Tempel am heiligen Ort zu errichten, so wie seinem Vater Scheschonq die Errichtung des Bubastiden-Portals gestattet worden ist.

Über **Osorkon IV.** ist viel spekuliert worden. Seine historische Existenz hängt an einem Reliefblock, auf dem sein Thronname Aacheperre genannt wird, den auch Scheschonq (als V.) führte. Dass er dessen Sohn war, wie Schneider [186] behauptet, ist eine reine Vermutung. Weiterhin gibt es einen versilberten Schild, der sich im Pariser Louvre befindet und auf dem außer ihm noch die „Gottesmutter“ Tadebastet genannt wurde [zu den Belegen: Kitchen, 92]. Ob dieser Osorkon mit dem realen zweiten Osorkon, dem Sohn Takelots, identisch war, kann nur vermutet werden; vieles spricht dagegen. Immerhin gab es *außerhalb* der „Königsdynastie“ einige Osorkons; z. B. den Hohen Priester Osorkon, auf den ich im Folgebeitrag näher eingehen werde.

Zu den Takelots

Der von Manetho nur einmal genannte Takelothis wurde verdreifacht. Takelot I. gilt als Sohn des Osorkon I., Takelot III. als Sohn von Osorkon III. Der Vater des Takelothis II. ist angeblich nicht bekannt [Schneider, 283-285].

Takelot („II.“) wurde in Tanis (Grab II) bestattet; er ist als „tkn“ und mit dem Thronnamen Hedjcheperre auch inschriftlich bezeugt. Ich habe keine Zweifel, dass er der einzige reale Takelot der 22. Dyn. war.

Takelot I. mit dem gleichen Thronnamen ist dagegen inschriftlich nicht belegt. Wie Schneider [283] selbst erwähnte, bezeichnete ihn Kitchen [95 f.] deshalb als „den am wenigsten bekannten König der gesamten Libyzeit“ und nannte ihn eine „völlige Null“. Er gab auch zu, dass es keine überzeugenden objektiven Kriterien gibt, um ihn von T. II. zu unterscheiden [ebd., 77].

Um trotzdem die Existenz des Takelot I. weiter angeben zu können, behauptete Aston, dass in Tanis möglicherweise nicht der II., sondern der I. bestattet worden ist, wobei er sich auch darauf bezog, dass das Grab Takelots keinen Thronnamen nennt. Da beiden Takelots der gleiche Thronname zugeschrieben wird, dürfte dies jedoch ohne Belang sein.

Takelot III. führte den Thronnamen Usermaatere; aus einer Inschrift im Osiris-Tempel in Karnak schloss Kitchen [100], dass beide Mitregenten waren. Tatsächlich wurden beide nur nebeneinander abgebildet. Ich gehe davon aus, dass Takelot I., II. und III. identisch waren; dieser Takelot war tatsächlich der Sohn Osorkons und der Enkel Scheschonqs. Ich fand jedoch keinen Beleg dafür, dass er jemals Alleinherrscher war; ich habe sogar Zweifel, ob er jemals Mitregent war. Die einzige Inschrift, die zur Klärung seines Status von Bedeutung ist, bezeichnet ihn nur als „Kronprinz und ältesten Sohn des Königs Usimare Osorkon“ [Gauthier, III:344; Kitchen, 74].

Alle weiteren Behauptungen über sein Königtum und seine angebliche Regierungszeit beruhen darauf, dass er, ohne jeden Beweis, mit Takelot, einem langjährigen Hohen Priester des Amun in Theben, gleichgesetzt wird [z.B. Schneider, 284]. Aus Inschriften ergibt sich jedoch, dass dieser Hohe Priester nicht Sohn eines Königs Osorkon, sondern Sohn des Hohen Priesters Nimlot war, auf den ich im Folgebeitrag [Aeg. XXII] eingehen werde.

Dass die Herrscher der 22. Dyn. nur Teile Unterägyptens beherrscht haben, geht eindeutig aus einer Statuen-Inschrift des **Osorkon (II.)** hervor. In dieser äußerte er den Wunsch, dass es ihm gelingen könnte, dass

„der Hohepriester des Amun-Re, des Königs der Götter, die großen Führer der Mā sowie der Priester des Hersaphes [in Herakleopolis; KW] seine Herrschaft und die seiner Söhne anerkennen, indem sie ihr Herz vor ihnen verneigen“ [Awdijew, 390 f.].

Bezeichnenderweise wurde diese Inschrift weder von Kitchen noch von Schneider erwähnt. Gardiner [371] hat vor leichtfertigen Zuordnungen von Inschriften gewarnt:

„Wir sehen uns hier einer der Hauptschwierigkeiten gegenüber, die sich der Erforschung dieses Zeitabschnittes entgegenstellen: der ständigen Wiederkehr ein und desselben Namens in beiden Landesteilen. [...] Die Probleme sind höchst verwickelt und lassen sich auch nicht mit viel Aussicht auf Erfolg angehen, ehe nicht die verstreuten und bruchstückhaften Inschriften von neuem gesammelt, sorgfältig kopiert und zuverlässig editiert sind – und sogar dann bleibt es fraglich, ob sich aus ihnen eine zusammenhängende Darstellung gewinnen läßt.“

Ich möchte hinzufügen: Sie lässt sich so lange nicht gewinnen, ehe nicht die archäologischen Erkenntnisse über die Fundleere der „Dritten Zwischenzeit“ akzeptiert werden und das dogmatische Zeitschema aufgegeben wird!

Die „Königinnen“ der 22. Dynastie

Um die behauptete Vervielfachung der Herrscher der 22. Dynastie (und damit ihre lange Regierungszeit) weiter zu begründen, führen zeitdogmatische Ägyptologen gern an, dass die vielen Scheschonqs, Osorkons und Takelots jeweils verschiedene Mütter und Ehefrauen hatten. So ergibt sich aus den Ausführungen Schneiders im *Lexikon der Pharaonen* folgende genealogische Abfolge (Sch. = Scheschonq; O. = Osorkon; T = Takelot):

| Herrscher | Vater | Mutter | Ehefrau (u. a.) |
|-----------|------------|----------------|-------------------------|
| Sch. I. | Namilt | Tanetsepeh | Karama I. |
| O. I. | Sch. I. | Karama I. | Taschedchons; Ma'atkare |
| Sch. II. | O. I. | Ma'atkare | Nestanebtaschru |
| T. I. | O. I. | Taschedchons | Kapes |
| O. II. | T. I. | Kapes | Karomama II. |
| T. II. | O. II. (?) | ? | Karomama II. (sic!) |
| Sch. III. | T. II. (?) | Karama II. (?) | Tadibastet |
| Pami | Sch. III. | ? | ? |
| Sch. IV. | ? | ? | Karo(ma)ma III. (?) |
| Sch. V. | Pami | ? | Tadibastet |
| O. III. | ? | Karama III. | Tentsai; Karomama III. |
| T. III. | O. III. | Tentsai | ? |
| O. IV. | Sch. V. | Tadibastet | ? |

Schneider hat es wohlweislich unterlassen, selbst eine solche Liste vorzulegen. Ich habe mir die Mühe gemacht, seine entsprechenden Angaben in den Einzelbiographien in eine historische Reihenfolge zu bringen. Soweit Schneider seine Angaben selbst nur als „möglich“ oder sogar als „fraglich“ bezeichnete, setze ich ein Fragezeichen; es fällt auf, dass diese sich bei den

angeblich letzten Herrschern der Dynastie häufen. Schneider [249, 185] betrachtete die Königinnen mit dem Namen Karama und Karomama offensichtlich als identisch, wie schon seine Bezifferung zeigt. Nach seiner Auffassung war Karomama I. die Ehefrau von Scheschonq I. und Mutter von Osorkon I., Karomama II. die Ehefrau von Osorkon II. wie auch, ohne Begründung, die Ehefrau des Takelot II. und mögliche Mutter von Scheschonq III. [ebd., 185, 283, 251] und Karomama III. die Mutter von Osorkon III. [ebd., 186].

Schneider akzeptierte, wie vor ihm Beckerath und Kitchen, die genealogische Abfolge, die der bereits mehrfach erwähnte **Pasenhor** auf einer Stele im Serapeum in Saqqara hinterlassen hat. Wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung möchte ich die hier wichtigen Generationen wiedergeben, wobei ich, Stufe für Stufe, von den Eltern zum jeweiligen Sohn gehe. Soweit Namen in Kartuschen geschrieben wurden, schreibe ich „König“ [Quelle: Kitchen, 85]:

| | Ehefrau | Bemerkungen (Kitchen) |
|--------------------|----------------|--------------------------|
| Scheschonq | Mehtenwes'chet | = Ma-Führer Scheschonq A |
| Nimlot | Tentsepeh | = Ma-Führer Nimlot A |
| (König) Scheschonq | Karamat | |
| (König) Osorkon | Tasched'chons | |
| (König) Takelot | Kapes | |
| (König) Osorkon | Mut-udj-anches | |

Diese Stammliste enthält keine Vervielfachungen von Herrschern (auf den zweiten Osorkon gehe ich noch ein) oder Königinnen. Auch deshalb betrachte ich sie als zuverlässige Grundlage, um die wirkliche Abfolge der Königinnen mit Hilfe anderer Schriftquellen zu klären.

Ich habe mich bereits mit der von Kitchen vertretenen Abfolge von Scheschonq A, Nimlot A und (König) Scheschonq I. auseinandergesetzt und ihr zugestimmt. Insofern habe ich keine Zweifel, dass Tanetsepeh (**Tentsepeh**) tatsächlich die Mutter von Scheschonq war. Ich habe auch keine Zweifel, dass „König Scheschonq“ mit einer **Karamat** verheiratet war, die Kitchen als „Karamat A“ bezeichnete. Wegen der übergreifenden Bedeutung der Karamat-Problematik, aber auch zur besseren Übersicht, möchte ich auf diese erst näher eingehen, nachdem ich auf die anderen „Königinnen“ eingegangen bin.

Bei der Analyse der Herrscher der 21. Dynastie bin ich bereits grundsätzlich auf **Ma'atkare** eingegangen, die als eine der Ehefrauen Osorkons I. gilt. Schneider [185] schrieb in seiner Biographie dieses Herrschers: „Seine Gemahlinnen sind Taschendchons bzw. Ma'atkare.“

Wie ich bereits darlegte, war Ma'atkare Tochter des Fürsten Psusennes (21. Dyn.), dessen Existenz bewiesen ist und der offensichtlich Zeitgenosse des Fürsten Scheschonq (22. Dyn.) war. Aus einer Inschrift (Statue BM 8) ergibt sich, dass der Hohe Priester Scheschonq (II.) Sohn eines Königs Osor-

kon und einer Ma'atkare war. Für die Vaterschaft des Osorkon I. spricht schon, dass Scheschonq II. im tanitischen Familiengrab bestattet wurde. Ich bezweifle aber, dass Ma'atkare, gewissermaßen als „Zweitfrau“, sich im „Harem“ des Königs befunden hat; dafür gibt es keinerlei Beweis. Ich lege schon dar, dass sie „Gottesgemahlin des Amun“ in Theben war; dieses heilige Amt wurde stets bis zum Lebensende ausgeübt. Beide zeugten offenbar zusammen den zukünftigen Hohen Priester Scheschonq (II.). Trotz anderweitiger Behauptungen wurde nie bewiesen, dass die Gottesgemahlinnen einem absoluten Keuschheitsgebot unterlagen. Deshalb lehne ich auch die Vermutung Kitchens [276] ab, Tasched'chons sei die „zweite Frau“ Osorkons gewesen; sie bedeutet, dass Ma'atkare seine „erste Frau“ war, wofür es keinerlei Beleg gibt.

Tasched'chons gilt unbestritten als Ehefrau von Osorkon (I.) und Mutter von Takelot (I.); in der Grabanlage des Takelot in Tanis wurde eine Uschebti-Figur mit ihrem Namen gefunden, woraus Kitchen [270] schloss, dass sie die Mutter dieses Königs war. Ich habe auch keine Zweifel, dass **Kapes** die Ehefrau des Takelot war, obwohl sie inschriftlich nicht eindeutig belegt ist. Kitchen [270, Anm. 381] versuchte zwar, eine Paneelen-Inschrift im Tanis-Grab des Osorkon so zu deuten, dass sie die Mutter des Osorkon II. gewesen sei. Dies würde bedeuten, dass es sich um die Grabstätte eines späteren Osorkon gehandelt hätte, was im Widerspruch zu den Erkenntnissen Rohls, denen ich mich insofern angeschlossen habe, stehen würde. Kitchen [74] hat aber ehrlicherweise an anderer Stelle seines Buches die vollständige Inschrift wiedergegeben; es handelte sich um einen „Lamentationstext“, in dem keine Rede davon ist, dass Kapes die Mutter des Osorkon war. Am Ende des Textes steht lediglich der Satz: „Kapes hat es für ihn gemacht“. Nichts spricht gegen die Auslegung, dass Kapes, die als Ehefrau des Königssohns Takelot die Schwiegertochter des Verstorbenen war, die Bestattung ausgerichtet hat!

Tadibastet (bei Kitchen: Tadibast) wurde in der Stammliste des Pasenhor nicht erwähnt. Schneider [251, 272, 186] bezeichnete sie als Ehefrau des Scheschonq III. und (seltsamerweise, aber bezeichnend) auch als Ehefrau des V. und Mutter des Osorkon IV. Schon wegen der von mir vertretenen Identität von Scheschonq I. und III. habe ich diese Behauptung näher überprüft. Kitchen [92, 316, 521] hat nicht einmal erwogen, dass eine Tadibast Ehefrau eines Scheschonq III. oder V. war und insofern auch keinen Beleg für Schneiders Behauptung angeführt. Er verwies lediglich darauf, dass auf dem bereits erwähnten Silberschild des „Osorkon IV.“ auch der Name der „Gottesmutter Tadibast“ steht [Kitchen, 92, 316, 521]. Nach Pasenhors Genealogie war der jüngere Osorkon (der Sohn Takelots) mit einer Mut-udj-anches verheiratet. Darüber, ob diese mit der nur auf dem Silberschild genannten Tadibast identisch war oder Osorkon zweimal verheiratet war, kann nur spekuliert werden.

Schneider [186, 284] bezeichnete **Tentsai** als Ehefrau von Osorkon III. und Mutter von Takelot III. Kitchen [100, 157, 312, 484, 522] hat alle Belege über Tentsai analysiert; alle beziehen sich auf den Hohen Priester Osorkon. Im Folgebeitrag werde ich begründen, dass dieser mit Osorkon III. schon wegen verschiedener Väternamen nicht identisch gewesen sein konnte. Dass beide Eltern eines Takekot waren, ist reine Vermutung, was Kitchen [100] bei seinen Rekonstruktionsbemühungen keineswegs in Frage stellte.

Acht Frauen namens Karamat

Nach diesen leider notwendigen Erörterungen möchte ich endlich auf **Karamat** eingehen, die inschriftlich als Ehefrau von Scheschonq gut bezeugt ist. Wie ihr Mann erlitt sie das Schicksal, von profilierten Ägyptologen verdreifacht zu werden, weil anders das dogmatische Zeitschema nicht zu halten war. Vorkämpfer dieser Vervielfachung war Kitchen, dessen Konstruktionen, auch wegen ihrer Kompliziertheit, kein Ägyptologe ernsthaft zu widersprechen wagte. Allerdings war Kitchen so vorsichtig, einige seiner Behauptungen nur als Vermutungen zu bezeichnen; Schneider betrachtete jedoch diese unkritisch als Tatsachen.

Kitchen [508] erörterte die Inschriften von acht Frauen dieser Zeit, die Karamat oder so ähnlich hießen:

| | Vermutungen | Vokalschreibung (2. Silbe) |
|--------------|----------------------------|----------------------------|
| Karamat A | Ehefrau von Scheschonq I. | a |
| Karoma B | Ehefrau von Osorkon II. | o |
| Karamat C | Tochter von Osorkon II. | a |
| Karoma(ma) D | Ehefrau von Takelot II. | o |
| Karomat E | Tochter von Takelot II. | o |
| Kama(ma) F | Mutter von Osorkon III. | a |
| Karamat G | Gottesgemahlin in Theben | a |
| Karomat H | Ehefrau von Benteh-Hor II. | o |

Die von ihm als „G“ und „H“ bezeichneten Frauen waren offensichtlich keine Königinnen, so dass ich nicht näher auf sie eingehe. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass im Ägyptischen Vokale zumeist nicht geschrieben wurden; es handelt sich um verschiedene Lesungen desselben Namens, was auch von Kitchen nicht in Abrede gestellt wird.

Karoma B wurde auf der Statue des Hohen Priesters Scheschonq II. [Gauthier, III:344] erwähnt, in der sich dieser als Sohn des Königs Osorkon bezeichnete. Im Text ist jedoch keine Rede davon, dass diese Karoma die Mutter dieses Scheschonq war. Unmittelbar nach Erwähnung Osorkons steht im Text: „Seine Mutter ist Karoma“. Kitchen [81] setzte, ohne den Versuch einer Begründung, einfach voraus, dass Osorkon II. und Karoma die Eltern

des Hohen Priesters waren und dass deshalb die beiden verheiratet waren. Ich kann dagegen den Text nur so verstehen, dass diese Karoma die Mutter des Königs Osorkon war. Nichts anderes besagt die von Kitchen [276] auch angeführte Statuen-Inschrift des Königs Osorkon im Amun-Tempel von Tanis [Cairo Cat., 1040], in der er besonders die „große Königsgemahlin Karoma“ (auch „Karama“ gelesen) voller Anerkennung als Stammutter der Königsfamilie bezeichnete; Osorkon ehrte hier offensichtlich seine Mutter. Ich erinnere daran, dass derselbe Hohe Priester Scheschonq II. in einer schon mehrfach erwähnten Inschrift (Statue BM 8; vgl. meine Darlegungen zu Psusennes) ausdrücklich nicht nur König Osorkon, sondern die Gottesgemahlin Ma'atkare als seine Eltern bezeichnet hat.

Nur wegen seines vorgegebenen Zeitdogmas hat Kitchen die Gottesgemahlin Ma'atkare und den Hohen Priester Scheschonq (II.) verdoppelt und die Königin Karakat, deren Name auch als Karoma gelesen wird, sogar verdreifacht. Er ignorierte damit bewusst sowohl den eindeutigen Wortlaut der bezeichneten Inschriften wie auch die Pesenhor-Genealogie; ich kann eine solche 'Quellenumdeutung' nicht als wissenschaftlich betrachten!

Karamat C ist nur durch eine Reliefschrift aus Bubastis bekannt, in der sie die Königin Karamat als ihre Mutter bezeichnete. Von Osorkon ist hier keine Rede, so dass die Behauptung Kitchens [281] eine bloße Vermutung ist. Ich gehe stattdessen davon aus, dass diese Karamat C eine Tochter von König Scheschonq und von Karamat A war. Möglicherweise war sie mit der Gottesgemahlin Karamat G identisch; Kitchen [282] konnte deren Abstammung nicht belegen.

Karoma(ma) D war, wie sich eindeutig aus den von Kitchen [290] angeführten Inschriften ergibt, die Ehefrau von Takelot, der viele Jahre Hoher Priester des Amun in Theben war. Im Folgebeitrag werde ich begründen, dass dieser mit dem „König Takelot II.“ nicht identisch war, so dass sich weitere Erörterungen zu dieser Frau hier erübrigen.

Karomat E war nach den Inschrift des „Prinzen Osorkon“ in der Bubastidenhalle in Theben, auf die ich noch ausführlich zu sprechen komme, dessen Mutter; der Hohe Priester Takelot war sein Vater [Kitchen, 290]. Ich habe keine Zweifel, dass sie mit „Karoma(ma) D“ identisch war, nicht aber, wie Kitchen [508] vermutete, mit Karamat C.

Kama(ma) F wurde auf den Nilmarken Nr. 6 und 7 als „Große Königin“ und als Mutter eines Königs Osorkon bezeichnet [Kitchen, 74]. Kitchen [81, Anm. 80] betrachtete sie als Mutter Osorkons III. und betonte, dass sie nicht dessen Ehefrau gewesen sein konnte, da dieser mit einer Karoatjet (diese Schreibung lässt die Lesungen Kaoatjet oder Karatjet zu) verheiratet gewesen sei. Nach meinen Erkenntnissen waren Osorkon I., II. und III. identisch, so

dass ich diese Vermutungen für ziemlich gegenstandslos halte. Offensichtlich beziehen sich diese Inschriften auf Karamat, die Ehefrau Scheschonqs I. Im bereits mehrfach erwähnten Weihetempel des Osorkon (III.) in Karnak wurden als die Eltern der Gottesgemahlin Schepenupet König Osorkon und eine „Karoatjet“ genannt [Kitchen, 70]. Ich halte es, im Gegensatz zu Kitchen, keineswegs für ausgeschlossen, dass Osorkon nicht nur mit Tasched'chons, sondern auch mit einer „Karoatjet“ verheiratet war. Ob diese mit der Gottesgemahlin Ma'atkare identisch war, ist möglich, aber derzeit nicht zu beweisen.

Mein Fazit ist einfach: Karamat A, Karoma B und Kama(ma) F waren identisch; es handelt sich stets um die Ehefrau des Dynastiebegründers Scheschonq. Karamat C war beider Tochter. Karoma(ma) D war mit Karomat E identisch und die Ehefrau des Hohen Priesters D. Nach den Ergebnissen meiner Recherchen ist es nicht möglich, mit Hilfe von Vervielfachungen die behauptete Länge der 22. Dyn. wissenschaftlich zu begründen.

Die „libyschen“ Pharaonen (II)

Von der 23. zur 26. Dynastie (Aegyptiaca XII)

Klaus Weissgerber

Manetho ordnete dieser Dynastie vier Herrscher zu:

| | | | |
|------------|----------|------------|----------|
| Africanus | | Eusebios | |
| Petubastes | 40 Jahre | Petubastis | 25 Jahre |
| Osorcho | 8 Jahre | Osorthis | 9 Jahre |
| Psammus | 10 Jahre | Psammus | 10 Jahre |
| Zet | 31 Jahre | - | |
| Summe: | 89 Jahre | Summe: | 44 Jahre |

Aus Inschriften ist nur ein **Pedubast**/Padubast (p3-dy-b3s.tt) mit dem Thronnamen Usermaatre bekannt. Trotz aller Bemühungen konnte kein anderer der von Manetho genannten Herrscher bis jetzt identifiziert werden. Seit Breasted und Gauthier war es üblich, die Herrscher der 23. Dyn. denen der 22. Dyn. folgen zu lassen; allerdings hatte Gardiner [37] schon Zweifel: „Schwerwiegende Gründe sprechen dafür, daß die Könige der 22. und 23. Dynastie nebeneinander regiert haben.“

Nach Analyse der Belege, vor allem des Nebneteru-Stammbaums, kam Kitchen [98] zu dem Ergebnis, dass Pedubast (ich benutze fortan seine Schreibweise) „möglicherweise“ ein Nachfolger des Osorkon II. war, der während der Regierungszeit des Takelot II. eine „oberägyptische Linie“ in Theben begründete, die er „23. Dynastie“ nannte und von da ab parallel zu der in Unterägypten weiterregierenden 22. Dyn. Oberägypten beherrschte [Übersicht: Table 3, S. 467]. Pedubast wurde außer Priestergenealogien nur durch Nilstandsmarken, auf die ich noch eingehe, inschriftlich belegt.

Bekannt wurde er als Sagenheld. Es wurden mehrere auf Papyri geschriebene Epen gefunden, in denen die Kämpfe dieses „Herrschers von Tanis“ gegen den „Horuspriester von Buto“ und Kleinfürsten des Deltas beschrieben wurden. Im assyrischen Text heißt es, dass ein „Priester des Hor“ an der Spitze von Sechem (Leontopolis) stand [Dyroff 309; vgl. Z. 54]. In einem der Epen (*Der Streit um den Thron Amuns*) ist davon die Rede, dass Pedubast sich auch in die Kämpfe um Theben einmischte. Erwähnt wurde er in Stelen aus den „Jahren 6, 12, 18, 19 und 23“, die nicht nach konventioneller Deutung, aber nach der „Priesterära“ [s. *Aeg.* XII] den Realjahren -558, -552, -546, -545 und -541 entsprechen. (Schon jetzt möchte ich darauf hinweisen, dass diese Ära mit dem Realjahr -564, dem Todesjahr Amenophis III., begann; sie war somit bis zum Tod Echnatons mit dessen Regierungsjahren identisch.

Nach seinem Tod wurde jedoch weiter nach ihr datiert.) Nach meinem Zeitschema [*Aeg.* VII/3, 280] regierte Echnaton 564–547, Tutanchamun 547–543, was bedeutet, dass Pedubast während der Wirren der Amarna-Zeit in Theben operierte, was auch in Einklang zu dem Geschehen steht, das im bezeichneten Epos geschildert wurde. Wie ich im Folgebeitrag darlegen werde, wurde er durch den zeitweiligen Hohenpriester Harsiese unterstützt, der in der Nilstandsmarke Nr. 5 angab, dass das 5. Regierungsjahr Pedubasts dem „Jahr 12“, also dem Realjahr -552, entsprach. Dies kann m. E. nur bedeuten, dass Pedubast im Realjahr -557 Gaufürst in Unterägypten wurde.

Von ganz besonderer Bedeutung ist, dass Pedubast („Pefdibast“) neben Fürsten wie Osorkon, Iuput und Nemrod (Nemart) im Stelentext des Pianch/Piye [*Aeg.* IX, 581-583] als Fürst von Herakleopolis (wie die anderen in Königskartusche geschrieben) erwähnt wurde. Während die anderen Fürsten sich Technachte (d.h. Assurbanipal) anschlossen, blieb Pedubast den Aithiopiern treu [so schon Dyroff, 309]. Kitchen [78 f., 102, 110, 357, 361] war dies natürlich bekannt, konstruierte aber unbeirrt in seiner zeitdogmatischen Befangenheit einen **Pedubast II.**, den Schneider [188] unkritisch übernahm.

Wie ich im „Chronologischen Fazit“ darlegen werde, betrachte ich es als wahrscheinlich, dass die von Manetho namentlich nach Pedubast genannten „Herrscher“ der 23. Dyn. nur Gaufürsten im neuen ägyptischen Großreich unter Sethos I. und Ranses II. gewesen sind.

Zur „thebanischen 23. Dynastie“

Aston vertrat wegen Einzeldatierungen eine andere Auffassung als Kitchen; seine Herrscherfolge der „thebanischen 23. Dynastie“ [Übersicht: Schneider, 320] ist aber fast identisch:

| | Kitchen | Aston |
|------------------------|-----------|---|
| Takelot II. | (850–825) | 838/33–812/07 |
| Pedubast/Padibastet I. | 818–793 | 827/22–802/797 |
| Iuput/Iupet I. | 804–783 | 812/07–? |
| Osorkon III. | 777–749 | 796/91–768/63 |
| Takelot III. | 754–734 | 773/68–766/61 |
| Rudamun/Rudjamun | 734–731 | 766/61–747/42 (Sohn v. Osorkon III.) |
| Iuput II. | 731–720 | - (Fürst v. Leantopolis) |
| Scheschonq VI. (?) | 720–715 | - |
| Ini | - | 747/42–742/37 (Umstrittener Kleinfürst) |
| Pajeftjauem'auibastet | - | 742/37–732/27 (Umstrittener Kleinfürst) |

Die Konstruktion der „oberägyptischen Linie“ beruht auf der Annahme, dass Angehörige der 22. und 23. Dyn. real Theben beherrscht haben, was weder dem archäologischen Befund noch den zeitgenössischen Inschriften ent-

spricht. Die Liste enthält auch den Prinzen Rudamun, dessen Herrschaft nicht bezeugt ist, sowie in Inschriften nur nebenbei erwähnte Fürsten, nur weil deren Namen in Königskartuschen geschrieben wurden. Da Pedubast noch zur Zeit des Taharka und Assurbanipal wirkte, betrachte ich seine angeblichen Nachfolger als fiktive Gestalten, Ergebnisse dogmatischer Vervielfachungen, auf die ich bereits eingegangen bin. Die neue Konstruktion dient offensichtlich dem Zweck, die behauptete Länge der „Dritten Zwischenzeit“ auf anderem Weg zu begründen.

Zur 24. Dynastie

Manetho ordnete dieser Dynastie nur **Bokchoris** zu, der nach Africanus 6 Jahre, nach Eusebios jedoch 44 Jahre regiert hat. Er wurde mit dem inschriftlich (in Tanis und im Serapeum) belegten Kleinfürsten Bakenrenef identifiziert [FWG4, 239; Schneider, 93]. Als sein Vater wird allgemein **Tefnachte** bezeichnet. In meinem Beitrag *Die schwarzen Pharaonen* habe ich schon begründet, dass Tefnachte mit dem assyrischen König Assurbanipal identisch war. Ergänzend möchte ich noch auf die von Zeller [2003, 620] erwähnte Stele des Tefnachte hinweisen, die sich jetzt in Athen befindet. In diesem Text [Gauthier, III:409] ist von einem Geschenk des Schepsesre Tefnachte (špss-re t3y-f.nht.t) die Rede; der Name entspricht dem der Piye-Stele (t3y.f.nhtw); ich habe deshalb keine Zweifel, dass die Stele sich nicht auf „Thephachthos“, den tatsächlichen Vater des Bokchoris [Diodoros I:45,2], sondern auf Assurbanipal bezieht, von dem allerdings andere Inschriften m. W. nicht bekannt sind.

Zeitgenössische Berichte

Helene von **Zeissl** [52-56] hat sich die Mühe gemacht, die in der Siegesstele des nubischen Königs Piye (sie nannte ihn Pianchi) aus Napata [Breasted, IV: 792-803] und in dem Annalen des Assurbanipal [z.B. Streck 1916] erwähnten Kleinfürsten aus den verschiedenen Ausgaben, die ihr vorlagen, nicht nur kritisch aufzulisten, sondern auch in Übereinstimmung zu bringen und zu systematisieren. Das Ergebnis ist beeindruckend und nie ernsthaft kritisiert worden; leider kann ich hier nur ihre wichtigsten Erkenntnisse wiedergeben.

Pianchi nannte 18, Assurbanipal 20 Kleinfürsten dieser Zeit mit Namen; Zeissl fand nur in wenigen Fällen keine Entsprechungen, wobei zu berücksichtigen ist, dass die Texte teilweise lückenhaft und einige Namen schwer lesbar sind. Zeissl ging natürlich vom herrschenden Zeitdogma aus und hat sich nach ihren Angaben auf die „Periode zwischen 720 und 660“ beschränkt. Schon zu Beginn ihrer diesbezüglichen Angaben schrieb sie, dass sie bei ihren Analysen zu recht verwunderlichen Feststellungen gekommen ist:

„Es wurde wiederholt erwähnt, daß Ägypten in eine Reihe von kleinen

Fürstentümern zerfallen war. Über deren Herrscher besitzen wir zwei wichtige Dokumente, eine Aufzählung der unterworfenen Fürsten Ägyptens in der Siegesstele des Pianchi und eine Liste der ägyptischen Fürsten in den Annalen des Assurbanipal, also am Beginn und am Ende der ganzen Periode. Aus dem geringen Unterschied der beiden Listen – es erscheinen fast dieselben Städte und oft sogar dieselben Namen, also wohl Söhne oder Enkel der in der ersten Liste Genannten – kann man erkennen, daß die strammere Herrschaft der Äthiopienkönige keine Änderung gebracht hatte“ [Zeissl, 51].

Die Annahme von gleichnamigen „Söhnen und Enkeln“ war natürlich nur eine Verlegenheitslösung: In meinem Beitrag über die *Schwarzen Pharaonen* habe ich nachgewiesen, dass „Pianchi“ mit „Taharka“, dem Gegner Assurbanipals, identisch und dass deshalb die Gleichheit der Namen keineswegs ein Zufall war. Ich möchte mich hier nur auf ein besonders bezeichnendes Beispiel beschränken: In meinem Beitrag über die *Schwarzen Pharaonen* erwähnte ich den Kampf um Hermopolis, das von dem Fürsten **Nemrod** verteidigt wurde [Aeg. IX, 581]. Zeissl [53] schrieb hierzu:

„Außerhalb dieser Aufzählung [durch Pianchi; KW] werden wir nur noch mit zwei Fürsten bekannt gemacht, die die Königswürde innehatten: Nemaret von Hermopolis (Hmnw) und Pefdbast von Herakleopolis magna (Hmn-nsw.t). Beide werden uns auch von den Assyern angegeben. In Hermopolis, das als Chimuni (H-imu-n) erscheint, herrschte zu der [dieser; KW] Zeit auch ein Fürst Nemaret, der im Assyrischen als Lamentu wiedergegeben wird.“

Schneider [165] unterschied, wie bei ihm nicht anders zu erwarten, einen „Namilt (3)“ zur Zeit des Piye (um -730) von einem „Namilt (4)“ zur Zeit des Assurbanipal (um -667/66). Seine Namensgebung begründete er wie folgt:

„Für den Namen des Königs sind in der Literatur viele fälschliche Umschreibungen (Nimrod, Nemrud, Namlot, Nematlot, Nimlot, Nematut) in Gebrauch. Da Namilt (4) in keilschriftlicher Transkription als ‚Lamin-tu‘ überliefert wird, lese ich mit demselben Vokalismus, aber unter Annahme einer Umstellung der Liquiden *n*, *l* im Ägyptischen ‚Namilt‘“ [Schneider, 165].

Da es ein ganz großer Zufall wäre, dass Hermopolis 60 Jahre nach Piyes Angriff noch einmal von einem Nemrod/Namilt, nun gegen Taharka, verteidigt wurde, gehe ich von der Identität dieser beiden Kleinfürsten von Hermopolis aus; die Identität von Piye und Taharka habe ich schon in meinem Beitrag *Die schwarzen Pharaonen* begründet.

Zeissl hatte nicht die Absicht, in ihren Analysen auf die Herrscher der 22. Dyn., einzugehen, die nach konventionellem Verständnis mindestens 100

Jahre vor Piye Ägypten beherrschten. Trotzdem finden wir auch bei ihr vertraute Namen, so den des **Scheschonq**:

„Von Busiris (*PrWsir*, *assy. Puširu, Pu-ši-ru*) werden uns in der Pianchi-stele zwei Herrscher genannt, in der ersten Liste der Große der Ma Scheschonk. [...] Tatsächlich herrschte unter Assurbanipal in Busiris wieder ein Scheschonk (*assy. Susinku*); also ist anzunehmen, daß dieser Name in der Herrscherfamilie des Gaus üblich war und der erste Scheschonk nicht eine untergeordnete Stellung eingenommen haben muß“ [Zeissl, 52 f.].

Auf die Idee, dass es sich stets um den gleichen Herrscher gehandelt hat, kam Zeissl natürlich nicht. Sie erwähnte auch [ebd., 53], dass im Text ein **Osorkon** als Herrscher von Busiris erwähnt wurde. Er kam zu Pianchi, um sich ihm zu unterwerfen [vgl. auch FWG 4, 238]. Ich betrachte diese vielen Namensgleichheiten keineswegs mehr als Zufall! Nach meiner Überzeugung herrschten in Busiris Scheschonq und Osorkon noch zur Zeit Assurbanipals als Mitregenten! Übrigens wurden die Namen aller dieser Fürsten, auch die von Nemrod (Namilt) von Hermopolis und die von „Pefdibast“ (Pedubast) von Herakleopolis, im Piye-Text in Königskartuschen geschrieben [so auch Schneider, 165].

Leider sind die Analysen Zeissls, die ich hier sehr gekürzt wiedergegeben habe, kaum bekannt. Ihre dogmenbedingten Kommentierungen waren dem Zeitgeist geschuldet; ihre Feststellungen, objektiv gelesen, helfen aber, die reale Chronologie dieser 'Periode' zu rekonstruieren, wodurch deren wirklicher Ablauf erst verständlich wird.

Chronologisches Fazit

Nach den übereinstimmenden Erkenntnissen Kitchens, Astons und Leahys, die als gegenwärtige Koryphäen der „Dritten Zwischenzeit“ gelten, folgt die 23. und 24. Dyn. nicht mehr der 22. Dyn., sondern ist mit der zweiten Phase der 22. Dyn. zeitidentisch. Da nach den Erkenntnissen Rohls, der ebenfalls Spezialist dieser 'Epoche' ist, war auch die 21. Dyn. mit der 22. Dyn. zeitidentisch. Es ist somit ausreichend, sich auf die aufeinander folgenden realen Pharaonen der 22. Dyn. zu beschränken, um die reale Chronologie der voräthiopischen „Zwischenzeit“ zu rekonstruieren. Die anderen Kleinfürsten, die gleichzeitig neben diesen „Herrschern“ amtierten, können chronologisch unberücksichtigt bleiben.

Meine Analysen haben ergeben, dass Manetho Recht hatte, als er angab, dass der 22. Dyn. nur drei Herrscher angehörten: Scheschonq, Osorkon und Takelot, wovon letzterer anscheinend nur Kronprinz war. Trotz aller Bemühungen konnten Generationen von dogmatischen Ägyptologen ihre behaupteten Vervielfachungen (und damit die daraus abgeleitete Zeit von mehr als 200 Jahren) nicht beweisen; immerhin obliegt ihnen hierfür die Beweislast. Schon

der archäologische Befund spricht eindeutig dagegen. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass Scheschonq (nach dem Bubastiden-Text) an der Seite Taharkas an dessen Beutezug nach Palästina zur Zeit Echnatons teilgenommen hat und dass er noch zur Zeit Assurbanipals (nach dem Piye-Text) Mitregent von Bubastis war. Somit dürfte er über 30 Jahre als Gaufürst amtiert haben, was historisch keineswegs ungewöhnlich ist. Immerhin war sein Sohn Osorkon auch nach meiner Rekonstruktion in seinen letzten Jahren Mitregent. Takelot war zu dieser Zeit, wie dargelegt, nur „Kronprinz“.

Da im Neuen Reich das Amt des Gaufürsten erblich war [vgl. Erman, 135 ff., 157], möchte ich nicht ausschließen, dass er unter Ramses II. dieses Amt innehatte, was seine Aufnahme in die Herrscherliste der 22. Dyn. durch Manetho erklären würde. Immerhin blieb auch sein Grab in Tanis erhalten.

Das gilt auch für seinen Sohn und Nachfolger Osorkon (den Jüngeren), dessen Existenz durch Paserhor bestätigt wurde und der nicht mit Osorkon II. oder III. verwechselt werden darf. Wahrscheinlich waren auch die von Manetho namentlich genannten „Herrscher“ der 21. Dyn. nach Psusennes und Amenophthis und der „Herrscher“ der 23. Dyn. nach Pedubastes in Wirklichkeit nur Gaufürsten während der 19.= 26. Dynastie.

Nach Herodot wird die relativ kurze Übergangszeit, in der Psammetich I. gegen elf andere Kleinfürsten kämpfte und sich endlich gegen sie durchsetzte, als „Dodekarchie“ bezeichnet. Er und sein Vater Necho I. (= Ramses I.) stammten anscheinend aus einer Familie erblicher Gaufürsten (Nomarchen) des Nildeltas. Manetho (in beiden Varianten) nannte Stephinates und Nechepsos ausdrücklich als Vorgänger des Necho (Nechao) und begann mit ihnen die Aufzählung der „Herrscher“ der nunmehrigen 19. Dynastie. Erman [394] wies auf die „langen, altertümlichen Titulaturen“ dieser Gaufürsten hin: Jeder „Nomarch“ betonte, „dass er dem Gotte seines Gaus als Priester dient“. Entsprechend bezeichnete Herodot [II:141] den neuen König Psammetich I. auch als „Priester des Hephaistos namens Sethos“. Dieser Herrscher begründete Ägyptens neue Großmachtstellung und ging als Sethos I. in die Weltgeschichte ein.

Literatur: siehe Aeg. IX [3/2007], außerdem:

- Aston, David A. (1989): Takelot II. – A King of the Theban Twenty-Third Dynasty; in: *Journal of Egyptian Archaeology* (Liverpool). Jg. 75, 139-153
- Awdijew, Wsewolod I. (1953): *Geschichte des Alten Orients*. Berlin/DDR
- Beckerath, Jürgen von (1966): The Nile Level Records at Karnak and Their Importance for the History of the Libyan Period (Dynasties XXI and XXII); in: *Journal of the American Research Centre in Egypt* (New Haven) Jg. 5, 43-55
- (1951): *Tanis und Theben. Historische Grundlagen der Ramessidenzeit* (Ägyptologische Forschungen 16). Glückstadt

- Bierbrier, Morris L. (1977): Hoherpriester des Amun; in: *Lexikon der Ägyptologie*. Bd. II. Wiesbaden, Sp. 1243
- (1982): Nebwenenef; in *Lexikon der Ägyptologie*, Bd. IV, Sp. 366
- Bille-De Mot, Eléonore (1965) : *Die Revolution des Pharaos Echnaton*. München
- Breasted, James Henry (1905): *A History of Egypt from the Earliest Time to the Persian Conquest*. New York [deutsch: Geschichte Ägyptens. Zürich 1936]
- (1906/07): *Ancient Records of Egypt. Historical Documents from the Earliest Times to the Persian Conquest. I-V*. Chicago [Die Hinweise beziehen sich auf die Paragraphen des Werkes]
- Brissaud, Philippe / Zivie-Coche, Christiane (1998): *Tanis. Travaux récentes sur le Tell Sâ el-Hagar*. Paris
- Caminos, Ricardo Augusto (1958): *The Chronicle of Prince Osorkon*. Roma (ital.)
- Černý, Jaroslav (1966): Die Ramessiden (1309-1080); in: *Fischer Weltgeschichte*. Frankfurt/M. Bd. 3, 260-293
- Dautzenberg, Norbert (1995): Bemerkungen zu Schoschenq II., Takeloth II. und Pedubastis II; in: *Göttinger Miscellen* 144. Göttingen
- Dodson, Aidan (1993): A new King Shoshenq confirmed? in *Göttinger Miscellen*. Jg. 137, 53-58
- (2004a): Die verschollenen Gräber von Tanis; in: Manley, Bill (Hg.): *Die sieben großen Geheimnisse des alten Ägyptens*. München. 95-97
- (2004b): Smendes, der „alternative“ König; *ebenda*, 140 f.
- Dunn, Jimmy (Internet): *The Royal Tombs of Tanis*
www.touregypt.net/featurestories/tanistombs.htm
- Dyroff, Karl (1923): Ägypten. Das Land der Pharaonen, in: Hans F. Helmolt: *Weltgeschichte*, Band 3 (Neudruck). Leipzig. 221-318
- Eliade, Mircea (1993): *Geschichte der religiösen Ideen*. I-V. Freiburg · Basel · Wien
- Erman, Adolf (1885): *Aegypten und Aegyptisches Leben im Altertum*. Tübingen
- Ernst, Otto (2005): Das Moses-Rätsel. Ein Ägyptologe reißt die Bibel auf; in: *ZS* 17 (2) 307-318
- FWG 4 = De Meulenaere, Hermann (1967): Die Dritte Zwischenzeit und das äthiopische Reich; in *Fischer Weltgeschichte*. Band 4, Frankfurt/M, 220-255
- Gauthier, Henri (1907-17): *Le Livre des rois d'Égypte*. I-V. Le Caire [Kairo]
- Harstick, Hans-Peter (Hg.; 1977): *Karl Marx über Formen vorkapitalistischer Produktion. Vergleichende Studien zur Geschichte des Grundeigentums 1879-80*. Aus dem handschriftlichen Nachlaß. Frankfurt/Main · New York
- Heinsohn, Gunnar (1996): Hazor, Exodus, Josua und David. Die chronologischen Konfusionen Altvorderasiens; in *ZS* 8 (4) 410-419
- (2006): Kein König David? in *ZS* 18 (3) 555-559
- Illig, Heribert (1993): David in Israel bezeugt; in *VFG* 5 (3/4) 45
- (1996a): David Rohls's Test of Time; in: *ZS* 8 (1) 14 f.
- (1996b): Gleichtakt zwischen Nil und Jordan? [Zu Rohls Buch]; in *ZS* 8 (4) 550 f.
- (1998): Die Königslisten für das Neue Reich. in *ZS* 10 (1) 16-39
- (2002): Von lesenswert bis ungelesen. Ein Florilegium; in *ZS* 14 (4) 736-745
- James, Peter (1992): *Centuries of Darkness. Challenge of the Conventional Chronology of Old World Archaeology*. London
- Jansen-Winkeln, Karl (1992): Das Ende des Neuen Reiches; in *Zeitschrift für Ägypti-*

- sche Sprache und Altertumskunde (Leipzig · Berlin), Jg. 119, 22-37
- (1994): Der Beginn der libyschen Herrschaft in Ägypten; in *Biblische Nachrichten* (Bamberg), Jg. 71, 78-97
 - Kees, Hermann (1964): *Die Hohenpriester des Amun von Karnak von Herihor bis zum Ende der Äthiopenzeit*. Leiden/NL
 - Kitchen, Kenneth Anderson (³1986): *The Third Intermediate Period in Egypt (1100-650 BC)*. Oxford/GB [zitiert nach den Paragraphen des Buches]
 - Laughlin, Robert B. (2007): *Abschied von der Weltformel*. München
 - Leahy, Anthony (1990): *Libya and Egypt, c. 1300 – 700 BC*. London
 - Lefebvre, Gustave (1929): *Histoire des grands prêtres d'Amon de Karnak*. Paris
 - Legrain, Georges (1896): Textes gravés sur le quai de Karnak, in *Zeitschrift für Ägyptische Sprache und Altertumskunde* (Leipzig · Berlin), Jg. 34, 11-121
 - Lieblein, Jens (1873): *Recherches sur la chronologie égyptienne d'après les listes généalogiques*. Leipzig
 - (1914): *Recherches sur l'histoire et la civilisation de l'ancienne Égypte*. Leipzig
 - Meyer, Eduard (³1931): Ägypten seit dem Niedergang der Großmacht; in *Geschichte des Altertums*. Band II/2, Stuttgart · Berlin, 6-60
 - (2000): dass.; in *Geschichte des Altertums*. III, Stuttgart, 15-38
 - Meyer-Lexikon (³1874) = *Meyers Konversationslexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens*. Band I. Hildburghausen
 - Montet, Pierre (1947-60): *La nécropole royale de Tanis. I-III*. Paris
 - Neumann, Johannes (1997): *Der historische David. Legende und Wirklichkeit in der Geschichte Israels und Judas von der Frühzeit bis zur Dynastie Omris*. Radebeul/Sachsen
 - Niwnski, Andrzej (1988): *21th Coffins from Thebes: Chronological and Typological Studies*. Mainz/Rhein
 - Prus, Boleslaw (1963): *Pharao*. Roman. Berlin//DDR [Original: "Faraon". 1895]
 - Sar el-Hagar (Internet 2006) = http://wikitravel.org/de/%E1%B9%A2%C4%81n_el-%B8%A4agar
 - Schmidt, John D. (1973): *Ramesses II. A Chronical Structure for His Reign*. London
 - Schn. = Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen*. Zürich
 - “Shoshenq II.” = Shoshenq II.'s Identity: www.halfvalue.com/wiki.jsp?topic=Shoshenq_II
 - Streck, Maximilian (Hg.; 1916): *Assuribanipal und die letzten assyrischen Könige bis zum Untergang Ninivehs*. Teil II. Leipzig
 - Thompson, Thomas K. (1992): *Early History of the Israelite People from the Written and Archaeological Sources*. Leiden/NL
 - Torr, Cecil (1897): *Memphis and Mycenae. An Examination of Egyptian Chronology and Its Application to the early History of Greece*. Oxford [Reprint Redhill 2005]
 - Vittmann, Günter (2003): *Ägypten und die Fremden im ersten vorchristlichen Jahrtausend*. (Kulturgeschichte der Alten Welt 97). Mainz
 - Weiß, Johann Baptist von (⁷1928): *Geschichte des Orients*. (Hg.: Ferd. Vockenhuber). Graz · Wien
 - Zeller, Manfred (2003): Alles immer jünger [Teil 1]; in *ZS* 14 (4) 619-628
 - (2003): dass. [Teil 2]; in *ZS* 15 (2) 252-281
 - (2005); dass. (Teil 3); in *ZS* 17 (3) 534-557

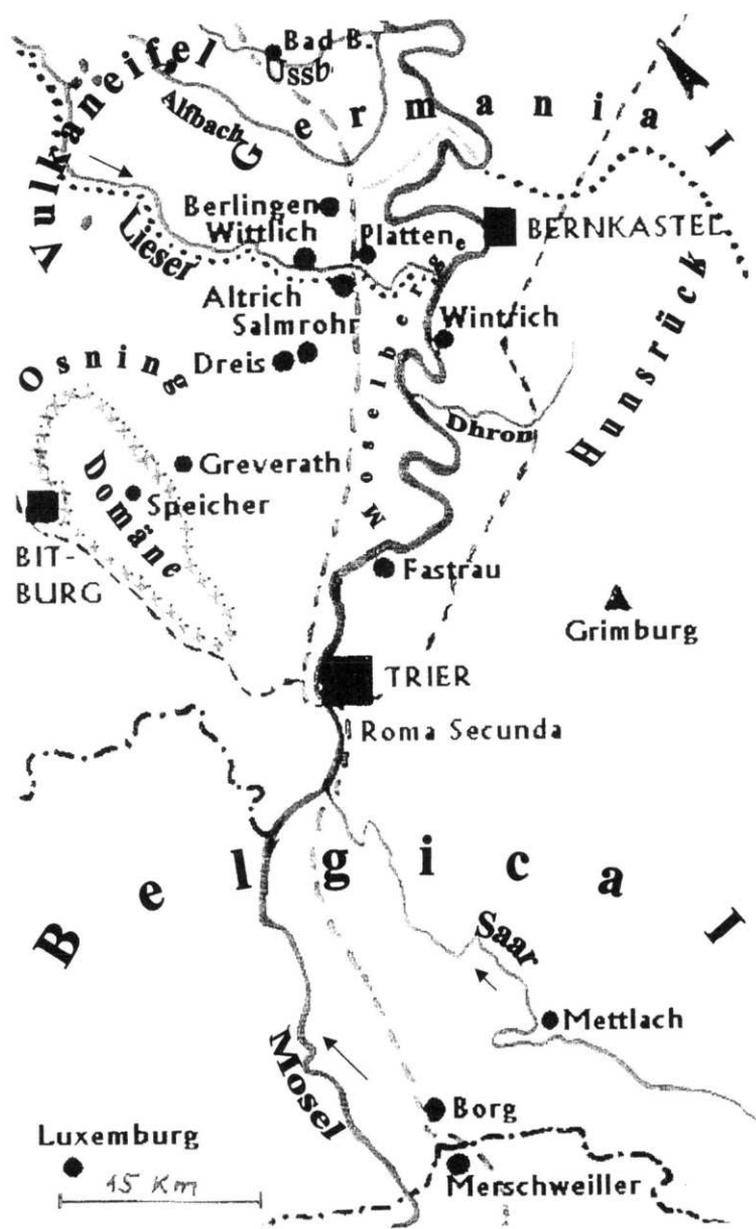
Die Geographie der Dietrichepik Das Moselgebiet und Dietrich von Bern in der nordischen *Thidrekssaga*

Volker Friedrich

Problemstellung und Untersuchungsmethodik

Dietrich von Bern, im Nibelungenlied (um 1200) „Dietrich“ genannt [Hs. B, V. 1347], ist die Hauptperson der germanischen Heldensage. Im altenglischen *Waldere* (um 1000 [Fragment II, 4; Schäfer, 1994, 184, Anhang]) heisst er „*Deodric*“, „in der altnordischen „Edda“ „*Thjodrek*“ [2. Gudrunlied, V. 5; vgl. Krause, 2001, 168]. Dietrich hat nach üblicher Auffassung den ostgotischen König Theoderich den Großen zum Vorbild [u.v.a. Bennewitz/Uni Bamberg, 2006] und residierte im antiken oberitalischen Verona [u.v.a. Holzapfel 2001]. Derzeit ist Prof. Dr. Elisabeth Lienert/Uni. Bremen im Rahmen des von der DFG geförderten Projekts *Die ‚historische Dietrichepik‘. Neueditionen und Untersuchungen* damit befasst, neue Erkenntnisse zu gewinnen. Ob der grundsätzliche konventionelle Konsens bezüglich Person, Ort und Zeit stimmig sein kann, soll mit geographischen Methoden überprüft werden. Die Bücher von Heinz Ritter-Schaumburg und Walter Böckmann gaben hierzu die Anregung. Letzten Anstoß gab schließlich die Beurteilung des Marburger Germanisten Heinzle [2003, 19], dass Sagen auf genaue Lokalisierung Wert legen und für die Bewohner der „Erinnerungsorte“ [ebd., 21] von besonderer Bedeutung waren.

Grundlage ist die altnordische *Thidrekssaga* (eig. *Thidreks saga*) als umfassendste Kompilation des germanisch-deutschen Sagenstoffes um Dietrich von Bern, „*Þiðdrícr*“ genannt. Verwendet wird die kritische Ausgabe der schwedischen *Membrane*-Fassung aus Stockholm, welche Bertelsen 1905–1911 synoptisch zusammen mit Handschrift *A* der *Thidrekssaga* edierte, weiterhin von der Hagens deutsche Fassung *Die Thidrekssaga oder Dietrich von Bern und die Niflungen* von 1814, neu publiziert und kommentiert durch Heinz Ritter im Jahre 1989. Zur Verifizierung werden relevante Schriftquellen beigezogen, insbesondere das 1962 von Jungandreas herausgegebene *Historische Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes*. Die *Thidrekssaga* ist zwar kein historisches Dokument, jedoch können aus ihr gleichwohl genuin geographische Tatbestände herausgefiltert werden. Deren räumliche Synthetisierung ermöglicht die Zuordnung historischer Heldensagen zu realen Landschaften der Antike. Die *Thidrekssaga* enthält mehr als 70 Volks-, Orts-, Gewässer- und Landschaftsnamen. Innerhalb gleicher Texte weichen ihre Schreibweisen häufig leicht voneinander ab; in den einzelnen



Mittleres Moseltal [Karte: V. Friedrich]

Fassungen werden relativ selten unterschiedliche Namen verwendet. Diese Umstände ermöglichen es in Verbindung mit der Etymologie [ihre Bedeutung für Geschichte und Philosophie vgl. v. Hänsel-Hohenhausen 2005, 33], viele geographische Namen der *Thidrekssaga* mit historisch gesicherten Lokalitäten in Spätantike sowie beginnendem Frühmittelalter zu identifizieren. Sie haben ihren Ursprung allesamt im antiken Moselgebiet in den Verwaltungseinheiten Civitas Treverorum (= Gallia I/Obergallien) und der benachbarten Germania I. Das sei eingangs an Namen mit geographischer Schlüsselfunktion exemplarisch dargestellt.

Historischer Ausgangspunkt ist der Gallien-Feldzug des Hunnenkönigs Attila im Jahre 451: Attila hielt sich anno 451 nachweisbar zweimal im Moselgebiet auf: am 07. April 451 anlässlich der Einnahme von Metz sowie Ende September 451 während der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern wiederum in der Nähe von Metz („haud longe de Mettis“) bzw. Trier („Geisterschlacht bei Rom“, der gallischen „Roma Aeterna“). Ergo ist die Gegend zwischen Metz und Trier Ausgangspunkt der geographischen Untersuchung.

Während des Exils Dietrichs von Bern bei Attila [Handschrift *Membrane*, 293-315, im Folgenden „Mb“ genannt] finden zwei große Kriege statt: Der erste wird gegen die „ruzimenn“ [Mb 295] in „ruziland“ [Mb 298] unternommen. Der zweite Krieg wird gegen den König von „vilcina lannz“ [Mb 294] resp. „pulina land“ [Mb 300] geführt. Wissenschaftlich gilt grundsätzlich, dass es sich bei diesen Völkerschaften um Russen, Polen und/oder slawische Wilzen im heutigen Mecklenburg/Vorpommern handeln müsse. Bezüglich der Russen folgte man dem *Nibelungenlied*, welches sie „Rivzen“ nennt und im Kontext auch tatsächlich das hochmittelalterliche Russland meint [vgl. Fassung „B“, Codex Sangallensis 857, 1339, die genaueste Niederschrift des *Nibelungenliedes*]. So übersetzte von der Hagen 1814 mit „Reußen“ [II, 496] oder „Rußland“ [504] bzw. „Polenland“ [512], Bertelsen 1905–11 mit Russen [II, 411] bzw. Polen [II, 410] und Erichsen 1924 mit Russen [328] bzw. Polen [336]. Ritter meinte 1989 ebenfalls die Russen [XI], nannte sie jedoch „Rytzen“ [ebd., 211]. Badenhausen e. a. [web, 12/2007] schreiben „Swedish realm of King Wilkinus (Wilcinus): Pomorze and region from German Mecklenburg to Danish Isles and southern parts of Sweden“ bzw. „Baltic parts around Novgorod, Russia“. Diese Gleichsetzung ist als ärgster geographische Schnitzer der *Thidrekssaga* nach Auffassung Voigts [1967, 472] ihrer jüngsten skandinavischen Bearbeitungsschicht zuzuschreiben.

Geographisch und historisch betrachtet, können sich o. a. Namen jedoch keinesfalls auf Russland [dessen Geschichte vgl. Dollinger 1983, 40 f.], Polen oder das Land der slawischen Wilzen beziehen, da diese Völkernamen resp. Staaten im 5. Jh. noch nicht existierten. In diesem Sinne betont der Nordist Hube [2004, 276], dass Dietrich von Bern nicht mit den zeitlich späteren slawischen Wilzinen gekämpft haben kann [Zweifel auch bei Glahn 2007a, 67]. So dürften die

Namen „ruziland“ und „vilcina lannz“ im Kontext ursprünglich auf zwei überlieferte reale gallisch-antike Gaue an der Mosel bei Trier zurückgehen:

a) *Rizziga*“ im südwestlichen Halbkreis um Trier: Dieser lag in der Gegend ums Luxemburger Dalheim und reichte nach Osten über die Mosel bis zur Römerstrasse Trier - Metz. An ihr ist in der *Tabula Peutingeriana* zehn gallische Leugen südlich von Trier der Rastort „*Ricciao*“ verzeichnet. An „Rizzigau“ und Rastort „Ricciaco“ erinnert heute noch der Name des nahe gelegenen lothringischen Dorfes *Ritzing* an der Römerstrasse von Trier nach Metz [vgl. Friedrich 2004, 55-57, 66].

b) *pagus vilcias*, das heutige Wittlich nordöstlich Triers, wo auch die Handlungsorte der „Wilkinensage“ zu suchen sein dürften.

Den Erhalt moselromanischen Namensguts in der *Thidrekssaga* über 800 Jahre hinweg können folgende Umstände begünstigt haben: Im Moseltal wurde möglicherweise bis ins 11. Jh. moselromanisch gesprochen [Ewig 1987, 74 f.], weil die fränkische Landnahme in der Moselgegend zunächst die offenen für den Getreideanbau nutzbaren Landstriche mit ihren römischen Gutshöfen (*villae rusticae*) erfasste. Aber auch hier siedelten noch geraume Zeit parallel Romanen und Franken. Schließlich sollten die Gedächtnisleistungen in der überwiegend verbal organisierten spätantiken und frühmittelalterlichen Gesellschaft Europas nicht unterschätzt werden (vgl. überragendes Geschichtswissen berberischer Erzähler noch zu Beginn des 20. Jh.). Die von Illig postulierte rund dreihundertjährige Phantomzeit (614–911) macht obiges Phänomen ebenfalls erklärlicher. Bisherige Ansätze, die Illig'sche Zeitlücke auch mit dem Geschehen der *Thidrekssaga* zu füllen, sind eher hypothetisch, weil hinlänglich plausible Verifikationen nicht gelingen wollen.

Der Übertragungsweg des Sagenstoffes nach Skandinavien wurde seit jeher kontrovers diskutiert [vgl. Voigts 1967, 472 f.]. Gemäß *Thidrekssaga* sollen Gewährsleute aus den Hansestädten Soest, Bremen und Münster dies bewerkstelligt haben: Die Hanse wurde Mitte 12. Jh. unter Soester Führung gegründet, nachdem Soest im Ostseeraum die wirtschaftliche Vormacht erlangt hatte. Der Beitritt Bremens und Münsters geschah im 13. Jh. Am norwegischen Königssitz Bergen [vgl. Kramarz-Bein 2002, 1:83 ff.] veranlasste König Hákon IV. (1217–1263) Mitte des 13. Jh. die Zusammenstellung der deutschen Heldensagen. Laut Voigts [1967, 474] ist lediglich gesichert, dass die Stockholmer Membrane im Bücherverzeichnis von 1313/14 des Bischofs Árni Sigurðson von Bergen genannt wird.

Bei der Untersuchung ist die Überzeugung leitend, dass allen Mythen und Sagen ursprünglich reale geschichtliche Ereignisse (Euhemerios von Messene) und Handlungsräume zugrunde liegen. Insofern sind neben den ortsrelevanten chronistisch gesicherten Daten über den Hunnenkönig Attila vor allem die relativen Zeitangaben in der *Thidrekssaga* über die Dauer einzelner Ereig-

nisse sowie die einordnungsfähigen funktionalen raumzeitlichen Zusammenhänge wichtig. So kann z. B. das isolierte Herausgreifen eines etymologisch zwar stimmigen alten Ortsnamens dann wenig Sinn machen, wenn dieser Ort vom wahrscheinlichen Geschehen zu abgelegen ist. Die Aussagen der *Thidrekssaga* zu Lebenssitten, z. B. häufig erwähnter Weinkonsum, und Architektur vermitteln insgesamt den Eindruck, als ob sie römisches Gebiet mit hervorragender Infrastruktur und festen Steinbauten reflektieren. Es wird auch über die hunnische Sitte berichtet, den Ehrengast auf dem Hochsitz neben dem Herrscher zu platzieren. Bisherige räumliche Interpretationen der Dietrichepik/*Thidrekssaga* sind insgesamt wenig befriedigend, z. T. widersprüchlich oder kaum nachvollziehbar. Grosse [1997, 737] schreibt zwar, dass „in der Heldensage [...] die räumlichen Festlegungen sehr viel konkreter als die zeitlichen“ sind, glaubt jedoch, dass die „die exakte geographische Lokalisierung in einem Sagengeschehen weder möglich noch nötig“ sei [ebd., 777, zu Vers 382 des *Nibelungenliedes*].

Im neuen „Ring“-Musical von F. Nimsgern und D. Call manifestiert sich aktuell das ungebrochene deutsche Interesse am *Nibelungenlied*, auch wenn dieses nicht zum deutschen Nationalepos werden konnte, weil es – anders als das französische *Rolandslied* – „im Kern unchristlich ist und kein Nationalgefühl kennt“ [Krywalski 1985, 120 ff.]. Schließlich sollte man aufgrund der Quellenlage rational davon ausgehen, dass es sich bei den Burgundern – herkunftsmäßig – nicht um einen germanischen, sondern um einen hunnischen Stamm des 4./5. Jh. handelt (s.u.). Hilfreich erweist sich auch die Synopse aller in der *Thidrekssaga* genannten Genealogien. Sie sind allesamt untereinander versippt – mit Ausnahme der Burgunder und Nibelungen als isolierten Fremdkörpern. Leider kann auf die von Hube geschriebene neue deutsche Fassung der *Thidrekssaga* [Nacherzählung samt Kommentar; ET: 20. Februar 2008] nicht eingegangen werden, da sie mir beim Abfassen dieses Aufsatzes nicht vorlag.

Germanistische Grundlagen

Der Marburger Germanist Joachim Heinze ordnet die Dietrich- und Nibelungensage der mittel- und nordwestdeutschen Stofftradition zu, wobei die Dietrichsage einen historischen Ursprung in der Völkerwanderungszeit und in Theoderich hat [Heinze 1999, 1]. Die anachronistische Verbindung des ostgotischen König Ermanarich mit einem König Ermenrich in Rom, des ostgotischen Königs Theoderich mit Dietrich von Bern sowie des Hunnenkönigs Attila mit dem Hunnenkönig Etzel im *Nibelungenlied* ist ein typischer Zug der Umformung von Historie in heroische Überlieferung [ebd., 5], eine spezifische Form des i. e. mittelalterlichen Geschichtswissens [ebd., 6 f.]. Einen dritten Teilbereich der Dietrichsage stellt die Überlieferung von Dietrichs Abenteuern dar [ebd., 10]. Das älteste Dokument der Dietrichsage ist das althoch-

deutsche *Hildebrandslied*, welches im vierten Jahrzehnt des 9. Jh. von zwei Schreibern des Klosters Fulda auf die Außenseiten des Vor- und Nachsatzblattes einer lateinischen Bibelhandschrift notiert wurde [ebd., 11]. Nachweisbar benutzten die Schreiber eine ältere schriftliche Vorlage, u. U. aus dem (fingierten; V.F.) Umkreis Karls des Großen [ebd., 12].

Historisch-geographischer Rahmen

Im Gebiet Krim/Südrussische Steppe stirbt 375 der ostgotische König Ermanarich im betagten Alter von 110 Jahren an den Folgen eines Schwert-Attentates [Jordanes, XXIV, 130]. Reichert [2003, 61] verweist diesbezüglich auf die in der Sache gleichlautende Darstellung im *Alten Hamdirlied* (*Ältere Edda*). Das Jahr 375 markiert gleichzeitig den ersten entscheidenden Sieg der Hunnen über die Ostgoten und den Beginn der Völkerwanderung.

Im Jahre 406 fallen indoeuropäisch-sprachige Alanen, Sweben und Wandalen, aus dem Rhein-Main-Gebiet kommend, in Gallien ein. Beim Überqueren des Rheins benutzen sie wahrscheinlich die noch intakte antike hölzerne Mainzer Rheinbrücke [Künzl 1981a, 136]. Deren Wiederaufbau will n.b. Kaiser Karl dem Großen um 800 trotz ihrer noch erhaltenen steinernen Pfeiler nicht gelingen [ebd.].

Kurze Zeit nach 406 überschreiten Burgunder („Burgundiones“) ebenfalls den Rhein und setzten sich in der Gallia I/Obergallien fest. Die lateinischen Schriftquellen schließen die Gegend um Worms aus.

Ob diese Burgunder (= „Burgundiones“) Germanen oder Hunnen waren, ist seit Zeiten der deutschen Romantik des 19. Jh. wissenschaftlich strittig. Der byzantinischen Quellenlage nach sind sie Hunnen. In der nordischen *Edda* wird Siegfried/Sigurd ebenfalls als Hunne qualifiziert: In Kaspar Zeussens Buch *Die Deutschen und die Nachbarstämme* [1837] haben allerdings die germanischen „Burgundiones“ mit den in byzantinischen Quellen mehrfach genannten hunnischen „Ουρουγυνοι“/Urugundi und „Βουρουγουνδοι“/„Bourougoundoi“ nichts gemein und werden seither – auch im Wunschbild der Deutschen – als Germanen eingestuft. Diese Thematik wird separat vertieft.

Quer durch Europa vom Kaukasus über die Russische Steppe bis nach Mitteleuropa errichten die Hunnen ab 375 kurzzeitig ein brüchiges, auf dem Vasallenprinzip beruhendes Großreich. Nachfolger des nach dem Jahre 435 [Maenchen-Helfen 1997, 69] verstorbenen erfolgreichen Hunnenkönigs Rugila/Rua wird der Halbgepide Attila [Prosper Tiro, zit. n. Homeyer 1951, 78; Jordanes, XXXV, 181] und Attilas Halbbruder Bleda, der Blædelin/Blödel im *Nibelungenlied* [Hs B, 1921]. Attila wird für die hunnischen Stämme im Westen zuständig [Maenchen-Helfen 1997, 63]. Somit besteht zeitlich und auch funktionell ohne weiteres die Möglichkeit, dass Attila schon 437 die von Aëtius initiierte und

mit Attila-Hunnen durchgeführte Strafexpedition gegen die Burgunder in Gallien persönlich leitet und/oder ein Massaker an burgundischen Adligen veranlasst. Militärtaktisch macht der Einsatz von Attila-Hunnen gegen ein anderes hunnisches Reitervolk jedenfalls Sinn (vgl. Anwendung hunnischer Kampftaktik seitens Narses a. 533 beim endgültigen Sieg über die Ostgoten in Italien). Bleda wird um 444/45 durch Attila (gotisch „Väterchen“; hunnischer Name unbekannt) ermordet. Attilas Reich zerbricht 454 oder 455 mit dem ersten Sieg der Gepiden über die kommandierenden Attila-Söhne am bisher nicht lokalisierbaren Fluss Nedao.

* Italien mit Glacis (Burgund, ehem. röm. Provinzen Rätien, Noricum, Pannonien und Dalmatien) ist Machtbereich des Ostgotenkönigs Theoderich (reg. 493–526). Er regiert vom italischen Ravenna aus, der letzten weströmischen Hauptstadt.

Aus der jüngeren Forschungsgeschichte

Durch die Veröffentlichungen Heinz Ritters-Schaumburg über die *Thidreks-saga* seit den 80er Jahren des 20. Jh. wurden die so gut wie ad acta gelegte historische Frage und auch die Geographie der Dietrichepik [*Nibelungenlied*: vgl. Lienert 2003, 102] wieder in der Öffentlichkeit virulent. Ritter kappte Italien als Handlungsraum. Er favorisierte stattdessen kontinentweite Bewegungen Dietrichs von Bern im nördlichen Mittel- und Osteuropa zwischen Wadgassen bei Saarbrücken ([1982, Karten 2, 62; anders Wisniewski 1986, 81]; Wedinghausen in Arnsberg nahe Soest) über das slawische Wilzengebiet südlich Rügens [ebd., 147] bis zu den mehr als 2.000 km von Bonn entfernten Smolensk [ebd., 215] und Nowgorod südlich St. Petersburgs [ebd., 147]. Ritter hing der Fiktion nach, dass der von ihm so bezeichnete „Attala“ nicht mit dem Hunnenkönig Etzel („Attila“) in Ungarn identisch gewesen wäre [1982, 150; 1989, 361, Anm. 17]. Er ließ hierbei die durchgehende Schreibweise „Atila“/„Attila“ in der schwedischen *Membrane* und ihren Handschriften „A“ und „B“ außer Acht: „Attala“ hätte von Soest aus über das „Hünenland“ geherrscht [in Anm.108 bei von der Hagen, 1814/55, II, 768, hrsg. 1989 durch Ritter]. Ritters Auffassung steht im Gegensatz zur Aussage des originären Deutschen Heldenbuchs [4b; von Keller, 1966, 7, Ziff. 29/30]: „**Von den helden vnd herren auß der Hünen land das yeczund heisset vnger land. Das was künig Eczels lant.**“ Nach Ritters Ableben wird seine Meridiantheorie heute im Wesentlichen durch einen Autorenkreis um den Bonner *Thidreks-Saga-Forum e. V.* differenziert.

Heinzle liefert die zur Erhellung der geographisch bisher so verquer ausgelegten Dietrichepik notwendige chronistische Schlüsselinformation: Bereits um 1100 war dem historisch korrekt arbeitenden Mönch Frutolf von Michelsberg (*Weltchronik*) aufgefallen, dass die von ihm aus der *Würzburger Chronik*

übernommene Erzählung von „Dietrichs Flucht“ nicht ins Zeitschema passte [Heinzle 1999, 21]:

„entweder irre Jordanes oder die Sage oder diese meine einen anderen Ermanarich und einen anderen Theoderich. Frutolf ist also grundsätzlich bereit, die Sage für glaubwürdig zu halten, aber er hat mit seiner Beobachtung zur Chronologie den Anstoß zu ihrer Abwertung gegeben: spätere Historiker haben die Beobachtung aufgegriffen, um die Sage für irrig zu erklären und gegen sie zu polemisieren.“

Heinzle [ebd., 39] stuft die *Thidrekssaga* insgesamt als „zyklische(r) Summe der germanisch-deutschen Heldensage“ ein. In ihr findet sich die präziseste Darstellung des Burgunden-Untergangs [ebd., 49]. Wie die germanische Heldensage [Henkel 2003, 123] reicht auch die *Thidrekssaga* handlungsmäßig nicht weit über die Rückkehr Dietrichs von Bern nach Hause und den Tod des Hunnen-Königs Attila hinaus. Der Wiener Germanist Reichert hält die *Thidrekssaga* als Quelle für die nordische und deutsche Heldensage für gleich wichtig und betont insbesondere, dass sie oberdeutsches Material enthält, welches das *Nibelungenlied* ausschied [2003, 62].

Bernkastel an der Mosel – Sitz Dietrichs von Bern

Der Italien-Bezug in der Dietrichepik wurde Heinzle zufolge durch den anonymen Verfasser der deutschsprachigen Kaiserchronik von 1140/50 verursacht. Der hatte nämlich als zeitliches Bindeglied zur Attila-Zeit

a) als Großvater Dietrichs von Bern einen „alten Dietrich“, Fürst von Meran, sowie

b) als dessen Sohn König Dietmar, den Vater Dietrichs von Bern, hinzu gefügt [V. 13840, zit. n. Heinzle 1999, 22]. Heinzle [ebd.] schreibt hierzu:

„Man gewinnt den Eindruck, hier sei eine Lösung des chronologischen Problems im Sinne von Frutolfs dritter Möglichkeit versucht worden: die Fluchtsage bezieht sich auf einen älteren Dietrich, der ein Zeitgenosse Etzels war.“

Das im Gefolge als Dietrichs Bern interpretierte italische Verona (= Berona/Bern) liegt fast 200 km von Theoderichs Hauptstadt Ravenna entfernt, war niemals Königssitz und kennt keinen historisch belegbaren König Dietrich.

Von der Hagen hatte schon 1814 [I, Anm. 25] geäußert, dass nicht Verona, sondern Bonn aufgrund der Entwicklung seines Stadtnamens Hauptstadt Dietrichs von Bern gewesen sein könnte. Mone verwies 1855 [546] darauf, dass rheinische Heiligenlegenden – zeitlich noch vor der Heldensage – Bonn (= Bern/Verona) als Dietrichs Hauptstadt rezipierten. Ritter [1982, 53] kam im Rahmen seiner Meridiantheorie zur gleichen Einschätzung. Allerdings erhielt Bonn erst um 1000, nachdem die Siedlung „villa basilica“ gegenüber der

„Bonnburg“ immer bedeutender geworden war, den Beinamen „Civitas Verona“, weil man der Meinung war, dass Bonn laut überlieferten Sagen und Heiligenlegenden früher „Verona“ geheißen hätte [Stadtführer Bonn, web, 2006]. Bonn hieß zu römischer Zeit „Bonna“ [Gechter 1987, 364] oder „Bonnae“ [Tabula Peutingeriana]. Fürs Frühmittelalter sind ähnliche Namensformen überliefert: „in comitatu [...] bunnensi“ [Beyer 1860, I, 97, Schenkungs-Urkunde Kaisers Lothar II.], castra Bonnensia, Bonna, vicus bonnensis, Bonnburg, Bunne, oppidum Bonnense [OB Bonn, web, 2006]. Jörn [2005, 33] sieht Bernburg bei Magdeburg, Schmich [web, 12/2007] Varnenum bei Aachen als Dietrichs Bern an.

„Möglicherweise muß der historische Sagenkern in lokalen Ereignissen am Mittelrhein gesucht werden“, schreibt Krywalski 1985 [120 ff.]. Seine Vermutung kann literarisch durch einige Ortsangaben in der *Älteren Edda* konkretisiert werden: Das *Attilied* als ältestes Zeugnis des Burgundenuntergangs [Krause 2001, 192] nennt den Rhein, an dem Sigurd/Siegfried getötet wurde [V. 27], aber auch ein „rote(s) Gebirge des Rheins“ [V. 17; anders Stange 2004, 234, übersetzt mit „rauhes Rheingebirg“]. Im stoffmäßig sehr alt eingestuftes „Fragment eines Sigurd-Liedes“ [V. 5] wird Sigurd „südlich am Rhein“ getötet.

Bei der Suche nach dem „rote(n) Gebirge des Rheins“ stößt man auf drei markante Landschaften, welche geomorphologisch in Frage kommen:

- a) Durchbruchstal des Rheins zwischen Hunsrück und Taunus,
- b) Pfälzer Wald und
- c) das tief eingesenkte Durchbruchstal der Saar im Orscholzer Riegel bei Mettlach. Auf letzteres treffen verschiedene Merkmale zu [anders Krause, 2001, 198, Anm. 29: Pfälzer Wald; Weinand, 2006a, 53: Rothaargebirge im Sauerland].

Die von der Saar angeschnittenen devonen Quarzit-Formationen bei Mettlach sind auffällig rot gefärbt. Der Volksüberlieferung zufolge soll nur 30 km nordöstlich von hier Siegfried durch Hagen von Tronje ermordet worden sein. Der genannte „Hahnenborn“ resp. „Hagensborn“ [Wagner/Knebel 1962, 72] liegt am Talschluss des nur 500 m langen Hahnenborn-Bachs. Er mündet beim „Hahnenbruch“ in den Dörrenbach 2,5 km nordwestlich von Hermeskeil nahe der Autobahn Richtung Wittlich/Trier. Das nach Westen geöffnete Tälchen kommt als Mordort geographisch ohne weiteres in Frage [anders Patzwaldt, zit. n. Schmidt 2002: Ort Kalenborn bei Rheinbach (= „caldebrunnan“/a. 846, gem. Ju 147; VF)]: Es befindet sich im wildreichen Schwarzwälder Hochwald nahe Dhronen, woher Hagen von Tronje stammen soll [Gleiche Auffassung bei Haefs 2004, 27]. Geographisch betrachtet, bestätigt die nordische Edda mittelbar die lateinischen Schriftquellen, welche eine burgundische Ansiedlung in Obergallien und nicht am Oberrhein angeben. Neueren archäologischen Erkenntnissen zufolge waren Worms [Grünwald 990, 673] und Alzey [studgen] bis zu ihrem Fall in der zweiten Hälfte des 5. Jh. tatsächlich durchgehend römisch.

Ritter [1982, 60-63, 427] identifizierte den in der *Thidreks saga* vielfach

genannten Königsort „Romaborg“ (Mb: Romaborgar, romaborgar, romaborg, rumaborg, roma borgar, roma; Hs. A: Romaborg, Romaborgar; Hs. B: Romaborgar) mit Trier, der belgischen „Roma Secunda“. Ritters Einschätzung ist in der Sache wegweisend: Wie bereits angemerkt, hielt sich Hunnenkönig Attila nämlich zu keinem Zeitpunkt in der Nähe oder gar innerhalb des italischen Roms auf. Hingegen muss Attila Anfang April 451 anlässlich der Eroberung von Metz in der Nähe Triers gewesen sein. Das gleiche gilt für Ende September 451, als wiederum in der Nähe von Metz („haud longe de Mettis“) die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern am „locus Mauriacus“ zwischen dem lothringischen Merschweiler (= „locus Mauriacus“ [vgl. Friedrich 2006, 35 f.]) und dem saarländischen Borg tobte. Sie ist auch als „Geisterschlacht“ bei Rom in die Geschichte eingegangen [Friedrich 2004]. Ob Attila tatsächlich Trier, wie die *Gesta Treverorum* berichten [Kap. XXII; Zenz 1955, 46], in seine Gewalt brachte und schwer verwüstete, ist nicht bewiesen. Gegebenenfalls schonte er es, um es als wirtschaftliche Ressource zu nutzen, wie ein bekannter deutscher Althistoriker privat äußerte.

Die Suche nach Dietrichs „Bern“ hat daher didaktisch als Ausgangspunkt das Gebiet zwischen Metz und Trier zu nehmen. Zu welcher Fehlinterpretation es führt, wenn ein zwar großer, jedoch isolierter archäologischer Fund vorhandene antike Schriftquellen außer Acht lässt, weist Kehne [2003; 2006] am Beispiel des von ihm e. a. inzwischen nicht nur numismatisch widerlegten Varus-Schlachtgeländes bei Kalkriese nach: Gemäß Tacitus-Annalen war der Schlachtort „clades Variana“ nur etwa drei bis vier Stunden Fußmarsch vom äußersten Siedlungsrand der Brukterer entfernt („haud procul Teutoburgiensi saltu“ [Kehne 2003, 105]). Da der Abstand zwischen Kalkriese und dem nördlichen Siedlungsrand der Brukterer am Oberlauf der Ems mehr als 50 km beträgt, scheidet Kalkriese schon wegen geographischer Gründe aus [zum Problem des Begriffes „saltu“ bei Tacitus: vgl. Otte 2007, 618-29].

Weitere Hilfestellung gibt die *Kölner Königschronik*. Sie notiert für 1197 ein Hungerjahr am Rhein sowie menschenfressende Wölfe an der Mosel, eine mythische Dietrich-Erscheinung [bearb. n. Müller/Pentzel 1999; vgl. Ritter-Zitat]:

„Im selben Jahre erschien einigen Leuten an der Mosel ein Gespenst in menschlicher Gestalt und von wunderbarer Größe auf einem schwarzen Pferd. Als sie von Furcht ergriffen wurden, trat die Erscheinung kühn auf sie zu und ermahnte sie, sich nicht zu fürchten. Sie nannte sich König Theoderich von Verona und verkündete, es werde mannigfaches Unglück und Elend über das ganze römische Reich hereinbrechen. Dies und anderes mehr sprach sie, überschritt dann auf dem Pferd die Mosel und verschwand aus ihren Augen.“

Die Textstelle zeigt, dass Dietrich von Bern im Rhein-Mosel-Gebiet an der Wende vom 12. zum 13. Jh., nach Erscheinen der deutschsprachigen Kaiser-

chronik von 1140/50 (vgl. o.), noch im Volksbewusstsein lebendig war. Darauf deuten im Moselgebiet – wenn auch nicht zwingend – einige geographische Komposita mit dem Bestimmungswort „Dietrich“ o. ä. hin.

In Andernach am Rhein zielen jedoch zwei Namen offensichtlich auf Bernkastel an der Mosel: Im Mittelalter besitzt Andernach (römisch Antumnacum, Antunnaco) in seiner Stadtmauer einen Wehrturm namens **Bernsthorn**. Dieser wird in einem Besichtigungsprotokoll über den Zustand der Andernacher Befestigungswerke im Jahre 1522 aufgeführt [Adenauer e. a., 1941, 168]. Seine Beziehung zu Bernkastel und Dietrich von Bern wird am tradierten Namen des Andernacher Flurstückes, **by Dederich tornne von Bernhe**, deutlich [Ju 21]: Es dürfte den vollständigen Namen des Turmes wiedergeben. Da es in der Mosel- und Rheingegend üblich ist, Stadttoren, Straßen und markanten Bauwerken die Namen der Örtlichkeiten zu geben, in deren Richtung sie weisen, liegt der Sinn der Namensgebung auf der Hand: Die Türmer schauten in Richtung Mayen und Bernkastel. Andernachs römische Stadtmauer wurde wahrscheinlich nach Aufgabe des rechtsrheinischen Limes wesentlich verstärkt. Sie besaß zuletzt 14 Wehrtürme und vier Tore. Das westliche lag an der Straße Richtung Mayen und hatte einen Durchgang von 4 m Breite [Wegner 1986, 101 ff.]. Nach dem Alanen-, Sweben- und Wandaleneinfall von 406 wurde die römische Garnison abgezogen, die Stadt fränkisch. Ihre Mauer war aufgrund einer einzigartigen Siedlungskontinuität zumindest bis 876 noch soweit intakt, dass der ostfränkische König Ludwig sich während der Kriege mit dem westfränkischen König Karl dorthin zurückzog.

Der in der *Thidrekssaga* häufig erwähnte Gebirgsname **Mundia** [Mb 287; A/B: Munndiu; Mb 397: mundio; Hs. A 403: Mundiufiall] ist eine allgemeine geographische Bezeichnung, die auf das moselromanische **mund/t** rückführbar ist. Da es soviel wie Berg/Gebirge (von lat. mons) bedeutet und diese Wortwurzel sich heute noch in vielen Berg- und Flurnamen nicht nur im gesamten Moselraum, sondern auch in anderen deutschen Mittelgebirgen wiederfindet, sollte man den Namen „Mundia“ nicht strapazieren. Im funktionalen Sinnzusammenhang der *Thidrekssaga* bezieht er sich allerdings mit sehr großer Sicherheit auf die Moselberge zwischen Schweich und Ürzig links der Mosel, vis à vis Bernkastel: Die Moselberge sind das erhaltene Rumpfgebirge zwischen dem erodierten Mäandertal der Mosel und dem Grabenbruch der Wittlicher Senke [anders v. d. Hagen, I, 38 mit Anm. 13: Alpen; Erichsen 1924, 322, Anm: ebenfalls Alpen; Ritter 1989, bei v. d. Hagen, II, 766, Anm. 90: Rheinische Tieflandsbucht nördlich des Siebengebirges - ebenso Glahn 2007b, 637; Schmich, web 12/2007: Mundiaccum bei Mündt-Müntz-Titz (Jülicher Börde); Badenhausen e. a., web, 12. 12. 2007: Sauerland/Oberbergisches Land, Koordinaten: 51,0°N 7.6°E]. Die Flüsschen Föhrenbach, Salm und Lieser entwässern zwar quer durch die Moselberge und „münden“ in die Mosel, vom Begriff „Mündung“ jedoch auf „Mundia“ schließen zu wollen, wäre reine

Spekulation, zumal die Etymologie des lateinischen „mundus“/Öffnung und althochdeutschen „mund“/Mund, Mündung unsicher ist.

Während ihrer Brautfahrt reisen Dietrich, Fasold und Detleif von „Bern“ aus nach Norden durchs Gebirge („norðr um feall“ [Mb 240]) zur Burg „drekanflis“ (vgl. u. S. 123, 125). Vor Dietrichs Flucht aus Bern führt Hildebrand einen Beutezug im Bereich des zu König Ermenrichs Reich gehörenden „mundinu“ durch [Mb 287]. Von Bern aus flüchtet Dietrich dann nordwärts übers Gebirge ([Mb 289] „riðr norðr vm feall“). Während der Rückkehr nach Bern benutzen Dietrich, seine Ehefrau Herrat und Hildebrand die westliche Straße zur Mundia („væstri læiðd til mundio“ [Mb 397]). Sie nähern sich also Bern von Westen her und dürften hierzu die Römerstraße Trier - Mayen bis zur Lieser benutzt haben (s. u.), bevor sie südwärts über die Mundia weiter Richtung Bern reiten ([Mb 403] „ridar sydur wmm Mundiufiall“; Hs. B: „sudur umm Mundiufiall“).

Ein anderer Bezugspunkt findet sich in Gestalt der Bernkasteler Marienkirche [Ewig 1987, 161 mit Anm. 19]: Sie war ursprünglich zusammen mit der Liebfrauenkirche in Andernach wohl dem Erzengel Michael, dem Drachentöter, geweiht: Michael ersetzte noch vor der Germanenmission beim germanischen Adel häufig den heidnischen Gott Wodan und war als Patron für Tore und Kastelle sehr geschätzt. So war er Patron der Kapelle in der Trierer Porta Nigra vor Einrichtung des Simeonsstiftes sowie der sehr alten Pfarrkirche in Piesport an der Mosel. Die Sage, Dietrich hätte Drachen getötet, liegt dem womöglich zu Grunde und fußt auf einem realen Ereignis mit einem Vivarium-Krokodil (vgl. u. S. 127).

Die Schilderungen der *Thidrekssaga* über die Stadt Bern schließen das weitläufige, in einer großen Mäanderschlinge der Etsch gelegene antike Verona, auch angesichts der oberhalb des Prallhanges der Etsch gelegenen Verebnungsflächen, morphologisch völlig aus. Sie passen jedoch augenscheinlich für Bernkastel: Die antike Bernkasteler Befestigung des 5. Jh. befindet sich auf einer erhöhten Felsspitze mit rd. 60 m Kantenlänge. Auf ihren Fundamenten ist die heutige Burg Landshut errichtet. Ein schmaler Sattel, heute Weinberg mit Weg, trennt den engeren Burgbereich vom steilen oberen Bergsporn. Dietrich von Bern bewohnt laut *Thidrekssaga* lediglich einen Turm, ggf. das ergrabene römische Kastell aus dem 5. Jh. Der Platz vor dem Wohnturm (also o. a. Bergsattel) ist so eng, dass die berittenen Zweikämpfe vor die Tore der Stadt Bern verlegt werden müssen. Sie dürften daher auf dem heute verbauten Schwemmfächer des Tiefenbachs am Prallhang der Mosel stattgefunden haben. An einer Stelle wird erwähnt, dass Dietrich von der Stadt Bern zu seinem Wohnsitz „hinauf“ begleitet wird.

Die Geschichte Bernkastels bestätigt den geographischen Befund: Es wird im 5. Jh. als kleines römisches Kastell errichtet [Ju 61], wie Mauerreste sowie

Eisen- und Keramikfunde im Bereich der heutigen Burg Landshut belegen [13. Jh., Gilles 1985, zit. n. Cüppers 1990, 332]. Der Geograph von Ravenna nennt es bereits im 7. Jh. *princastellum* [Ju 61]. Im Jahre 1016 erscheint es als *Berincastel* des Probstes Albero [Ju 61]. Im Jahre 1177 heißt es *Berncastel* [Ju 61]. Die älteste Schreibweise „princastellum“ zeigt bei stabilen Konsonanten einen Wegfall des Vokals „e“: Ergänzt man zwischen den beiden ersten Buchstaben „p“ und „r“ den Vokal „e“, erhält man *perincastellum, also die Phonetik, wie sie mehr als 300 Jahre später wieder in „Berincastel“ auftaucht. Sie entspricht, bei Wegfall des Vokals „i“, den Formen der *Thidrekssaga* (Mb: meist „Bern“, Bernar, bærn, bærnar oder bernar).

Die Identifizierung Bernkastels als Dietrich von Berns Sitz, wie ich sie bereits anlässlich eines Vortrags in Bitburg (3. 11. 2006) vertreten habe, wird durch weitere Angaben in der *Thidrekssaga* untermauert: „Bern“ wird als nördlich von „Romaborg“/Trier liegend bezeichnet [Hs. A 414, in Verbindung mit Hs B: „borginne Bern“]. Bern wird zwar nicht expressis verbis mit der Mosel in Verbindung gebracht, doch schreibt Handschrift A [414], dass Bern an einem Fluß mit Steinbogenbrücke (sic!) liegt:

„annad likneskiliet hann enn giera norðr j borginne [Bern]. þar stendur haun j turn og reider sitt sverd Ekkisax wið steinboga þann er ifer ana liggur.“ [Bertelsen, II, Mb 358] – auf deutsch: Ein anderes Bildnis [von sich; VF] ließ er [Dietrich; VF] noch gegen Norden auf die Burg Bern setzen. Dort steht es auf dem Turm und schwingt sein Schwert Ekkensax gegen die Steinbogenbrücke, die über dem Flusse liegt.

Die Angabe, dass eine Flussbrücke nördlich der Burg gelegen haben soll, trifft, von der Himmelsrichtung her, auf Bernkastel zu. Ob Bernkastel, das an einer Querstraße zwischen der römischen Heeresstraße auf dem hohen Hunsrück (Aussoniusstraße) und der strategischen Heerstraße Trier - Andernach liegt, eine antike Brücke besaß, war zumindest 1975 noch fraglich [vgl. Ternes, 49]. Die Mosel wird in der gesamten *Thidrekssaga* eigenartigerweise namentlich nur einmal erwähnt und zwar im Zusammenhang mit der Schlacht bei Gränsport (s. u.). Allerdings sollte man diesen Umstand nicht überbewerten, weil auch für Romaborg/Trier kein Flussname angegeben, sondern z. B. nur gesagt wird, König Ermenrichs Sohn Reginbald habe sich auf einem Strome („a“ [Mb, 279]; altnordisch: „á“) eingeschiff, in dem Reginbald dann wegen Untergang seines brüchigen Schiffes ertrinkt. Es versteht sich, dass dieser Strom nicht der Tiber sein kann.

Nach Dietrichs Flucht zu Attila wird Susat das neue Aktivitätszentrum [Schreibweisen u. a. Mb I, 38, 45: Susat; 55, 138: svsat; 141: borginni svsat; Mb II, 41, 42: susam; 44, 241: Susa; 46: swsa; 46, 242, 244: susam; 245: isusam; A: Susa, Suava; B: Susa; u. a.]. Susat wird in der Regel mit Soest in Westfalen identifiziert, was allerdings in keiner Weise plausibel, geschweige urkundlich beweisbar ist: Gegen Soest

spricht allein schon die zu große Entfernung von rd. 350/300 km zum Großraum Metz/Trier, wo Attila 451 agierte. Auch bezeugt keine antike Quelle, dass Attila jemals im Raume Soest war. Soests ältester verbürgter Name lautet „Susit“ oder „Sosatium“ [Jacob 1927, zit. n. Engels 1991, 421, Anm. 110] und geht sprachlich auf Sodsaten/Salzsieder zurück [Klünemann 2002, R 8]. Die Wurzel Sod/Söder findet sich heute noch in den Namen einiger deutscher Solbäder, z. B. in Bad Sooden-Allendorf. Der Untergang der Burgunder/Nibelungen spielte sich, von der geschilderten Architektur her betrachtet, wohl weniger in einem hölzernen Soester Langhaus oder in der Befestigungsanlage des Friesenherzogs Odilbald vom Jahre 344 ab [vgl. Böckmann 1990, 146], als vielmehr in einer großzügigen römischen villa urbana oder rustica in Südexposition (Stichwort: „Apfel“- oder „Rosengarten“) oberhalb einer Siedlung (= Weiler Söst an der Mosel [vgl. Friedrich 2004, 53 ff.]).

Insgesamt ist festzuhalten, dass die Heldentaten Dietrichs, Hildebrands und ihrer zwölf Gesellen, abgesehen von Dietrichs Exil beim Hunnenkönig Attila in Susat/Söst an der Mosel, räumlich auf Bernkastel zentriert sind. An drei Episoden soll dies beispielhaft dargestellt werden.

1) Hildebrand-Abenteuer: Wittichs Zug nach Bern [Mb 79-92]

Handlung: Der blutjunge königliche Wittich (nord. Vidga), Sohn Wielands des Schmieds, will sich mit dem etwas älteren Königssohn Dietrich im Zweikampf messen, lässt sich vom Vater bestens ausrüsten und zieht von *sioland* [Mb 79] allein nach Süden [Mb 80] in Richtung Bern.

1. Tag des Hildebrand-Abenteuers: Auf seinem Wege dorthin muss Wittich im Fluß *eidis á* [Mb 82] nach einer Furt suchen. Die vorbeikommenden Hildebrand, Heime und Hornboge halten ihn zunächst für den Zwerg Albrich. Die vier schließen Brüderschaft und entscheiden an einer Straßengabelung, die bequemere, kürzere, aber gefährlichere Straße nach Bern zu nehmen. Diese führt an einer Zollstation vorbei.

Sie gelangen hinter dem *lyravalld* [Mb 84] zu einen „Strom“ („a“; altnordisch „ã“; Hs. A: *lippa*) mit Steinbrücke, an dem die Burg *brictan* mit 12 Zöllnern (scotmenn) Besatzung liegt [Mb 84]. Diese werden durch Wittich teils getötet, teils in die Flucht geschlagen; die Burg wird in Schutt und Asche gelegt. Danach kommt die Gruppe zum Fluss *visar á* [Mb 89]. Dort hatten die restlichen fünf Zöllner die Brücke zwischen den Steilufern zwar zerstört, doch springt Wittich mit seinem Hengst zum anderen Ufer und erschlägt die Zöllner zusammen mit Heime und Hornboge. Abends nimmt das Quartett Herberge in *her* [Mb 90], einem Anwesen, welches dem Vater Dietrichs von Bern gehört. Dort wohnt Hildebrands Ehefrau Oda (Name nur in Hs. A).

2. Tag: Ritt von *her* nach **Bern**: Bisherige Versuche, die genannten Orte zu identifizieren, sind aus geographischer Sicht unrealistisch, insbesondere

weil sie angesichts der nüchternen Zeitangabe in der *Thidrekssaga*, das Abenteuer habe insgesamt nur zwei Tage gedauert, zu weit voneinander entfernt liegen. Darauf hat bereits Bertelsen [1905-11, II, 405] mit seiner Feststellung verwiesen, der Hof (gård) „Her“ müsse nahe bei „Bern“ liegen.

Zur Deutungsvielfalt eine vereinfachte unvollständige Aufstellung:

„sioland“ = Seengebiet im heutigen Südschleswig [Ritter], Danish island [Badenhausen e. a., web, 12/07];

Fluss „eidis á“ = Eider [v. d. Hagen]; Etsch, Eder oder Edder [v. d. Hagen]; Eitzer See an der Mündung der Aller in die Weser [Ritter]; u. U. Etsch [Bertelsen]; Eider [Erichsen].

„lyraval“ = Sauerland [Ritter]; Lürwald südlich Soest [Bertelsen].

Zollstation „bričan“ = Brixen [von der Hagen]; Porta Westfalica/Bielefelder Pass oder Lippe. Übergang bei Brechten/Lünen nördl. Dortmund [Ritter].

Fluss „Visar á“ = Weser [v. d. Hagen, Bertelsen, Erichsen]; Emscher/lat. Embiscara a. 947 [Ritter].

„Her“ = Garda am Gardasee [v. d. Hagen]; Herdorf westlich Siegen [Husz, zit. n. Ritter]; Herhof bei Meinerzhagen, 35 km nordwestlich Siegen [Ritter].

Analyse: Die Angaben des Hildebrand-Abenteuers enthalten mehrere wegweisende Schlüsselinformationen aus der antiken Geographie des Mosellands nördlich Bernkastels:

- a) Der Begriff „Sioland“ bezieht sich auf ein binnenländisches Seengebiet, das nördlich des Geschehens liegt.
- b) Eine antike Zollgrenze verläuft entlang eines Flusses südlich „Sioland“.
- c) Vor der Zollstelle an der Kreuzung von Straße und Fluss befindet sich eine Straßengabelung zweier jeweils nach Bern führender Straßen.

Zu a) Mit *Sioland* dürfte im Kontext die so genannte „Vulkaneifel“ (= Dauner Hocheifel und Moseleifel [vgl. Birkenhauer 1960, 103 ff.]) mit ihren wassergefüllten Maaren gemeint sein. So hatte v. d. Hagen bereits 1814 [II, Anm. 101] darauf verwiesen, dass im Altnordischen „sio“ Binnensee bedeutet. Aufgrund der Wortwurzel „sio“ (ahd. „se[o]“, schwed. „sjö“) ist „Sioland“ [Mb 59, 61, 78, 79] also mit **Seenland* oder **Land der Binnenseen* zu übersetzen. Die Schreibweisen des Wortes stehen dem nicht entgegen [Mb-Varianten: 27: isiolande; 34, 57, 59, 60: isioland; 73: asioland; 57: siolande; 79: isiolandii; 439: sælandh.- Hs. A/ Vilkinasaga: sealand und bioðland.- Hs. A/B: Siaalund]. Das vielfach genannte nordatlantische Island (nord. „Eisland“, entdeckt im 8. Jh.) als Sitz Brünhilds ist obsolet.

In der Antike gab es in der Eifel noch mehr und größere wassergefüllte Maare als heute, weil einige inzwischen verlandeten. Um Land zu gewinnen, ließ z. B. Fulbert, der zweite Abt des Klosters Maria Laach bei Andernach, die ursprünglich bis zu den Grundmauern des Klosters reichende Oberfläche

des Laacher Sees mittels eines Stollens erheblich absenken [sog. Fulbertstollen, bei dem etruskische Technik angewandt wurde; ca. a. 1164; Mitt. Dr. K. A. Seel, Sinzig-Bad Bodendorf]. Das in der Antike landschaftlich wohl ebenso wie heute reizvolle binnenländische Seenland der Vulkaneifel war nicht nur die Heimat des Wade-Geschlechts, sondern auch der Brünhilde [Mb 18, 227; Hs A: 427]. „Sio-land“ und „Vilcinaland“ (= pagus vilcias/heutiges Wittlich [anders Schmich, 12/2007]: historisches Quielprannii bei Utrecht) liegen nördlich von „Bern“ [Mb 137]. Ihre Fürsten sind in der *Thidrekssaga* durchgehend Erzfeinde des Hunnenkönigs Attila. Ein triftiger Grund liegt auf der Hand: Gewaltsam hatte nämlich Attila die Tochter des lokalen Kleinkönigs Osantrix (= Ort Osann/Mosel; VF) zur Ehe gezwungen [Mb 42 ff.]. Ihr berühmter germanischer Name lautet „Erka“ [Maenchen-Helfen 1997, 276; auch *Ærka*; *Ἡρεχάου*/Erka/Helche bei Priskos]. Als der byzantinische Gesandte Priskos a. 449 Attilas Hof im Donau-Theiß-Becken besuchte, waltete Erka als Königin mit eigenen Kompetenzen selbstbewusst ihres Amtes. Woher sie kam, ist historisch unbekannt. Sollte sie tatsächlich aus der Moselgegend bei Osann stammen, würde auch dies indizieren, dass das von Aetius gegen die Burgunder 437 eingesetzte Hunnen-Kontingent in der Belgica I und nicht in der Germania I am Oberrhein bei Worms operierte.

Die Begriffe Maar (lat. mare, vulgärlat. mara) und Meer (ahd. Meri; mēr [vgl. Grosse, 1997, 880, zu Vers 1535, NL, Hs. B]) betreffen stehende binnenländische Gewässer (vgl. Steinhuder Meer) und abgeschnittene Altarme von Flüssen (vgl. Millinger Meer, Hagener Meer am Niederrhein). In der Gemarkung der Gemeinde Euren auf dem linken Moselufer gegenüber Trier weist der überlieferte Flurname *uff daz mar* [Ju 1186] offensichtlich ebenfalls auf einen solchen inzwischen verlandeten Altarm der antiken Mosel hin. Für Euren ist a. 1355 weiterhin ein „Lutzilermar“, für a. 1393 ein „Lutzelmar“ urkundlich belegt [Ju 632]. Dies klärt die scheinbare Ungereimtheit, dass die *Thidrekssaga* die Mosel ins Meer (Ozean) münden lässt [vgl. Reichert 2003, 64; 2007, 9]: Nach der Schlacht von Gränsport flüchtet der von Dietrich verfolgte Wittich moselabwärts und taucht an der Mosel in einem See unter [Mb 336: *siöinn*], vielleicht in o. a. „mar“ bei Euren. Dies ist n. b. die einzige Stelle der *Thidrekssaga*, in der die Mosel ausdrücklich genannt wird ([Mb 336]: „*musula*“; Hs. A: „*Musala*“; Hs. B: „*Vinsala*“).

Zu b) Antiker Grenzfluss Lieser: Die „Vulkaneifel“ (= Dauner Hocheifel und Moseleifel) wird nach Süden zur Mosel hin (von Ost nach West) u. a. durch die Flüsse Üssbach, Alfbach und Lieser entwässert. Die Lieser bildete in der Antike nahezu durchgehend die Grenze zwischen der belgischen Civitas Treverorum im Westen und der Germania I im Osten. Danach war sie wahrscheinlich im Frühmittelalter weiterhin Fiskalgrenze [Ewig 1987, 181]. Roller [1990, 294] erwähnt die Erhebung geringerer Zölle von 2,5 %, quadragesi-

ma genannt, an den Grenzen größerer Wirtschaftsgebiete, z. B. Galliens. Nun kreuzt die große römische Heerstraße Andernach - Mayen - Trier den antiken Grenzfluss Lieser 1,5 km westlich der Ortschaft Platten, gut konturiert zwischen großen Ackerschlägen. Am Kreuzungspunkt von Straße und Fluss in der dort sehr breiten Wittlicher Senke sollten daher die Reste einer Brücke und/oder Zollstation, verbunden etwa mit einem der üblichen Wachposten [Monshausen 2005, 5], zu finden sein. Tatsächlich sind archäologisch am Kreuzungspunkt auf Altricher Gemeindeareal, rechts der Lieser, die Reste einer „alten Brücke“ archäologisch nachgewiesen [Krause 2006, 5]. Die *Thidrekssaga* spricht hier konkret von einer Steinbogen-Brücke [„steinboga“; Mb 84, 88]. Gestützt wird diese Lokalisierung durch den alten Flurnamen *im Tumpordhal* [Ju 813] in der Gemarkung der Nachbargemeinde Platten links der Lieser: Das moselromanisch-althochdeutsche Kompositum könnte man etwa mit **ehemaliges Zollhaus* ins Deutsche übertragen (aus lat. adj. *tum*/ehemalig mit lat. subst. *portorium*/Brücken-Zoll und ahd. *halla*/geräumiger halboffener Bau; in portorium Wegfall der Endung, dabei Lautverschiebung t > d).

Fluss *visar á*: Beim Anfangsbuchstaben „v“ kann es sich um einen Verschieber des Buchstabens „L“ oder eine phonetisch inkorrekte Niederschrift des „L“ im spätantiken Flussnamen „Lesura“ handeln, da die Schreiber eigenem Bekunden nach auch deutsche Texte verarbeiteten. Ausonius [Mosella, 365] nannte die Lieser a. 368 „Lesura“. Noch a. 633 hieß sie *Lesura* [Ju 608]. Für a. 817 ist „Lisura“ belegt [Ju 609]. Lesura/Lisura/Lieser und „visar á“ sind zumindest funktionell identisch. Die Frage, ob es sich bei der „visar á“ um die Weser handelt, kann – in Verbindung mit der Eider – verneint werden: Bei Strabo (-63-ca.+13/23) heißt die Weser „Bisurgis“ [*Geographica*, VII., 291]. Mela (43/44) schreibt sie „Visurgis“ [Buch III, 30]. Zudem ist nicht bekannt, dass die Weser in der ausgehenden Spätantike die Funktion einer Linien- und/oder gar Zollgrenze hatte.

Beim Fluss *eidis á*, an dem sich Hildebrand und Wittich zuerst treffen, kann es sich geographisch nicht um die Eider, den alten Grenzfluss zwischen Holstein und Schleswig, handeln. Dies belegt etymologisch der antike griechische bzw. lateinische Eider-Name „Aegidora“ resp. „Eidera“, hier insbesondere der Erhalt des Konsonanten „r“. Im Kontext kann der Fluss „eidis á“ jedoch mit dem östlich der Lieser verlaufenden *Üssbach* identifiziert werden: Für ihn spricht neben seiner Lage auch sein (wahrscheinlich lautverschobener) mittelhochdeutscher Name *Hussa* (a. 1144 [Ju 1077]).

Zu c) Die Darstellung der *Thidrekssaga*, dass sich die Zollstelle an einer Steinbrücke über einem namentlich nicht genannten „Strom“ befand, ist offensichtlich falsch. Das belegt allein schon der Umstand, dass die „Lesura“ mit Schreibweise „Visar á“ den Verfassern der *Thidrekssaga* namentlich zwar bekannt, aber als Grenzfluss nicht mehr geläufig war. In Handschrift A der

Thidrekssaga dürfte im Hochmittelalter deswegen „lippa“ eingefügt worden sein, weil man aus nordischer Sicht geographisch die Reihenfolge Schleswig-sches Seen- und Hügelland → Eider → niederdeutsche Weser → westfälische Lippe im Auge hatte. Die Lippe ist nicht nur aus zeitlichen Gründen obsolet: Sie fließt von Ost nach West und war allenfalls um die Zeitenwende Grenzfluss der Marsen gegen die nördlich von ihnen zwischen Lippe und Ems siedelnden Brukerer. Deren Gebiet wurde nach der Varusschlacht durch spätere römische Rachemaßnahmen verwüstet [Kehne 2006]. Im Zusammenhang mit der Eroberung der rechtsrheinischen Germania Magna legten die Römer ab ca. -12 beiderseits der Lippe fünf Legionslager an, zunächst in Dorsten-Holsterhausen, dann in Lünen-Beckinghausen, Bergkamen-Oberaden, später in Haltern sowie Anreppen [n. Kuhlborn 1987]. Die Lippe hatte zur Zeit der römischen Besetzung also keine abgrenzende, sondern eine verbindende Funktion. Bei Strabo [VII, 29: Λουπίαζ] hieß sie „Luppia“, bei Mela „Lupia“ [III, 30]. Dass sie im Frühmittelalter ebenfalls keine Grenzfunktion hatte, geht indirekt aus der karolingischen Reichsteilung des Jahres 843 hervor: Die vermutliche Ostgrenze Lotharingens querte die Lippe im Bereich ihres Unterlaufes von Nord nach Süd [vgl. Schöller 1953, 14 ff.]. Aus zeitlichen Gründen ist belanglos, dass sie im Hoch- und Spätmittelalter Grenzfluss zwischen dem Bistum Münster einerseits und Erzbistum Köln/Grafschaft Mark/Herzogtum Westfalen andererseits war.

Die *Thidrekssaga* korrigiert sich insofern auch selbst, als sie richtigerweise die Straßengabelung, an der die längere, unbequeme und die kürzere, aber gefährlichere Route nach „Bern“ sich trennen, vor den Grenzfluss, nämlich die Lesura/Lieser, verlegt. Diese Straßengabelung liegt realiter östlich der Lieser und der Ortschaft Berlingen sowie westlich des Alfbaches. Von hier zweigt die römische Nebenstraße nach Osten Richtung Ürzig/Kröv ab. Bei dem namentlich nicht benannten Fluss muss es sich demnach geographisch um o. a. *Alfbach* handeln, welchen die Viere auf ihrem Weg nach Südwesten vor Erreichen der Lieser zu überschreiten haben. Wahrscheinlich verwechselte die Quelle des Schreibers der Hs B den ihr namentlich unbekanntem Alfbach mit dem eigentlichen Grenzgewässer „visar á“/„Lesura“.

Brictan [Mb 93: Britann; Hs. A: Bittann und Bitan; Hs. B: Bettam und Pennann]: Noch im 11. Jh. gab es wohl eine größere Lokalität namens *Brucinga*, in welcher das Erzbistum Trier Besitz hatte: Im Jahre 1078 schenkt nämlich der Trierer Erzbischof Udo dem Trierer Domkapitel 30 Hufen (Morgen) Land in einer Lokalität namens „Brucinga“ [Beyer 1860, I, 434, Nr. 376]. Angesichts des Wormser Konkordats von 1122 stellt sich zwar die Frage, ob es sich um eine Fälschung handelt; doch ist dies im Kontext weniger von Belang, weil sich aus der Urkunde tatsächlich die Existenz einer Ortschaft namens „Brucinga“ in Besitz des Erzbistums Trier erschließt. Leider ist Brucingas Lage unbekannt.

Die Bezeichnung „Brictan“ für die Burg an der Flussbrücke braucht nicht unbedingt ein Eigenname zu sein, sondern kann schlicht Brücke bedeuten (ahd. brucca /schwed. brygga). Diese Deutung legt die Namensherkunft von Saarbrücken (a. 999: „Sarabruca“ [Ju 906] nahe sowie der Name „zu Brücke“ (a. 1311 [Ju 42]) bzw. „Brucken“ (a. 1327 [Ju 117]) für die Siedlung an der Römerbrücke außerhalb der Stadtmauern Triers. Die Reste alter Brückenfundamente bei Altrich am Kreuzungspunkt vom Grenzfluss Lieser und der Römerstraße Trier - Andernach weisen in die gleiche Richtung, wie oben bereits dargestellt [anders Ritter: Brechten an der Lippe nördlich Dortmunds nahe Haus Buddenberg: Badenhausen e. a., 12/2007: Sauerland with Oberbergisches Land, NRW, centre: 51,0°N 7.6°E].

Lyravald [Mb 84; Mb 398: „Juruvalld“; A: Lutumalld, Lutunnald, Lutuvalld; B: Lurnualld; Svava 342: Lyrowall]; Das über Brictan Gesagte gilt analog. Die Wortsippe *leer/lier* bedeutet Sumpf/Morast, altnordisch „leira“/schlammige Stelle. Die Orographie steht obiger Deutung nicht entgegen [anders Böckmann 1990, 146: Arnsberger Wald]: Östlich der Lieser verläuft die Römerstraße inmitten flachen Geländes, das in der Antike noch bruchig gewesen sein kann. Im Lyravald geht Dietrich später von Bern/Bernkastel aus zum Jagen [Mb 139]. Dies lässt auf eine geringe Entfernung zwischen dem Lyravald und Bern schließen, ebenso wie die Tatsache, dass Dietrich sich während seiner heimlichen Rückkehr kurz vor Bern tagsüber im Lyravald versteckt (vgl. u.).

Hēr, der Wohnsitz von Hildebrands Frau Oda, liegt der *Thidrekssaga* zufolge und aus Sicht der Hildebrand- Gruppe jenseits, d. h. westlich der Lieser-Zollgrenze auf dem Gebiet der Civitas Treverorum ebenso wie Bernkastel jenseits der Mosel [Ewig 1987, 12]. Die verwaltungsmäßige Zugehörigkeit des so genannten Mosel-Lieser-Winkels (links von Lieser und Mosel) mit seinen Ortschaften Wehlen, Kues und Lieser in der Spätantike ist hingegen unsicher [ebd.].

V. d. Hagen hatte 1814/55 die Passage *oc como at qveldi þar er hēr heitir* [Mb 90] mit „und kamen am Abend zu einer Burg, die hieß Her“ übertragen. Bertelsen [1905-1912, II, 404] übersetzte sie 1905/12 mit *en gård (Hof) nær ved Bern*. Erichsen [1924, 154] schrieb „Gehöft“. Dass dieses Anwesen sehr nahe bei Bern liegt, wird auch bei Dietrichs Heimkehr nach Bern deutlich: Man übernachtet bei Hildebrands Ehefrau Oda. Am nächsten Tag reiten Hildebrand und Sohn Alebrand (= Hadubrand) nach Bern [Hs. A, 409: *epter þat taka þeir sina hesta og rida til Bernar*; Bertelsen, II, 352] und übernehmen es. Für diese Lokalisierung Hērs links der Mosel liefert auch die Archäologie einen brauchbaren Hinweis: Nur vier Kilometer südlich des o. a. Zollpostens „im Tumpordhal“ bei Platten/Altrich ist am rechten Unterlauf der Lieser auf einem Südhang eine römische Villenanlage nachgewiesen. Ihre Überreste wurden 1955 bei der Neuanlage eines Weinbergs weitgehend zerstört [Krause

2006, 30]. Hier dürfte „her“, der Wohnplatz der Hildebrand-Ehefrau Oda, wahrscheinlich ein antiker Gutshof, gelegen haben.

Das Wort „Her“ ist ursprünglich kein Eigenname. Es geht auf gemeingermanisch *harja-Heer zurück (ahd. heri, schwed. Här). Es ist Bestimmungswort (z. B. in Herberge) und findet sich heute noch in vielen deutschen Vor- und Ortsnamen (z. B. Heribert, Hermesdorf/Lkr. Bitburg). Im Jahre 1222 versteht man in der Volkssprache an der Mosel unter *herpered* ein Heerespferd, welches im Kriegsfall Besitzer ab drei Mansen Land dem Kloster Prüm stellen müssen [Nösges 1993, 26: Kommentar des Caesarius zu Kap. 10 im *Prümer Urbar*]. Im niederländischen Heristal (etwa *Heeresstelle) wurde „Her“ Eigenname. Im Trierischen findet es sich noch im Ortsnamen *Herresthalerhof* (a. 1247: *Heristail* [Ju, 510]).

Resümee: Ist obige Auswertung richtig, dann treffen sich während der römischen Herrschaft mit intakten Verwaltungsstrukturen (Steuereintreibung) Hildebrands Gruppe und Wittich auf dem Territorium der Germania I nördlich des heutigen Bad Bertrichs, wo die strategische Römerstraße Andernach - Mayen - Trier den Üssbach quert. Sie reiten dann auf der Römerstraße nach Südwesten über den Alfbach bis zur Abzweigung der Römerstraße nach Kröv östlich Berlingens. Dort entscheiden sie, die Grenze zwischen der Germania I und der Belgica I an der Lieser westlich des Dorfes Platten zu überschreiten, um schnell an die heimischen Herde rechts von Lieser und Mosel zu gelangen. Dies gelingt mit Gewalt an der Lieser-Zollstelle zwischen den Orten Altrich und Platten.

2) Dietrich-Abenteuer: Ritt in den Osning [Mb 96-107]

Handlung: Nach verlorenem Schwertkampf gegen Wittich reitet der gerade genesene Dietrich alleine aus Bern los, um seine beschädigte Ehre wieder herzustellen. Er ist elf Tage unterwegs.

1.-7. Tag: Einsamer Ritt in einen Bergwald namens *osning* [Mb 96]; in der Nacht des 7. Tages Kampf mit dem Ritter Ecca (Ecke), dem Dietrichs Pferd einen tödlichen Hufschlag versetzt. Ecke hatte sich zuvor gebrüstet, sein unvergleichliches Schwert wäre vom Zwerg Alfric (Albrich) im Fluss *Treya* gehärtet worden [Mb 98].

8. Tag: Ritt zum Ecke-Schloss *drekanflis* [Mb 96], das dem verstorbenen König Drvsian gehört hatte; Dietrich flieht vom Schloss; danach Sieg über Eckes Bruder Fasold, der Dietrichs Lehnsman wird; Übernachtung in der Burg [borg] *aldinsæla* [Mb 104].

9. Tag: Dietrich und Fasold töten im Wald *rimslo* [Mb 104: „Scog...rimslo“] einen Elefanten („elevans“). Später befreit Dietrich den Ritter Sistran (Sintram) aus den Kiefern eines notgelandeten Flugdrachens [Mb 105-107].

10. Tag: Suche nach Sintrams Schild.

11. Tag: Dietrich von Bern findet Sintrams Roß bei der Burg (borg) *aldinflis* [Mb 107]. Einzug in Bern zusammen mit Sintram und Fasold.

Analyse: Von der Hagen hatte 1814/55 [I, Anm. 29 zu Mb 29, 125] den Osning bei Osnabrück (heute Teutoburger Wald) als Ziel des Dietrich-Ausrittes betrachtet. Bertelsen [1905-1911, II, 409] benannte den gesamten Teutoburger Wald, ebenso wie Ritter [u. a. 1982, 117]. Obige Annahmen, insbesondere Ritters Reise-Berechnungen, die Bonn als Startpunkt haben, sind kaum nachvollziehbar. Ihnen zufolge hätte Dietrich von Bern in den ersten sieben Tagen gut 200 km, vom 8. - 9. Tag rd. 150 km und schließlich am 11. Tag gar 300 km zusammen mit Fasold und Sintram bewältigt, was die Troika fast so schnell wie einen mongolischen Reiterboten des 13. Jh. gemacht hätte.

Die tatsächlichen Tagesleistungen von Pferden liegen beträchtlich unter den Ritterschen Annahmen. Gemäß Pferde-Experten Rass [2006, 11] kann ein Reitertrupp (organisiert) kaum mehr als 25 km täglich durchstehen. Zudem weisen Pferde, physiologisch bedingt, ab dem vierten Tage eine degressive Leistungskurve auf und werden ab dem siebten Tage sogar langsamer als Marschierer [ebd. 12]. Die Rass'schen Angaben decken sich mit der durchschnittlichen Leistung der Zugpferde der Berliner Trambahn des 19. Jh.: rd. 20 bis 25 Tageskilometer während eines 14-stündigen Arbeitstages [Greis].

Bergwald **Osning** [Hs. A: Efuing; Hs. B: Esning; Svava 96: Ossen, Osnem]; Das Zielgebiet Dietrichs von Bern dürfte angesichts obiger Tatbestände nicht der Teutoburger Wald resp. frühere Osning, sondern ein Waldgebiet auf der südlichen Eifelabdachung gewesen sein. Es war das bevorzugte Jagdgebiet der römischen Kaiser [Ewig 1987, 24]. Noch heute heißen in der Westeifel ein Höhenzug sowie das nördliche Luxemburger Bergland „Ösling“. Die älteste überlieferte Namensform lautet a. 825 *Osninge* [Ju 778]. Die althochdeutschen Glossen des 9. Jh. notieren *arduenna silva in ösinich*. Für die Luxemburger Ortschaft Holler wird a. 1222 der Name *Ardenna, id est Osclinc* genannt [Ju 532]. Das Ausgangswort soll das keltische *osna/Esche gewesen sein. Allerdings ist es etymologisch auch mit dem schwedische Wort „Os/Oser“ für subglazial aufgeschüttete lange Sand- und Schotterrücken verwandt. Dietrichs Abenteuer dürfte sich im Dreieck Bernkastel - Kyllburg/Bitburg - Trier mit einer Kantlänge von jeweils rd. 50-60 km abgespielt haben [anders Badenhausen e. a., web 12/07: Region of Euskirchen (50.66°N 6.78°E), NRW]. Aufgrund dieses geographischen Lagebefundes können die einzelnen Lokalitäten hinreichend identifiziert werden:

Im Fluss **Treya** [Hs. A: *Troia*; Hs. B: Treya] soll der Zwerg Albrich Eckes Schwert gehärtet haben. Er ist mit der nahe gelegene Dhron bei Trier gleich zu setzen (vgl. o., Bernkastel an der Mosel, Sitz Dietrichs von Bern). Sie ent-

springt dem südwestlichen Hunsrück, in dem antike Schmieden nachgewiesen sind, und mündet nahe des Geschehens in die Mosel. Ihre antike Bezeichnung lautet a. 371 **Drahonu(s)** [Ausonius, *Mosella*, 365]. Für a. 752 sind „drona“ bzw. „drahocne“, für a. 802 „Troganu(s) fluviu(s)“ und für a. 896 „Drona“ überliefert [Ju 290]. Insbesondere die Schreibvariante „Troia“ in Handschrift „A“ steht lautgesetzlich so nahe am antiken Namen der heutigen Dhron, dass Zweifel an beider Identität auszuschließen sind [anders Badenhausen e. a., web 12/07: „Drau river, Germany“]. Hagen von Tronje (*Nibelungenlied*) soll gemäß örtlicher Volksüberlieferung aus Dhronen stammen. Das Deutsche Heldenbuch [(1d); von Keller 1966, 2, Ziff. 35] notiert **Hagen von troy**. Wolf [2003, 149] vertritt hierzu die Auffassung, dass die eingangs des *Nibelungenliedes* genannten Orte Metz (Ortwin), **Tronege** (Hagen) und Alzey (Volker) das geographische Umfeld der burgundischen Könige lokalisieren.

Schloss **Drekanflis** [Mb 101: auch drecanflis; A: Drekanfil; Svava 221: „Drekansef“]: V. d. Hagens Identifizierungsversuch [1814/55, Anm. 30] schwankte zwischen dem Drachenfels bei Bonn und der Drachenburg an der Weser. Bertelsen [1901-11, II, 402] entschied sich für den Drachenfels am Rhein ebenso wie Hempel 1952 [zit. n. Ritter 1982, 117, Anm. 57]. Ritter dachte in Richtung Externsteine [in Anm. 30, b. v. d. Hagen, 1814/55, hrsg. 1989 durch Ritter]. Schmich nennt Dreeke [web, 12/2007]. Der Ort Dreckenach bei Mayen ist wegen zu großer Entfernung irrelevant. Der Name des verstorbenen Eigentümers der Burg, König Drvsian (A. Dinsian; B: Drasian), lenkt den Blick jedoch auf **Dreis** an der Salm in der Mitte zwischen Bitburg und Berncastel: Zumindest die Namensvariante **Drasian** scheint sich im Ortsnamen Dreis wiederzufinden: Karl der Große schenkte im Jahre 794 dem Kloster Prüm Villen und Ländereien in Dreis („villas aliquas in pago bedense in loco nuncupato Dreyse super fluvio Salmana“ [Beyer 1860, I, 40, Nr. 36]). **Dreyse** sowie die andere frühmittelalterliche Schreibweise **Dreise** (a. 785-797 [Ju, 307]) entsprechen lautgesetzlich der Namensvariante „Drasian“ in der *Thidrekssaga*. Unabhängig von der historischen Glaubwürdigkeit der nur als Abschrift vorhandenen Urkunde dieser wiederholten Karlsschenkung ist siedlungsgeographisch von Belang, dass noch „zu Großkarls Zeiten“, tatsächlich also im Hochmittelalter, in Dreis wahrscheinlich römische Steinhäuser mit zugehörigen Ländereien vorhanden waren. Der königliche Namensgeber dürfte ein moselromanischer Gutsbesitzer in der ersten Hälfte des 5. Jh. gewesen sein.

Burg (borg) **Alldinsæla**: Das luxemburgische Gebiet um Echternach, für das a. 1298/1308 der Flurname **Densele** resp. **monte qui dicitur Dinsilrege** erwähnt wird [Ju, 299], scheidet wegen zu großer Entfernung aus. Realistischer erscheint das Gemeindegebiet Greveraths zwischen Bitburg und Trier, östlich und außerhalb des unten besprochenen Langmauer-Areals gelegen. In Greverath ist die Flur **In Sehlemet** belegt [Ju, 467]. Für a. 1487 ist weiterhin der

Flurname *eyn felt uff dem selent* beurkundet, von mittelhochdeutsch selegende = sallant/Herrengut herstammend [Ju, 972]. Die 7 km von Greverath in Richtung Bernkastel gelegene Ortschaft Sehlern hieß 1008 *Seleheim* [Ju, 972]. Räumlich passen beide Orte zwar ins mutmaßliche Bewegungsbild Dietrichs von Bern, jedoch ist die Deutung nicht zwingend. Andere Erklärungsversuche erscheinen wegen zu großer Entfernungen unrealistisch (v. d. Hagen: Oldenzijl/NL; Bertelsen: Oldenzaal/NL; Erichsen: Oldenzijl/NL; Ritter: Selhof bei Altenmelle/Osnabrück; Nijhuis/ NL [zit. n. Albertz/Schmoeckel 2007, 13]: Oldenzaal/NL, was letztere bezweifeln). Nicht verschwiegen werden soll, dass im *Prümer Urbar* von 893 notiert wird [Abschrift vom Jahre 1222 erhalten; vgl. Beyer, 1860, I, 191, Kap. IC; vgl. Übersetzung Nösges 1993, 59], das Kloster Prüm besitze in *aldenselen* (Twente/NL) vier Mansen (Tagwerke Ackerland).

Der Wald *rimslo* und das *Langmauerareal* zwischen Bitburg und Trier: Geographische Schlüsselinformationen scheinen in den Szenen zu stecken, in denen Dietrich einen Elefanten meuchelt und einen Flugdrachen tötet. Realer Hintergrund des Dietrich-Abenteuers ist womöglich der so genannte römische „Domänenbezirk“ zwischen Bitburg im Nordwesten und Trier im Südosten: Mitte/Ende des 4. Jh. erbaut, umfasst er eine rd. 220 qkm große Fläche mit drei Heiligtümern und zahlreichen Siedlungen. Er ist durch eine 72 km lange, zwei Meter hohe und 80 cm breite massive Steinmauer [= Langmauer] mit unregelmäßig angebrachten stabilisierenden Pfeiler- oder Mauervorlagen eingefriedet [Gilles 1995, 21]. Die Mauer wird durch römische Soldaten errichtet [u. a. Kdo. Primani; Cüppers 1990, 437] und umschließt fruchtbare Hochflächen, aber auch das wasserreiche Tal der Kyll. Die Funktion des Gebiets wird weiterhin diskutiert: Domänenbezirk [Ewig 1987, 23] mit Pferdezucht für Hof und Militär [Cüppers 1990, 437], Versorgung der kaiserlichen Residenz [Gilles 1995, 25] bzw. der Stadtbevölkerung Triers [Heckmann, web, 2007, 3]. Als Fortifikation gegen Franken kann sie wegen ihrer Architektur gemäß Gilles [1995, 25] keinesfalls gedient haben [anders VG Trier-Land, web, 2007].

Die verworfene Idee eines kaiserlichen Jagdgeheges [dazu Gilles 1995, 25] lenkt den Blick auf die antiken Trierer Circenses. Trier besaß eines der berühmtesten von mehr als 70 [Christ 1994, 126] römischen Amphitheater [Weber 1981, 320 f., enumeriert namentlich 176] mit einem Fassungsvermögen für rd. 20.000 Menschen [Christ 1994, 126, 146; Ternes 1975, 247, sagt 30.000.]. Es verfügte über ein sehr großes Hypogäum, in dem die Maschinerie für den Aufbau von Landschaftskulissen für Tierjagden („venantiones“) installiert war. Zahlreiche Mosaikreste in Trier und Umgebung weisen auf die Trierer Circenses hin. So sollte man fürs Langmauerareal a priori, solange man nicht den archäologischen Nachweis geführt hat, nicht ausschließen, dass es auch die Funktion gehabt haben kann, Steppentiere und in gesonderten Vivarien (vgl. Xanten) exotische Raubtiere, u. U. auch über das Verbot der Gladiatorenkämpfe durch

Theodosius (383–395) hinaus, zu halten. Interessanterweise hat sich noch bis ins hoch- und spätmittelalterliche Erzbistum Trier der antike Begriff „vivarium“ tradiert: In der Nähe der jetzigen Trierer Maarstraße ist für a. 1250 ein „loco ubi vinarium [lies: vivarium] fuit archiepiscopie quod mar dicebatur“ bezeugt, für a. 1322 ein „vivarium Archiepiscopi dictum in den mar“, u.a. Das besagte Maar, ein Teich [a. 1146: „Lacu(s)“, Ju. 634] diente der Fischzucht.

Zudem ist Trier ungeachtet der fortdauernden physischen Bedrohungslage durch die Franken bis ins Vorfeld seiner Eroberung um 475/86 [Bernhard 1990, 161] unbekümmert den üblichen Zerstörungen nachgegangen, wie zeitgenössisch beklagt wird. Elefanten waren in Gallien bekannt. Dies beweist eine Felsritzung im römischen Steinbruch Bad Dürkheims/Pfalz [sog. Kriemhilden- oder Bronhildentuhl; Sölter 1981, 144]. Wenn Dietrich von Bern also einen der langlebigen, friedfertigen Elefanten metzelte, dann konnte er dies nur tun, weil er selbst entweder in den unbewachten Langmauerbezirk hatte eindringen oder der Elefant wegen kriegsmäßig bedingter Beschädigung der Langmauer hatte Reißaus nehmen können. Beides setzt voraus, dass Trier zur Zeit dieses Dietrich-Abenteuers durch militärische Aktionen der Franken geschwächt und der Domänenbezirk ungeschützt war. Die Zerstörung der Langmauer könnte demnach im Zeitraum 435/37 anlässlich der vierten Eroberung Triers durch die Franken [vgl. Bernhard 1990, 160] erfolgt sein. Damit kann ein weiteres Ereignis aus der *Thidrekssaga* theoretisch mit der realen Geschichte synchronisiert werden. Wo der Tatort, der erwähnte Wald „Rimslø“ (Hs. A: „Runtzlu“) lag, wird unterschiedlich gesehen (v. d. Hagen: alt Rime bei Remen o. Rimslage/Ravensberg o. Ramslo, Ramslau/Lüneburg; Bertelsen: Riemsloher Wald i. Hannover; Ritter: Rimslohwald bei Melle). Ob ein Waldstück namens *Rumelskaul* einen Kilometer südöstlich von Speicher im zentralen Teil des Domänenbezirks an ihn erinnert, sei dahin gestellt.

Burg *Aldinflis* (Hs. A: *Alldinfil*): Dort macht Dietrich von Bern am Tag seiner Rückkehr nach Hause eine Zwischenrast. Die Burg („borg“) dürfte auf dem Areal der heutigen Gemeinde Salmrohr 6 km südlich Wittlichs gelegen haben. Salmrohr besitzt eine Flur namens *uff aldenfeld* [Ju, 913] und ist nur 15 km von „Bern“/ Bernkastel entfernt. Die Namensvariante *Alldinfil* taucht wieder auf als *burg ... altenfellen* im späteren Deutschen Heldenbuch [92c; von Keller 1966, 258, Ziff. 32]: Die Burg ist hier Sitz der Kaiserin, welche ihr Verehrer Wolfdietrich von den Lindwürmern befreien will. Bei dieser „borg“ wird es sich ebenfalls um ein römisches Steinhaus gehandelt haben. Eine römische Siedlungsstelle ist südöstlich von Salmrohr am Beiersköpfchen auf einem Südhang oberhalb eines Baches archäologisch nachgewiesen. Hier soll im 19. Jahrhundert ein Gewölbe ausgebrochen worden sein [Krause 2006, 35]. Andere Deutungsversuche bezüglich Aldinflis/Alldinfil sind wenig überzeugend (v. d. Hagen: Oldenburg i. O. o. in Lippe bzw. Aldenberge/Berg; Bertelsen: Olden-

fels i. W; Ritter: Burg Aldinfilis bei Brilon). Ob die im „pago Betensi“/Bitburg-Gau wüst gefallene Ortschaft **Aldendorf**, in dem das Trierer Simeonsstift 1098/1154 ein Kirchengut besaß [Beyer 1860, I, 453/Nr. 397, und 634/Nr. 577], mit „Aldinfilis“ in Zusammenhang steht, kann nicht gesagt werden. Die genaue Lage der Wüstung ist unbekannt.

Fazit: Dietrichs von Bern Osning-Abenteuer spielt sich ausschließlich in der belgischen Civitas Treverorum ab. Geographisch handelt sich um den antiken **pagus Bedensis** (Bitburg) sowie den **pagus vilcias** (Wittlich). Dietrich von Bern nimmt folgende Route: Bernkastel - kaiserliches Jagdgebiet im Osning auf der Linie Bitburg/Wittlich - Dreis an der Salm - Greverath - Langmauerbezirk zwischen Bitburg und Trier - Salmrohr - Bernkastel.

3) *Dietrich/ Wittich – Abenteuer: Zug gegen Jarl Rimsteinn* [Mb 147-151]

Handlung: König Ermenrich von „Romaborg bittet seinen Neffen Dietrich von Bern um Hilfe gegen seinen Feind Jarl Rimsteinn. Die vereinigten Heere belagern Jarl Rimsteins Burg **Gerimsheimr** zwei Monate lang, ehe es Wittich, damals Lehnsman Königs Ermenrich, gelingt, den kundschaftenden Rimsteinn im Zweikampf zu erschlagen. Dann wird der Burg mit Mauerbrechern, Steinschleudern, Wurffeuern und Sturmzeug derart zugesetzt, dass sich die Burgmannen ergeben. König Ermenrich setzt seinen Neffen und Vasallen „valtara af vascannsteini“ [Walter von Waskenstein; VF] als Burgherrn ein.

Analyse: Die Schreibvarianten für „Gerimsheimr“ lauten „borgina gerimsheim“ [Mb 148], „Gerings“ oder „borgina Geringsheim“ [Hs. A] sowie „Beringz“ bzw. „borg Beringzheim“ [Hs. B]. Aufgrund der Etymologie machten v. d. Hagen und Ritter das badische Germersheim ausfindig. Ritter nannte auch das hessische Gernsheim. Weinand [2006b, 29] benennt Greimersburg südlich Mayens (a.1135 Grimesbura [Ju, 463]), Schmich [web, 12/2007] die Wüstung Gernsheim bei Grünstadt/Weinstraße. Die vermuteten Orte liegen verstreut und – abgesehen von Greimersburg – so weit entfernt von der Moselgegend, dass sie irrelevant sind. Wahrscheinlicher scheinen Ort und Burg Grimburg rd. 25 km südöstlich Triers zu sein: Die Grimburg liegt an einer südlichen Zubringerstraße der römischen Heerstrasse Bingen - Trier auf dem hohen Hunsrück. Aufgrund ihrer Lage war sie, anders als das relativ weit entfernte Greimersburg, daher von Trier und Bernkastel gleichermaßen gut zu erreichen. Zudem hatte Wittich von König Ermenrich (historisch in Trier nicht nachgewiesen; vgl. quellenarme Zeit Triers Mitte des 5. Jh.) ein Anwesen in Gregen borg (vgl. u.), rd 25 km nördlich von Grimburg zu Lehen erhalten.

Die Grimburg wurde 1190/1212 errichtet und hieß **Grymberch** [Schömer 1984, 86], a. 1192 **Grinberch**, a. 1202 **Grimberch** [Ju, 468]. Ob der Burgname auf den Verduner Diakon Adalgisel **Grimo** (7. Jh.) zurückgeht, ist strittig

[Schömer 216]. Die heutige Grimburg hatte wahrscheinlich eine Vorgängerbürg, worauf die urkundliche Notiz „de novo construxit“ hinweist [ebd., 87]. Auch wurden entlang der Außenmauern der jetzigen Burgruinen auf einem tieferen Niveau archäologisch Brand- und Benutzungsschichten eines Vorgängerbaus durch Cüppers nachgewiesen [ebd., 91]. Der Name des nahe gelegenen Ortes Reinsfeld [a. 814-47: „Reinoniscampo“; Ju. 857] wird auf einen **Reino** zurückgeführt. Ob ein Zusammenhang zwischen diesem Reino und Rimsteinn [B: Runsteim u. Runnsteim; Ritter 1989, 364, Anm. 47/Svava-Text der *Thidrekssaga*: Rimstein, Runsten] besteht, kann nur Spekulation bleiben.

Ergebnisse

Dietrich von Bern war nicht Theoderich der Große. Er dürfte ein realer, urkundlich zwar nicht erfasster, jedoch regional berühmter Kleinkönig an der Mosel gewesen sein. Aus der Erwähnung der „Elsung“ als wahrscheinliche Vorfahren des heutigen Grafengeschlechts zu Eltz kann man im Umkehrschluss auch einen existenten antiken Dietrich herleiten. Insofern wird die Vermutung Krywalskis [1985, 120 ff.] übers *Nibelungenlied*, dass möglicherweise „der historische Sagenkern in lokalen Ereignissen am Mittelrhein gesucht werden“ müsse, gestützt. Dietrich selbst verstirbt ohne Nachfahren.

Dietrichs Sitz ist Bernkastel an der Mosel. Die drei exemplarisch analysierten Abenteuer der *Thidrekssaga* (Wittichs Zug nach Bern, Dietrichs Ritt in den Osning und der Zug gegen Jarl Rimsteinn) gehen jeweils von Bernkastel aus oder haben es als Zielpunkt. Die drei Begebenheiten spielen sich überwiegend in der belgischen Civitas Treverorum (Belgica I), zum geringen Teil in der Germania I ab.

Von kardinaler Bedeutung ist die Wertung Heinz Ritters, das Romaborg der *Thidrekssaga* sei mit Trier, der belgischen Roma Secunda, zu identifizieren. Sie kann geographisch uneingeschränkt bestätigt werden.

Dietrich von Bern ist Zeitgenosse und früher Verbündeter des historischen Königs Attila. Da Attila bereits nach 435 hunnischer König mit Zuständigkeit im Westen wurde, kann ihn Dietrich theoretisch bereits im Jahre 437 während der hunnischen Strafexpedition gegen die hunnischstämmigen Burgunder in Gallien kennen gelernt haben.

Letzteres korrespondiert zeitlich mit der vierten Eroberung Triers durch die Franken zwischen 435 und 437. Diese Koinzidenz ermöglicht eine zeitliche Einordnung des jungen Dietrichs: Mit Triers vierter Eroberung geht u. U. die Zerstörung des militärisch nicht zu verteidigenden Domänenbezirks nördlich Triers einher. Wenn es dort ein Wildtiere-Gehege für Zwecke der Trierer Circenses gegeben haben sollte, dann kann der junge Dietrich um 437 theoretisch einen ausgebrochenen Elefanten getötet haben. Elefanten waren im antiken Gallien bekannt.

Beim Sioland/Seenland handelt es sich um die Dauner Hocheifel und Moseleifel mit ihren zahlreichen Maaren, die Heimat Wielands des Schmieds und Brünhildes. Die „Wilzen“ sind die Bewohner des antiken Gaus „pagus vilcias“/Wittlich. Die „Rytzen“/„ruzimenn“ sind Bewohner des antiken „Riz-zigaus“ südwestlich Triers. Der Osning ist als das spätantike kaiserliche Jagdgebiet auf der südlichen Eifelabdachung auf der Linie Bitburg/Wittlich zu identifizieren.

Offensichtlich bewahrt die *Thidrekssaga* altes moselromanisch-althochdeutsches Namensgut. Germanistische Bewertungen, die *Thidrekssaga* spiegelte Ereignisse der Völkerwanderung, können geographisch, auch außerhalb der behandelten Themen, vielfach in Richtung Hunsrück, Moselland, Eifel, Saargau und Lothringen bis hin zum Jahre 453/55 konkretisiert werden. Damit erweist sich, dass die Geschehnisse um Dietrich von Bern regionaler Natur sind und sich im mobilen Grenzsaum zwischen vorrückenden Franken und zurückweichenden Romanen abspielen.

Literaturverzeichnis

- Adenauer, Hanna/ Busley, Joseph/ Neu, Heinrich/ Schippers (†), Adalbert (1941): Die Kunstdenkmäler des Kreises Mayen, 17. Band, II. Abteilung; in: *Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz*, hrsg. von Paul Clemen; Düsseldorf
- Badenhausen, Rolf (Hg., 2005) *Geographic Glossary with Ethnological Remarks Þidreks saga Didriks Chronicle - Svava and MEMBRANE.*; in J:\ThsGlossaryBadenhausen Namen Thidreks Sage geographisch.htm 12. 12. 07
- Bennewitz, Ingrid (2006): *Minnesang, Sangspruchdichtung, Heldenepik, höfischer Roman/ höfische Epik*; in web: http://141.13.22.238/sprachlabor_2/index.php?id=2673 8. Juni 2006
- Bernhard, Helmut (1990): Die römische Geschichte in Rheinland-Pfalz in: Cüppers, *Die Römer in Rheinland-Pfalz*, 39-168
- Bertelsen, Henrik (1905-1911): *ÞIÐRIKS SAGA AF BERN*. 2 Bände; Kopenhagen (synoptischer Abdruck der Texte „Membrane“ und Handschrift „A“)
- Beyer, Heinrich (Hg., 1860): *Urkundenbuch zur Geschichte der jetzt die Preußischen Regierungsbezirke COBLENZ und TRIER bildenden mittelrheinischen Territorien. Von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1169*, 1. Band; Coblenz
- Birkenhauer, Josef (1960): Die Eifel in ihrer Individualität und Gliederung; in *Kölner Geographische Arbeiten*, Heft 14, Geographisches Institut der Universität Köln
- Böckmann, Walter (1990): *Der Nibelungen Tod in Soest*; Düsseldorf u. a.
- Brodersen, Kai (1994): *Pomponius Mela. Kreuzfahrt durch die alte Welt [Pomponii Melae De Chronographia. Libri Tres, um 43/44 n. Chr.]*; Darmstadt
- Christ, Karl (31994): *Die Römer*; München
- Cüppers, Heinz (Hg., 1990): *Die Römer in Rheinland-Pfalz*; Stuttgart
- (1990): Die Langmauer; in Cüppers, 436 f.
- Die Oberbürgermeisterin der Stadt Bonn (Hrsg.) (2006): *Stadt-Chronik. 2000 Jahre Bonn*; in (23. 08. 2006):

- http://www.bonn-region.de/backoffice//mod/netmedia_pdf/data/stadtchronik.pdf
- Dollinger, Hans (1983): *Rußland. 1200 Jahre in Bildern und Dokumenten*; Gütersloh
- Engels, Peter (1991): Der Reisebericht des Ibrahim ibn Yaqub; in Anton v. Euw/Peter Schreiner (Hg.): *Kaiserin Theophanu. Band I*; Köln
- Erichsen, Fine (1924): *Die Geschichte Thidreks von Bern*; Leipzig (auch 1967, Köln)
- Erzdiözese München und Freising (2007): *Die Dome zu München und Freising*; in <http://bilder4.weltbild.de/newmedia/dioezesen/muenchen.pdf>. v. 01. 06. 2007
- Ewig, Eugen (1987): *Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum*; Aalen (Habilitationsschrift, 2. Neudruck der Ausgabe Trier 1954)
- Friedrich, Volker (2004): *Irgendwo in Gallien. Versuch einer geographischen Neulokalisierung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 n. Chr.*; Gräffelf.
- (2006): Zur Geographie der Hunnenschlacht auf den Katalaunischen Feldern von 451 nach Christus; in *Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes*, 16 (1) 31-39
- Gechter, Michael (1987): Bonn. Römische Besiedlung; in *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Hg. Günter Horn); Stuttgart, 364- 376
- Gilles, Karl-Joseph (1995): Der spätantike Langmauerbezirk in der Südeifel; in *Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes*, 5 (1) 18-25
- Glahn, Alexander (2007a): Dialektische Bewegungsgesetze in der menschlichen Gesellschaft; in *Zeitenspringer* (Hg. Andreas Otte); Oerlinghausen, 66 f.
- (2007b): Die Thüringer im Lichte der Thidrekssaga; in *ZS* 19 (3) 627-656
- Greis, Gerda (2007): Geschichten von der Straßenbahn; in *WDR, TV*, 06. 01. 07
- Grosse, Siegfried (1997): *Das Nibelungenlied. Mittelhochdeutsch – Neuhochdeutsch*; Stuttgart
- Grünewald, Mathilde (1990): Worms. Borbetomagus, Hauptort der Civitas Vangionum; in *Cüppers*, 673-679
- Haefs, Hanswilhelm (2004): *Thidrekssaga und Nibelungenlied. Vergleichende Studien*; Bonn
- Hänsel-Hohenhausen, Markus von (2005): *Vom Antlitz in der Welt*; Frankfurt a. M.
- Hagen, Friedrich Heinrich von der (1814/1855/1989): *Die Thidrekssaga oder Dietrich von Bern und die Niflungen*; St. Goar (hgg. und mit neuen geographischen Anmerkungen versehen von Heinz Ritter-Schaumburg)
- Heckmann, Elisabeth (2007): *Bulgarien – Impressionen einer Reise*; 6 S. in <http://www.abtei-himmerod.de/bulgarien/Reise.pdf> web, 21. 05. 2007
- Heinzle, Joachim (1999): *Einführung in die mittelhochdeutsche Dietrichepik*; Berlin
- (2003): Die Nibelungensage als europäische Heldensage; in *Die Nibelungen*, hrsg. von Heinzle/ Klein/ Obhof, 3-27
- Heinzle, Joachim/ Klein, Klaus/ Obhof, Ute (Hg., 2003): *Die Nibelungen. Sage – Epos – Mythos*; Wiesbaden
- Henkel, Nikolaus (2003): Die Nibelungenklage und die *C-Bearbeitung des Nibelungenliedes; in *Die Nibelungen*, hrsg. von Heinzle/ Klein/ Obhof; 113-133
- Holzapfel, Otto (2001): *Die Germanen. Mythos und Wirklichkeit*; Freiburg u. a.
- Homeyer, Helene (1951): *Attila. Der Hunnenherrscher von seinen Zeitgenossen dargestellt. Ein Beitrag zur Wertung geschichtlicher Größe*; Berlin
- Hube, Hans-Jürgen (2004): *SAXO GRAMMATICUS. GESTA DANORUM. Mythen und Legenden des berühmten mittelalterlichen Geschichtsschreibers Saxo Grammaticus*; Wiesb.
- Jörn, Rudolf (2005): Bern lag im heutigen Bernburg/Sachsen-Anhalt; in *Der Berner*

- (20, August), 33-41
- Jordanes (o. J., 1985): *Jordanis Gotengeschichte nebst Auszügen aus seiner Römischen Geschichte*, Hg. Wilhelm Heine, Übers. Dr. Wilhelm Martens; Essen
- Ju = Jungandreas, Wolfgang (1962): *Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes*; Trier
- Kehne, Peter (2003): Vermarktung contra Wissenschaft: Kalkriese und der Versuch zur Vereinnahmung der Varusschlacht; in *Die Kunde* N. F. 54, 93-112
- (2006): Schlacht um die Schlacht; in *Hannoversche Allg. Zeitung*, Nr. 279, 29.11.
- Keller, Adelbert von (1867): *Das Deutsche Heldenbuch*; Hildesheim (Reprint 1966)
- Klünemann, Clemens (2002): Strahlender Stern aus dem Herbst des Mittelalters. Kirchtürme, Kaufleute, Starkköpfe; In Soest; in *FAZ*, 02. 05. 02, Nr. 101, R 8
- Kramarz-Bein, Susanne (2002): *Die Þidreks saga im Kontext der altnorwegischen Literatur*; Tübingen · Basel (Habilitationsschrift 1996/97)
- Krause, Arnulf (2001): *Die Heldenlieder der Älteren Edda*; Stuttgart
- Krause, Dirk L. (2006): Eisenzeitlicher Kulturwandel und Romanisierung im Mosel-Eifel-Raum. Die keltisch-römische Siedlung von Wallendorf und ihr archäologisches Umfeld; Fundstellenkatalog unter Mitarbeit von Antje Fischbock; Mainz u. a.
- Krywalski, Diether (1985): *Die Welt des Mittelalters*; Münster
- Kühlborn, Sebastian (1987): 5 archäologische Einzelbeiträge in *Die Römer in Nordrhein-Westfalen* (Hg. Günter Horn); Stuttgart
- Künzl, Ernst (1981a): Mainz. Rheinbrücke und Castellum Mattiacorum/„Drususstein“/ Aquädukt („Römersteine“); in Sölter: *Das römische Germanien...*, 132-140
- (1981b): Kriemhildentuhl. Römischer Steinbruch; in Sölter (1981), 144-146
- Kulturdatenbank Region Trier (2007): Longuich. Römische Villa Urbana; 19.7.07 in <http://bwpc08.fh-trier.de:8080/kuDb/servlet/ortObj?aktSchluessel=1172>
- Lienert, Elisabeth (2003): Perspektiven der Deutung des Nibelungenliedes; in Heinze / Klein/ Obhof: *Die Nibelungen*, 91-112
- Mb = *Membrane* (Handschrift der Thidreks saga, hg. durch Bertelsen, 1905-11, mit Handschrift „A“ der Thidreks saga; Handschrift „B“ in den Fußnoten)
- Maenchen-Helfen, Otto J. (1997): *Die Welt der Hunnen. Herkunft, Geschichte, Religion, Gesellschaft, Kriegsführung, Kunst, Sprache*; Wiesbaden
- Mone, Franz Joseph (1855): *Lateinische Hymnen des Mittelalters aus Handschriften herausgegeben und erklärt*; Freiburg im Breisgau (Neudruck Aalen, 1964)
- Monshausen, Lothar (2005): Die römischen Kaiser auf den Inschriften der antiken Meilensteine; in *Beiträge zur Geschichte des Bitburger Landes* 15 (1) 4-42
- Müller, Thomas/ Pentzel, Alex. (1999): *Continuatio fontium medii aevi*; Berlin, CD
- Nösges, Nikolaus (1993): Das Prümer Urbar von 893/1222; in *anno verbi incarnati DCCCXCIII conscriptum. Im Jahre des Herrn 893 geschrieben. 1100 Jahre Prümer Urbar*. Festschrift, hrsg. von Reiner Nolden, Trier
- Otte, Andreas (2007): Die Annales 1-6 des Tacitus. Eine Betrachtung; in *Zeiten-sprünge* 19 (3) 617-621
- Raas, Wim (2006): Hippologische Bemerkungen zur Thidrekssaga; in *Der Berner* 6 (23) 3-16
- Reichert, Hermann (2003): Die Nibelungensage im mittelalterlichen Skandinavien; in Heinze/ Klein/ Obhof: *Die Nibelungen*, 30-88
- (2006): www.ned.univie.ac.at, web 09.12. 06

- (2007): Die Ths in germanistischer Sicht im Jahr 2007; in *Der Berner* 7 (30) 7-10
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1982): *Dietrich von Bern. König zu Bonn*; München u. a.
- (1989): *Die Didriks-Chronik oder die Svava. Das Leben König Didriks von Bern und die Niflungen. Erstmals vollständig aus der altschwedischen Handschrift der Thidrekssaga übersetzt und mit geographischen Anmerkungen versehen*; St. Goar
- Roller, Otto (1990): Wirtschaft und Verkehr; in Cüppers: *Römer in Rh.-Pf.*, 258-296
- Schäfer, Ursula (1994): Waldere; in *Waltharius* (Hg. Vogt-Spira); Stuttgart, 181-185
- Schmich, Otto Klaus (2007): *Geographische Angaben der Thidrekssaga*; in www.ingeborgschmich.de/Nibelungen, web vom 12/ 2007
- Schmidt, Walter (2002): Jäger des verlorenen Schatzes; in *General-Anzeiger*, 01. 06.
- Schöller, Peter (1953): *Die rheinisch-westfälische Grenze zwischen Ruhr und Ebbengebirge*; Münster
- Schömer, Edmund (o.J.): *Burg und Amt Grimburg*; Grimburg (Vorwort 1984)
- Sölter, Walter (1981): *Das römische Germanien aus der Luft*; Bergisch Gladbach
- Stadtführer Bonn – Das Handbuch für die Bundeshauptstadt. Die Geschichte der Bundeshauptstadt Bonn*; in: www.bonn-nordstadt.de/bonn/stadtkunde/geschichte.htm vom 09. 07. 2006
- Stange, Manfred (Hg., 2004): *Die Edda. Götterlieder. Heldenlieder und Spruchweisheiten der Germanen*; Wiesbaden (Neuausgabe)
- Strabo (Hg. Forbiger, Albert, 2005): *Geographica*; Wiesbaden (1855-1898, Berlin)
- Studgen = studgen.uni-mainz.de, web, 09. 04. 2003
- Svava = Kurzfassung der *Thidrekssaga*, auf deutsch ediert durch H. Ritter, 1989
- Ternes, Charles-Marie (1976): *Die Römer an Rhein und Mosel. Geschichte und Kultur*; Stuttgart (frz. *La Vie quotidienne en Rhénanie Romaine*; Paris, 1972)
- Voigt, Helmut (1967): Nachwort; in *F. Erichsen*, 464-485
- Verbandsgemeinde Trier-Land *Speicher* (2007): [http://](http://www.speicher-trier.de) 12. März 2007
- Wagner, W./ Knebel, H. (1962): In solchen Gärten pflückt man solche Rosen; in *Der Hunsrück*, Reihe Merian, Hamburg 15 (6) 72-77
- Weber, Carl W. (1981): *Sklaverei im Altertum. Leben im Schatten der Säulen*; Berlin
- Wegner, Hans-Helmut (1986): Römischer Kastell; in *Koblenz und der Kreis Mayen*, bearbeitet von H.-H. Wegner, Stuttgart
- Weinand, Karl A. (2006a): ‚Roten‘ im Nibelungenlied ‚rosmufoöll‘ im Atlakvida; in *Der Berner* 6 (25) 51-55, August 2006
- (2006b): Fritila und benachbarte Orte in der Thidrekssaga; in *Der Berner* 6 (26) 17-31, November 2006
- Wisniewski, Roswitha (1986): *Mittelalterliche Dietrich-Dichtung*; Stuttgart
- Wolf, Alois (2003): Literarische Verflechtungen und literarische Ansprüche des Nibelungenliedes; in *Die Nibelungen* (Hg. Heinzle/ Klein/ Obhof) 135-159
- Zenz, Emil (1955): *Die Taten der Trierer. Gesta Treverorum*; Trier

Prof. Dr. rer. nat. Volker Friedrich, 82178 Puchheim, Winterstr. 27

Prüfstein Rechtsgeschichte

Justinianische Spurenlese

Marianne Koch

Die Tatsache, dass wir noch heute nach den Instituten des Römischen Rechts leben, war bis zum Inkrafttreten des BGB am 1. Januar 1900 triviales Allgemeinut. Von den Tagen der frühen römischen Republik an bis auf unsere Zeit der Kodifikationsversuche im Internationalen Recht und der Transformationsgesetzgebung in den sozialistischen Nachfolgestaaten bewährt sich Römisches Recht als wichtiges gemeinsames Kulturerbe Europas, vermittelt durch das justinianische Regelwerk im *Corpus Iuris Civilis*. Lücken der Rechtsgeschichte, Kontinuitätsprobleme der Rechtsentwicklung und -weitergabe können Indiz für Phantomzeiteinschübe in die konventionelle Chronologie sein, wovon Hans-Ulrich Niemitz und Heribert Illig bereits in den ersten Veröffentlichungen zur Chronologiekritik ausgehen [Niemitz 1991, 24; Illig 1994, 49 f.].

I. Justinians Gesetz

Wir kennen vier besonders intensive Phasen der Aufarbeitung und neu angepassten Vergesellschaftung des Römischen Rechts in Mittelalter und Neuzeit:

- Pandektendiskussion im 18./19. Jh. bis zum Erlass des Bürgerlichen Gesetzbuchs,
- Glossatoren- und Kanonistenzeit zwischen 11. und 13. Jh. mit Bologna als räumlichem Schwerpunkt im Westen,
- Basiliken- und Scholienzeit zwischen 9. und 12. Jh. mit Byzanz als östlichem Zentrum,
- Justinianische Gesetzeskodifikation +533.

Gesetzgebung und Rechtsprechung können bis zum 11. Jh. im Westen wie im Osten einigermaßen kontinuierlich zurückverfolgt werden.

Weder in Byzanz noch im Westen klappt allerdings die zeitliche Rückkoppelung an die Justinianischen Gesetzbücher. Nach herrschender Meinung beginnt zum Ende des 11. Jh. in Byzanz wie in Bologna beinahe gleichzeitig eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Römischen Recht in Form der Justinianischen Gesetze. Sie werden mit Scholien bzw. Glossen versehen, d.h. um den Text werden inhaltliche Erläuterungen, teils einfache Übersetzungen gruppiert, die sich bald zu eigenen kommentierten Titelver-

zeichnissen oder Themenschwerpunktwerken ausweiten. Woher diese Texte und das intensive Interesse an ihnen plötzlich kommen, bleibt weitgehend rätselhaft, ist doch die Überlieferung in Ost und West ebenso rätselhafter Weise im 7. Jh. abgebrochen [Wieacker 2006, 330; Lange 1997, 1].

Byzanz

Mit Basileos I. (867–886), dem ersten Kaiser der Makedonendynastie und angeblichem Großvater des Konstantinos VII. Porphyrogenetos (913/945–959), setzt die nachhaltigste Gesetzgebungsphase im Ostreich ein; herrschende Meinung unter Historikern sieht darin die Übersetzung und Aufarbeitung des Justinianischen Rechts, obwohl ihr die Überlieferungswege sowie ein möglicher Austausch mit dem Westen höchst unklar sind [Ostrogorsky 1996, 193; Lange 1997, 5].

Als Gesetzgeber plant Basileos I. wortgleich mit Justinian die „Reinigung der alten Gesetze“ in einem umfassenden Werk, von dem das *Procheiron*, ein Handbuch zur Einführung in die Rechtskunde vergleichbar den *Institutionen* des Justinian, noch zu seiner Zeit erscheint.

Die *Basilika* seines Sohnes Leon VI. (886–912) verwirklicht diese Absicht, inhaltlich und oftmals wörtlich dem ‘Justinian’ gleich, angeblich ohne auf die lateinischen sog. Vorbilder zu rekurrieren. Sie ist besser handhabbar als die verschiedenen justinianischen Gesetzbücher, weil sie den gesamten Stoff in einem Werk von 60 Büchern zusammen fasst [Ostrogorsky 1997, 197]. Zu größerer Klarheit beim Untertan wird sicher auch ihre griechische Sprache beigetragen haben. Wie bei Justinian wird der von Gott verliehene, kaiserliche Alleinvertretungsanspruch für Gesetzgebung und Rechtsprechung besonders herausgestellt [Ostrogorsky 1997, 199]. Auch der Patriarch wird kraft göttlich-kaiserlichen Rechts ernannt, das materielle Kirchenrecht verbleibt allerdings beim Konzil, seiner historisch gewachsenen Autorität. Teile des bei uns heute im Familienrecht geregelten Abstammungs- und Eherechts gehören zum kanonischen Recht.

Unter Leons Nachfolgern Konstantin VII. Porphyrogenetos und Mitkaiser Romanos I. Lakapenos wird der Basilikenkomplex erweitert, z.B. durch Beschränkungen des Eigentumserwerbs für Latifundienhalter zugunsten von Soldaten- und Kleinbauerntum [Ostrogorsky 1997, 225 ff.]. Auf die fundamentale Rolle, die darüber hinaus die frühen Makedonenkaiser, besonders Porphyrogenetos, bei der Geschichtserfindung spielen, hat zuerst und immer wieder Illig in der Grundlegung der Phantomzeittheorie [1992, 133] aufmerksam gemacht.

Unter Rechtshistorikern herrscht die Meinung, die *Basiliken* seien bereits bei Erlass antiquiert gewesen und eigneten sich nicht zur praktischen Rechts-

anwendung, da sie die gesellschaftlichen Verhältnisse der Makedonenzeit nicht treffen; sie seien wie die gesamte „Makedonische Renaissance“ vielmehr Ausdruck ihrer auf die Antike gerichteten Bewunderung [CIC 1995, XV].

Die älteste Handschrift der *Basiliken* ist bereits mit Scholien versehen und stammt aus dem 11. Jh.. Seitdem nimmt die wissenschaftliche Rechtsbearbeitung in Byzanz schwunghaft zu und erreicht zur gleichen Zeit wie im Westen zwischen 1150 und 1200 einen Höhepunkt. Bis in die Gegenwart erhält sich ihr Einfluss auf byzantinische Nachfolge- und Randstaaten wie Griechenland, Bulgarien, Serbien, Russland u.a. [Wieacker 2006, 335].

Bologna

Die konventionelle westliche Rechtsgeschichte hat es schwer, sich zu erklären, woher die norditalienischen Rechtsgelehrten, die Glossatoren, ihre Texte des römischen Rechts in justinianischem Gewande bezogen haben, da Großkarls Kapitulariengesetzgebung nicht nur keinerlei Nachleben beschieden war, sondern auch jeden Bezug auf Römisches Recht wirksam vermieden hat – trotz karolingischer Übernahme der langobardischen Krone. So erklärt sich die im Vergleich mit Byzanz fehlende, der Gesetzesauslegung vorgehaltene Kodifikationsphase.

Vorläufer der Bologneser Rechtsschule werden in Ravenna und Pavia vermutet, personeller und materieller Kontinuität wird aber widersprochen [Lange 1997, 22 ff.]. Die Entwicklung der neuzeitlichen westlichen Rechtswissenschaft im weltlichen und kirchlichen Bereich und ihre Konzentrierung in Bologna ist ohne die Wiederauffindung des umfangreichsten Teils der justinianischen Gesetze, der *Digesten* (auch *Pandekten* genannt), und ihrer verständnisfördernden Bearbeitung durch Irnerius (um 1115) als erstem bekannten Glossator, Rechtslehrer und fürstlichen Berater nicht denkbar. Von ihm und den *vier doctores* der Folgegeneration – Bulgarus, Martinus, Ugo und Jacobus – geht die Anziehungskraft aus, der bis über das 14. Jh. hinaus Bologna zu einer der bedeutendsten europäischen Universitäten macht und den Erfolg der *glossa ordinaria* des Accursius (1185–1260) begründet, die als *Handbuch zum Römischen Recht* zur beinahe einzigen mittelalterlichen Rechtsprechungsgrundlage im Okzident wird.

Angaben zu Studentenzahlen schwanken zwischen 1.000 und 10.000 [Lange 1997, 39, Fn. 21]. Unbestritten ist, dass die Absolventen des Bologneser Studiums bald als Rechtsberater, Richter und staatliche Verwalter ganz Westeuropa dominieren.

Entsprechend der scholastischen Bibelauslegung versuchen die Glossatoren, den Text als umfassende und abgeschlossene Offenbarung Justinians zur Regelung weltlicher Verhältnisse zu erschließen; hierzu wird die noch heute

zur Gesetzesauslegung angewendete Methode der juristischen Subsumtionstechnik entwickelt. Die Arbeit der Rechtsgelehrten umfasst die mündliche Lehre, die literarische Produktion zahlreicher Einzel- und Gesamtuntersuchungen, Glossen/ Summen/ Quaestiones genannt, sowie die Beratertätigkeit für Adel und Stadtherren und – mit besonderem Mandat – auch das Urteil in Streitverfahren.

Neben der legistischen Glossatorenschule entwickelt sich in Bologna die kanonistische Rechtswissenschaft. Zwischen beiden scheint es nur selten zu punktueller Zusammenarbeit gekommen zu sein, strittige Fragen sind kaum ersichtlich, da man davon ausging, beide Rechtsmaterien hätten sich gegenseitig zu ergänzen [Lange 1997, 98]. Da z.B. das Eherecht zum Kirchenrecht zählte, setzten sich auch Kanonisten mit dem justinianischen Recht auseinander. In der Lehre von den Verwandtschaftsgraden, die für Erbrecht und adlige Nachfolgeregelung von erheblicher praktischer Bedeutung ist, geht das Kirchenrecht um einen Grad weiter als Justinian. Dieser Unterschied wurde benannt, um die „reine Lehre“ aber nicht gestritten, sondern in diesem Punkt der Vorrang des kirchlichen Urteils anerkannt. Gleichzeitig geht die Kanonistik aber noch nicht so weit, päpstliche Omnipotenz zu begründen. Im Gegensatz dazu stehen die Dienste der vier *doctores*, die sie Friedrich Barbarossa vor Mailand und auf dem Roncallischen Reichstag 1158 leisten: Per Rechtsgutachten sichern sie dem Kaiser die Oberherrschaft über die unterworfenen Städte ab. Ein Einspruch von kanonistischer Seite ist nicht überliefert [Lange 1997, 189 f.].

Corpus Iuris Civilis (CIC)

Die römisch-rechtliche Gesetzessammlung *Corpus Iuris Civilis* – CIC ! Achtung, die gleiche Abkürzung verwendet auch das Kirchenrecht für sein *Corpus Iuris Canonice* –, deren überwiegender Teil der Gesetzgebung des Kaisers Justinian (527–565) entsprechen soll, erhält ihren Namen wohl schon unter den Glossatoren des 12. Jh., offiziell aber erst mit den gedruckten Editionen von 1583.

Über das justinianische Recht hinaus haben ihr die Bologneser Gelehrten einige nichtjustinianische Rechtstexte hinzu gefügt:

a) *Authentiken* – zu unterscheiden von Authentikum – sind zwei Gesetze Friedrich Barbarossas und eines von Kaiser Friedrich II.,

b) zwischen 1150 und 1250 wurden die *libri feudorum* hinzu gesetzt, die auf kaiserlichen Lehnsgesetzen von Konrad II. bis Friedrich II. (1024–1250) beruhen,

c) zum Umkreis zählt ebenfalls die *Lombarda*, die angeblich „langobardisches“ Zivil- Straf- und Prozessrecht enthält, aber nicht vor Ende des 11. Jh.

entstanden sein kann [Lange 1997, 91]. In der modernen Ausgabe des CIC ab 1990 sind diese Texte nicht mehr aufgenommen.

Das Römische Recht Justinians bildet die Hauptmasse des CIC, in der neuen Ausgabe ausschließlich. Es unterteilt sich nach den Gesetzgebungsakten Justinians in vier Teile:

- *Institutionen* – Einführung in die Rechtsordnung durch Begriffsbestimmungen, Erläuterungen zu Grundlageninstitutionen wie Person, Sache, Klage mit Fallbeispielen;
- *Digesten* bzw. *Pandekten* – nach Inhalt und Umfang Kernstück der Justinianischen Gesetze, aufgebaut als Fallrecht, aber anders als beim *common law* nicht nach Urteil, sondern nach Stellungnahmen antiker Juristen zu strittigen hypothetischen oder tatsächlichen Sachverhalten. Es werden Autoren zwischen ca. -100 und +250 ausgewählt, nicht alle sind aus anderen Quellen belegt.
- *Codex* bzw. *Constitutionen* – Zusammenfassung ausgewählter kaiserlicher Rechtsentscheidungen und Gesetze bis zur Gesetzesverkündung 529/34, auch vorjustinianische;
- *Novellen* – justinianische Rechts- und Verwaltungsentscheidungen nach 534, die im Unterschied zu den ersten drei Teilen als Sammlung nicht verkündet worden sind, auch von keinem Nachfolger.

Der konventionell wie oben beschriebene Inhalt des CIC täuscht inhaltlich gleiche Bestände vor, was so allerhöchstens auf *Institutionen* und *Digesten* zutrifft, in keiner Weise auf *Codex* und *Novellen*. Die inhaltliche Zusammenstellung der letzteren schwankt nach Auswahlvorlieben und Bildung – z.B. Vernachlässigung griechischer Vorlagen – wie nach Textverfügbarkeit. Die frühesten noch vorhandenen Handschriften, allesamt angeblich unvollständig, stammen vom Ende des 11. Jh. [Lange 1997, 72].

Dem gesamten Gesetzesmonument hat Justinian zur Verkündung und Inkraftsetzung Konstitutionen vorangestellt, die seine von Gott verliehene kaiserliche Herrschaftsgewalt unterstreichen, wissenschaftliche Erarbeitung der Texte durch die Namen und Verdienste der beteiligten gelehrten Spezialisten bezeugen und den Gebrauch bis in Einzelheiten regeln. So dürfen sie nur abgeschrieben und übersetzt werden, nicht diskutiert und kommentiert. Titelsummen mit Inhaltsangaben sind erlaubt. Zahlen müssen in Buchstaben geschrieben werden; Kürzel sind verboten, damit keine Missverständnisse entstehen. Nicht zum Autoritätskanon der Gesetze gehörende Juristen dürfen zur Auslegung nicht mehr heran gezogen werden. Sämtliche anderen juristischen Bücher sind verboten; wer sie verwendet, wird als Fälscher bestraft. Justinian dekretiert die umfassende und ausschließliche Geltung nur „seines“ Gesetzeswerks. Sollte sich dennoch eine Gesetzeslücke ergeben, was nicht

wahrscheinlich, aber doch menschlich wäre, ist die kaiserliche Entscheidung einzuholen [*Dedoken* §§ 18 – 22 in CIC 95, 13 ff.].

Nach Einschätzung der Historiker war die Justinianische Kodifikation von Anfang an wegen veränderter gesellschaftlicher Verhältnisse seit der Antike für die Praxis ungeeignet. Mit pathetischer Antikisierung beschwöre sie vergangene Größe und diene der justinianischen Reconquista [Fuhrmann 1994, 309, 328 f.].

II. Justinians verlorenes Jahrhundert

Die *Digesten* sind von Volumen und Inhalt her der Kern des gesamten CIC. Sie sollen nach Justinians Willen den seit der ausgehenden Römischen Republik gesamten vorhandenen Rechtsstoff bereinigen, vereinigen und mit ihrer Kodifikation die neue weltliche Ordnung des Kaisers Justinian begründen und verkünden. Während des Frühmittelalters sind sie in Ost und West vollständig unbekannt. Erst Leons *Basilika* enthält den gleichen Stoff, ca. 150 Jahre, bevor in Italien eine erste *Digesten*-Handschrift auftaucht, an der sich die Glossatoren wenig später abarbeiten. Diese wird mit dem *Codex Florentinus*, der angeblich ältesten erhaltenen Handschrift in Verbindung gebracht, aber ihm nicht gleichgesetzt. In der Nachfolge Mommsens wird postuliert, es müsse noch sog. Vulgatschriften gegeben haben, die zusammen mit der *Florentina* vielleicht bei einem „Vorglossator“ des 9./10. Jh. zur verlorenen Stammhandschrift „S“ geführt hätten. Diese „S“ soll die erste Materialgrundlage der frühen Bologneser Juristen darstellen [Lange 1997, 61, 64 f.].

Die *Florentina* wird dem justinianischen 6. Jh. zugeordnet. Letztmalig tauchen *Digesten*-Inhalte in einem Papstbrief Gregors des Großen um 603 auf, dann erst wieder in der Gerichtsurkunde von Marturi 1076 [Lange 1997, 11].

Vier Einführungskonstitutionen mit Datierung

Welche immense Bedeutung Justinian den *Digesten* quasi als Grundgesetz seiner neuen Ordnung zumisst, zeigt sich in den vier ihnen voran gestellten Einführungskonstitutionen: *Dedoken*, *Deo auctore*, *Omnem*, *Tanta*. Seit den Glossatoren hat sich für die Zitierung der einzelnen Konstitutionen ihr Anfangswort als namengebend durchgesetzt

Offiziell richten sie sich an unterschiedliche Adressaten, dienen aber dem Rechtsvolk gegenüber zur kaiserlichen Ordnungslegitimation. Immerhin war seit der Zwölf-Tafel-Gesetzgebung (-5./4. Jh.) kein vergleichbarer Kodifikationsakt bekannt. Uns geben diese Konstitutionen einen faszinierenden Einblick in Erstellung und Absicht des Werkes. So informiert *Dedoken* § 1 [CIC 1995, 2], dass die Gelehrtenkommission für die Erstellung der *Digesten* etwa 2.000 Bücher mit nicht weniger als 3.000.000 Zeilen zu Grunde legte. Aus

Tanta [§§ 9/12 in CIC 1995, 79 ff.] erfahren wir, dass das Arbeitsteam unter Hauptverantwortung des Tribonian aus weiteren 16 namentlich genannten, verdienstvoll ausgewiesenen Verantwortlichen bestand, die die ihnen gestellte Aufgabe in nur drei Jahren erledigten. Eine kaum vorstellbare gigantische intellektuelle Leistung!

Neben jeder Menge weiterer Gebote, Verbote, Absichtserklärungen und interessanter kaiserlicher Selbst- und Welteinschätzungen geben diese Konstitutionen das genaue Datum ihres Erlasses und des Inkrafttretens der einzelnen Gesetze an.

Tanta § 23: *Unser Recht aber, das wir in diesen Gesetzbüchern festgesetzt haben, das heißt, in den Institutionen oder Anfangsgründen sowie in den Digesten oder Pandekten, erhält, wie wir hiermit bestimmen, seine volle Geltungskraft am Ende unseres dritten höchst glücklichen Konsulats, noch in der zwölften, gegenwärtig laufenden Steuerperiode, und zwar am dritten Tag vor den Kalenden des Januar, und soll von da an für alle Zeiten gelten* [CIC 1995, 89].

In die christliche Zeitrechnung übersetzt ist das Datum der 30. Dezember 533. Die neue weltliche Ordnung des Justinian beginnt also zu Ende des 1. Jahres eines neuen komputistischen Zyklus von 532 Jahren [s. dazu Beaufort 2007, 317].

In Nebensätzen, die das vor Justinian herrschende Rechtschaos illustrieren, folgen drei der vier Konstitutionen ausdrücklich der Zeitrechnung „ab urbe condita“. Da der Leser in der Regel völlig auf die faktischen Inhalte der Erstellung und der Rechtsinhalte konzentriert ist, werden diese Sätze leicht überlesen bzw. nicht nachgerechnet.

*Denn die mit sich selbst in Widerspruch stehende Rechtssetzung der Römer von der Gründung des ersten Rom bis zu den Tagen unserer Herrschaft – ein Zeitraum, der sich auf **fast eintausendvierhundert Jahre** beläuft* [Dedoken, pr. in CIC 1995, 1].

*der lange Weg der Gesetze, der von der Gründung der Stadt Rom [...] das ganze alte Recht, das im Verlauf von **fast vierzehnhundert Jahren** in Unordnung geraten war* [Deo auctore, §1 zusammen mit § 5 in CIC 1995, 55/57].

*Es war nämlich eine staunenswerte Tat, die römische Rechtsordnung, die von der Gründung der Stadt Rom bis zu den Tagen unserer Herrschaft, also in einem Zeitraum von **fast eintausendvierhundert Jahren*** [Tanta, pr. in CIC 1995, 73; jeweils Hvhg. MK].

Nach Rechnung der Verfasserin ergeben sich zwischen -750 (gerundet) und Justinian allerdings nur knapp dreizehnhundert Jahre, nicht vierzehnhundert. Die Rechnung liegt um 1 Jahrhundert daneben!

Wo liegt der Irrtum? Kann es sein, dass all die Bearbeiter der Digesten, angefangen bei Tribonian über byzantinische und Bologneser Juristen bis zu

Mommsen und Wieacker, diesen Fehler schlicht übersehen haben? Mitnichten! Die Fußnote 344 bei Rubin belehrt uns über eine wissenschaftliche Betriebsanweisung des 16. Jh., an die sich das akademische Establishment bis heute hält. Als Editor seines Glossenkommentars von 1589 merkt Dionysios Gothofredo an: „Lies 1300 [...] Würde man nicht so lesen, ergäbe sich ein Rechenfehler von mehr als 100 Jahren“ [zit. n. Rubin 1960, 425, Anm. 344]. Mit anderen Worten heißt das: Problemwahrnehmung verboten, weil nicht sein darf, was nicht sein kann!

Liegt eine Verschreibung vor? Hat sich einer der Abschreiber doch nicht an das strenge Gebot des Kaisers gehalten und für Zahlenangaben römische Ziffern gewählt z.B. MCCC, wobei ihm die beiden letzten C's so verrutscht sein müssten, dass ein erneuter Abschreiber sie als D gelesen hat, also MCD? Danach müsste man sich wieder auf das kaiserliche Verbot besonnen haben und pietätvoll die Zahl in Buchstaben zurückverwandelt haben. Mag sein, dass so etwas bei ungeklärten Überlieferungsverhältnissen und Textverderbnissen vorkommt. Aber gleich dreimal ?!

Oder war zu Justinians Zeit das von Varro und Cato berechnete mythische Gründungsdatum der Stadt Rom (-753) nicht mehr bekannt? Sollten Justinian und sein Gelehrtenkreis übersehen haben, dass dieselbe Zeit, deren Juristen sie als Autoritäten anrufen – zwischen -100 und +250 –, Roms Tausend-Jahr-Feier unter Philippus Arabs im Jahr 248 kennt?

Die Neunhundert-Jahr-Feier Roms findet unter Antonius Pius statt, in den Digesten unzählige Male als entscheidender Kaiser erwähnt. Interessiert sich Justinian nur für materiell-rechtliche Zuordnung, obwohl doch gerade er die alte Größe Roms wieder herstellen will?

Meines Erachtens ist das Wissen um die mythische Romgründung seit Varro/Augustus weder zeitlich noch inhaltlich je verloren gegangen. Es besteht kein Zweifel: Der gesetzgebende Kaiser, der sich Justinian (Rechtsjünger) nennt und seine Gesetze 533 erlässt, verortet sich selbst bei ca. 633 n. Chr. auf der Zeitskala!

Jede der vier Konstitutionen ergeht im Namen Gottes und des Kaisers. Justinian schmückt sich in diesen vorangestellten Erklärungen mit Ruhmesnamen, deren Liste nachdenklich stimmt. In *Deo auctore* fehlt die Aufzählung der unterworfenen Völker, er bezeichnet sich nur pauschal als Sieger und Triumphator. Die anderen drei Konstitutionen nennen ihn wortgleich und in derselben Reihenfolge: Alamannicus, Gotthicus, Francicus, Germanicus, Anticus, Alanicus, Vandalicus, Africanus [CIC 1995, 1, 55, 61, 73].

Man könnte annehmen, dass der kaiserliche Stolz Siege über die nordwestliche byzantinische Bedrohung höher wertet, als die von Prokop ins Zentrum des justinianischen Zeitalters gestellten Vandalen- und Perserkriege. Ein „Parthicus“ fehlt völlig. Vergleicht man die angegebene Erlasszeit mit Pro-

kops Geschichtsdarstellung, ergibt sich ohnehin eine Zeitdiskrepanz. Laut Prokop liegt vor 533 nur der acht Jahre anhaltende „Ewige Friede“ mit den Persern von 532, die weiteren Kriege mit Eroberungen von Karthago und Italien beginnen erst Mitte der dreißiger Jahre [Börn 2007, 38 ff.] und werden in Italien erst in den 60er Jahren von Narses erfolgreich beendet. Die Selbstrühmung Justinians ist demnach recht prophetisch und optimistisch!

Der „Ewige Friede“ mit Persern/Parthern und die Eroberung Karthagos finden in den Vorreden der Konstitutionen *Dedoken* und *Tanta* Erwähnung, nicht in den anderen. Können all diese zeitlichen und sachlichen Unstimmigkeiten Hinweis auf eine Überarbeitung der Einführungskonstitutionen nach 633 sein, dem Datum der justinianischen Selbstverortung laut Rechnung „*ab urbe condita*“?

Prokop

Selbst den rebellischen Chronologiekritikern ist Justinian ein sicherer Eckpfeiler der Realgeschichte [Illig 2000, 67]. Über keinen spätantiken Herrscher sind wir Dank seines geschichtsschreibenden Zeitgenossen Prokop so gut unterrichtet. Von diesem sind drei große Werke aus ganz unterschiedlichen Genres über uns gekommen. Ihre Originaltitel sind unbekannt. Nach neuzeitlicher Namengebung sind dies:

- I. Die *Historien* oder *De bellis* – eine stilistisch stark an Thukydides und Herodot orientierte Kriegsgeschichte in acht Büchern, je zwei über Perser- und Vandalenkrieg, drei über den Gotenkrieg und eins über alle Kriegsschauplätze bis 552. Die Perserbücher enthalten zentrale Exkurse über den Nika-Aufstand von 532 und die große Pest in Konstantinopel von 542. Prokop berichtet als Sekretär des Oberbefehlshabers Belisarius. Lob gilt wesentlich ihm, während er Justinian distanzierter sieht.
- II. Die *Bauwerke* oder *De aedificiis* – eine Ruhmpreisung des großen Kaisers Justinian anhand seiner steinernen Monumente, allen voran der Hagia Sophia und weiterer Hauptstadtkirchen sowie diverser Militärbauten an der persisch-armenischen Grenze und in Nordafrika. Im Vorübergehen wird auch das justinianische Gesetzeswerk erwähnt. Italien taucht in der Bauliste nicht auf. In Sprache und Toposverwendung ist Prokop wieder stark antikisierend und auf seine zeitlich weit entfernten Vorbilder fixiert.
- III. Die *Geheimgeschichte* oder *anekdota* – verspricht in ihrem Vorwort die „wahren“ Gründe für die Kriege der *Historien* zu benennen, verliert sich aber schnell in wüsten Schilderungen des kaiserlichen Privatlebens, besonders der Theodora und des Belisarius und seiner Frau. Auch der politische Justinian wird wie ein Dämonenfürst gezeichnet. Prokop bedient hier ein Publikumsinteresse wie die heutige Regenbogenpresse. Der Stil entspricht den anderen Werken.

Von den modernen Historikern wird Prokop im Gegensatz zu früher für eine problematische Quelle gehalten [Börm 2007, 13]. Die erst im 17. Jh. wieder entdeckten *anekdota* hätte man liebend gerne einem anderen Autor zugewiesen. Sie machen die modernen Gelehrten bis heute wütend, aber man hat sich inzwischen mit Averil Cameron darauf geeinigt, jedes einzelne Werk sei Ausdruck eines unterschiedlichen gesellschaftlichen Aspekts und Prokops persönlicher Wahrnehmung seines Zeitalters [Cameron 1996, 49 ff.]. Erst Autoren des 10. Jh. beziehen sich überhaupt auf die *anekdota*. Laut Cameron zeichnet Prokop das justinianische Zeitalter als gesellschaftlich zutiefst zerrüttet und Justinian als Autokrat, der gegen Adel und einflussreiche monophysitische Kirche wie zur Ablenkung von wirtschaftlichem Desaster Kriege braucht. Ihre Beschreibung entspricht über weite Strecken der gleichen Vorstellung, die das Zeitalter der herakleischen Dynastie (610–695) hervorrufen [Ostrogorsky 1996, 75 ff.].

Problematisch oder nicht, Prokop ist unverzichtbar! Wollen wir überhaupt etwas über 5. und 6. Jh. erfahren, ist er „für viele Ereignisse – nicht nur in Bezug auf das Sasanidenreich – unser einziger Zeuge“ [Börm 2007, 13]. Henning Börms Doktorarbeit zur Beurteilung der römisch-sasanidischen Beziehungen im Werk Prokops enthüllt trotz Beschönigungen durchweg Prokops Unzuverlässigkeit und – soweit an anderen Quellen prüfbar – Falschinformation. Die Existenz des neupersischen Sasanidenreichs unter Chosrau und Nachfolgern bis zum Sieg des Islam gerät entgegen Börms eigener Absicht ganz erheblich ins Wanken. Nach ihm schildert Prokop Persien oftmals als Spiegel von Byzanz, z.B. den Nika-Aufstand. Parallele zeitnahe Quellen existieren nicht [Börm 2007, 69]. Erst im 10. Jh. berichten arabische Autoren über den Sieg des Islam und dessen Vorgeschichte, wobei sie große Quellennähe zu Prokop bzw. seinen Fortsetzern wie Agathias, Theophylakt u.a. zeigen. Doch trotz aller kritischen Diagnose bescheinigt der Doktorand Börm dem unentbehrlichen Prokop regelmäßig zu Kapitellende „immerhin plausibel“ zu sein [z.B. ebd., 176]. In der Regel gründet sich diese Plausibilität auf Quellen der Makedonenzeit, oftmals auf Konstantin VII. Porphyrogenetos' Zeremonienbuch.

Die Existenz eines Justinian in der Realzeit des 6. Jh. ist bei Illig unmittelbar an kunsthistorische und archäologische Belege für Bauten und Mosaikarbeiten geknüpft, die ihrerseits durch den Bautenkatalog in Prokops *Bauwerken* vermittelt werden [Illig 2000, 67 ff.].

Justinians Bauprogramm ist laut *Bauwerke* gigantisch und umfasst beinahe das ganze Reich außer Italien. Die Bücher IV und V bestehen nur aus Aufzählungen, ohne jede Charakterisierung z.B. der Landschaft, der Logistik oder des genaueren Aussehens und der besonderen Funktion. Aber auch die wenigen Ausnahmen wie die Hagia Sophia werden weitgehend vom Gefühl

her beschrieben, um dann mit Legenden zu Justinian selbst, aber auch zu Heiligen überprägt zu werden.

Justiniana Prima, die städtische Neugründung an seinem Geburtsort, wird nur sehr allgemein mit den Anlagen, die eine römische Stadt gemeinhin hat, beschrieben, weshalb sich bis heute verschiedene Orte in Serbien um den Stadtgründer streiten; zur Zeit liegt Caricin Grad in der Gunst vorn [wikipedia].

Meines Erachtens ist der Bautenkatalog auch im Verein mit nachgewiesenen Bauwerken des 6. Jh. allein kein Beweis für die justinianische Existenz im selben Zeitraum, schon gar nicht für die gleichzeitige Existenz eines Prokop. Die archäologische Evidenz wird gleichsam durch die pergamentene Kalibrierung an Prokop unterwandert! Natürlich wird im realen 6. Jh. von Herrschern und Privatmäzenen gebaut, z.B. die Polyeuktoskirche und diverse andere hauptstädtische Bauten, die Anicia Juliana (ca. 460–530) zugeschrieben werden.

Prokops Existenzbestätigung liefert einzig sein ebenso fraglicher Fortsetzer Agathias. Eindeutig kann Prokops Biografie nur seinen Werken selbst entnommen werden:

Er ist im samaritanischen Caesarea geboren. Er wurde Sekretär des Feldherrn Belisar, als dieser Befehlshaber der persisch-armenischen Grenzfestung Dara war. Er nimmt in dieser Funktion am Vandalenfeldzug in Afrika teil und erledigt Spionageaufträge in Syrakus. Er begleitet Belisar gegen die Goten nach Italien und erlebt die erste vorübergehende Einnahme von Ravenna. Zur „Justinianischen Pest“ ist er wieder in Konstantinopel. Alles beruht auf Aussagen, die speziell die geeignete Zeitzugenschaft Prokops belegen, aber kein Detail zur Persönlichkeit preisgeben. Generationen von Historikern haben ohne Erfolg versucht, Prokop anderweitig im historischen Umfeld zu erden. Es bleibt nur seine Selbstaussage greifbar – und damit kann man jede Zeitreise antreten!

Der Vergleich zwischen Prokops historischen Gemälden und den Aussagen der Einführungskonstitutionen zeigt eine zeitlich und teilweise auch sachlich mangelnde Kongruenz ihrer gesellschaftlichen Bühnenbilder. Prokop erscheint nicht in der Realzeit des Gesetzgebungsaktes verankert, sondern er scheint aus späterer Perspektive zu schreiben. Indizien für eine Überarbeitung des Gesetzeskomplexes verdichten sich zu dem Verdacht, die „neue weltliche Ordnung“ des kaiserlichen Gesetzes sei gezielt dem computistischen Weltzeitbaustein von 532 Jahren, nach dem Himmels- und Erdkalender in Übereinstimmung sind, ebenso wie der heilsgeschichtlich-christlichen Endzeiterwartung angepasst worden. Das kalendarisch-heilsgeschichtliche Motiv ist bei Beaufort [2007, 317] zuerst ausführlich diskutiert.

Ergebnis

Die Überlieferung des Römischen Rechts, insbesondere der *Digesten*, zeigt eine mehrhundertjährige Lücke in Ost und West. Wie die Weitergabe überhaupt erfolgt ist, bleibt der herrschenden Meinung unerklärlich. Legt man wie Illig u.a. drei fiktive Jahrhunderte zwischen 7. und 10. Jh. zu Grunde, schwindet dieses Problem. Die Fantomzeittheorie bewährt sich auch in der Rechtsgeschichte! Starke Indizien weisen auf eine ursprüngliche Entstehung des Gesetzeskomplexes CIC sowohl im 7. Jh., als auch auf die ersten drei Herrscher der Makedonen im 10. Jh. hin.

Prokop verliert seine Zeitzeugenschaft und belegt im Verein mit der Selbstaussage der *Konstitutionen* einen Transfer des Gesetzgeberattributes „Justinian“ auf einen 'überprägten' Herrscher im realen 6. Jh. Das Motiv dafür ist die Anbindung der weltlichen Alltagsgeschichte an Astronomie und christliche Heilsgeschichte.

Literatur

- Beaufort, Jan, 2007, Wer erfindet historische Zeit? Überlegungen zum Motiv der Zeitfälschung, in *Zeitensprünge* 19 (2) 317-332
- Börm, Henning, 2007, *Prokop und die Perser*, Stuttgart
- Cameron, Averil, 1996, *Procopius and the sixth century*, London
- Corpus Iuris Civilis (CIC)* Bd. II; 1995, Text und Übersetzung (Hg. Okko Behrends, Rolf Knütel, Berthold Kupisch, Hermann Seiler), Heidelberg
- Fuhrmann, Manfred, 1994, *Rom in der Spätantike*, Zürich
- Illig, Heribert, 1992, Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine beglaubigte Fälschungaktion und ihre Folgen, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4/5) 132-139
- 1994, *Hat Karl der Große je gelebt?* Gräfelting
 - 2000, *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- Lange, Hermann, 1997, *Römisches Recht im Mittelalter, Bd. I: Die Glossatoren*, München
- Niemitz, Hans-Ulrich, 1991, Fälschungen im Mittelalter, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (1) 21-35, Gräfelting
- Ostrogorsky, Georg, 1996, *Byzantinische Geschichte*, München
- Rubin, Berthold, 1960, *Das Zeitalter Justinians*, Berlin
- Wieacker, Franz, 2006, *Römische Rechtsgeschichte Zweiter Abschnitt*, aus dem Nachlass herausgegeben von Josef Georg Wolf, München
- Wikipedia unter http://de.wikipedia.org/wiki/Justiniana_Prima

MarianneKoch1@gmx.de

Staurothek Fieschi-Morgan

Byzantinisches Reliquiar erzwingt Phantomzeit

Gerhard Roesse

Ein kleiner Reliquienschrein, die Staurothek Fieschi-Morgan, wird abwechselnd ins 7. oder 9./10. Jh. datiert; die Zeit dazwischen muss wegen des Bilderstreits ausgeschieden werden. So kann das Kästchen sinnvoll nur datiert werden, wenn es eine frühmittelalterliche Phantomzeit gibt.

Überlieferungsgeschichte

Ugo **Fieschi**, Graf von Lavagna, 1178–1205, dürfte das Reliquienkästchen 1204 beim großen Raubzug der christlichen Lateiner gegen die christlichen Byzantiner vom Bosphorus entführt haben. Von ihm dürfte die Staurothek – der griechische Begriff verbindet staurós (Kreuz) mit theca (Behälter) – auf seinen Sohn, den späteren Papst Innozenz IV. (1243–1254) übergegangen sein. Der schenkte die enthaltene Reliquie an seine neu erbaute Basilika San Salvatore zu Lavagna und behielt das kostbare Emailkästchen für sich. Ein anderes Mitglied der Familie, Gräfin Alessandra Thellung de Courtelari, dürfte Reliquiar und den es bergenden romanischen Elfenbeinschrein 1887 an Baron Albert von Oppenheim, Köln, verkauft haben.

Aus dem Besitz v. Oppenheims erwarb John Pierpont **Morgan** das Reliquiar, um es 1917 an das *Metropolitan Museum of Art* in New York weiterzugeben, das es seitdem verwahrt.

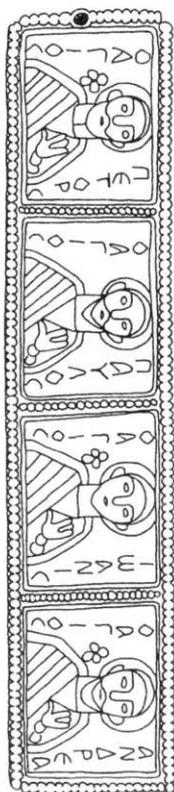
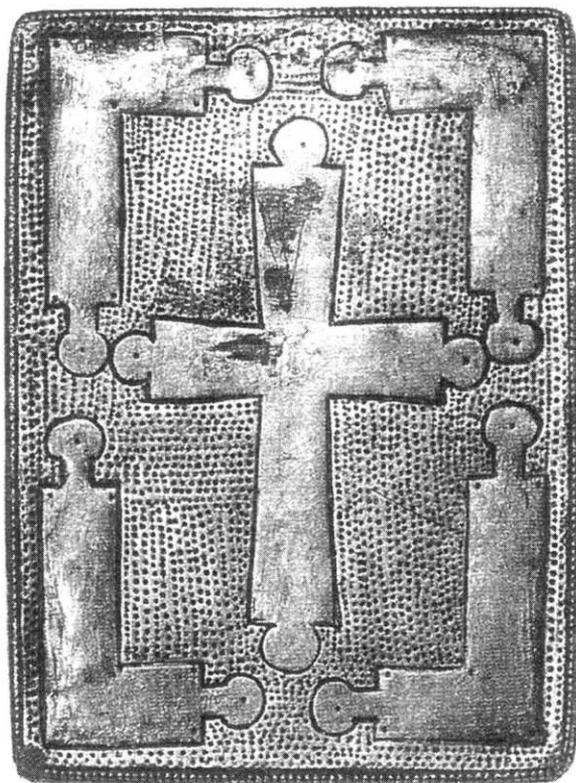
Materialien

Das kleine Kästchen zeigt in der Aufsicht eine emaillierte Kreuzigungsszene, die von 14 Heiligenbüsten umgeben wird. Der Grundton ist transluzid grün, Kreuzbalken und Gewänder sind hellblau, die Gewänder Christi und Mariä dunkelblau. Das Reliquiar besteht im Kern aus Silberblech, an den Kanten und in den Flächen zwischen den einzelnen Emailtäfelchen ist es mit vermutlich gegossenen Perlstäben besetzt. Aus Goldblech sind die Blechkästchen geformt, in welche die Emailmasse eingeschmolzen wurde. Zur Gussvorbereitung wurde als Lötmittel Chrysokolla, wörtlich Goldkleber, aus pulverisiertem Malachit benutzt. Die Emailpasten bestanden aus farbigem Glas (Quarzsand), Soda, Pottasche, Kaliumkarbonat und Metalloxiden als Farbpigmenten. Die Metalloberflächen wurde mit Niello (Nigellum, gebranntem Silber) dekoriert. Je nach Material – Messing, Bronze, Gold oder Silber – ergibt sich eine graue, dunkelbraune bis tiefschwarze Niellomasse. Sie wird in die ziselierten

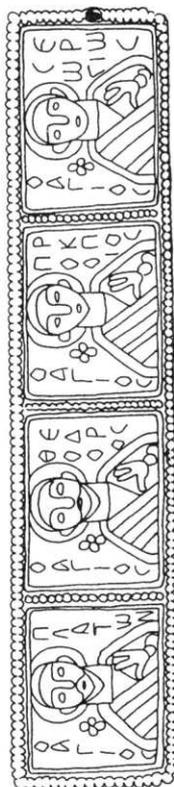
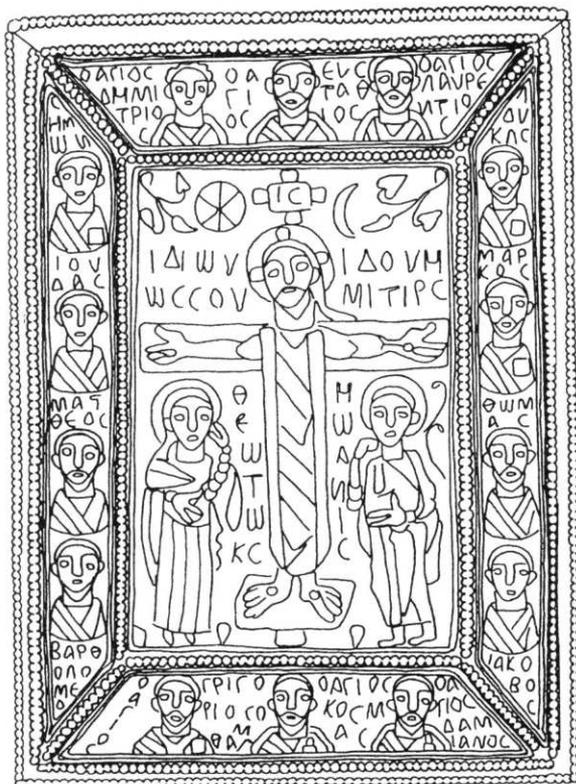
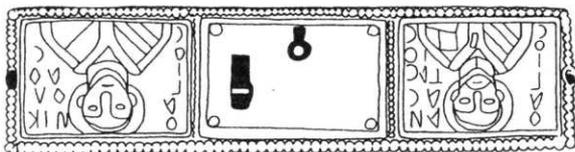


Staurthek Fieschi-Morgan; Metropolitan Museum, New York [Haseloff 65]

Zeitensprünge 1/2008 S. 147



Abwicklung der Staurothek im Maßstab 1 : 1 [Zeichnung G. Roesse]



Ornamente eingedrückt, mit Holzkohlenfeuer eingebrannt und zum Schluss plan geschliffen und poliert. Diese Technik war schon den alten Ägyptern geläufig.

Die Staurothek

Für das Kästchen wurde eine flache Quaderform gewählt, mit den Abmessungen 10,4 x 7,4 x 2,2 cm. So ergeben sich auf dem Deckel fünf, auf den Langseiten jeweils vier und auf den kurzen Seiten je drei Felder. Die Innenseite des Schiebedeckels ist mit vier Niellofeldern geschmückt, die Unterseite des Kästchens mit einem in Silberblech eingepunzten Kreuz.

Das nach dem Goldenen Schnitt gestaltete Hauptfeld des Deckels bringt die Kreuzigung zur Darstellung. Dieses größte Feld wird von vier trapezförmigen Randfeldern umgeben, die insgesamt 14 Heiligenbüsten zeigen. Ihre Anordnung soll den Eindruck eines Pyramidenstumpfes erwecken, auf dessen Oberfläche der gekreuzigte Heiland, Maria und Johannes dargestellt sind. Auf den Längsseiten sind weitere 14 Heiligenbüsten abgebildet, wobei eine durch das später eingebaute Schloss ersetzt worden sein dürfte. Diese Büsten sind einheitlich gestaltet, aber durch ihre – orthografisch nicht immer korrekte – Beschriftung unterschieden; außerdem sind neun von ihnen durch ein kleines, sonst nicht übliches Kreuz aus vier Kreisen über der rechten Schulter ausgezeichnet. Es tritt bei den Heiligenbüsten auf dem Deckel nicht auf, die bei reduzierter Größe gleich gestaltet sind.

Auf dem Deckelinnenseite sind, gut geschützt, Verkündigung, Geburt, (eine zweite) Kreuzigung und die Auferstehung in Niello-Technik dargestellt.

Datierungshinweise

Diese Staurothek ist ein singuläres Werk, das mit keinem ähnlichen Objekt verglichen werden kann. Auch der Vergleich mit zeitlich nahe stehenden Objekten ist schwierig, weil die Forschung sich auf keinen eng begrenzten Zeitraum einigen konnte, geschweige denn auf einen Zeitpunkt.

„Das Verbot des Ikonoklasmus, biblische Personen figürlich darzustellen, hatte zur Folge, daß wir nicht nur aus der eigentlichen Zeit des »Bilderstreites« (730–843) keine figürlichen Darstellungen der byzantinischen Kunst haben, sondern daß auch die vor dieser Zeit entstandenen Figurenbilder im Zuge der Bilderfeindlichkeit zerstört worden sind. Nur ein einziges Denkmal scheint der Zerstörung entgangen zu sein, die sogenannte *Staurothek Fieschi-Morgan*“ [Haseloff, 34].

Bei ihren Darstellungen sind Qualitätsunterschiede in den Personendarstellungen in Niello und Email feststellbar. Üblicherweise werden solche Diskrepanzen so erklärt: Ein Objekt mit weniger guten Darstellungen sei älter als eines

mit besseren, oder es stamme aus der Provinz, das andere hingegen aus der Metropole. Hier fallen solche 'Kurzschlüsse' schwer, weil sich beide Qualitäten 'ungeschieden und unvermischt' an ein und demselben Gegenstand finden. Anna Kartsonis [1986] mutmaßt deshalb zwei Kunsthandwerker: Der Emailleur konnte kein Griechisch und stammte weder aus Konstantinopel noch aus einer anderen bekannten, westlichen Emailtradition. Der Niellator konnte hingegen Griechisch und stammte aus der Hauptstadt. Kartsonis gibt als Begründung für ihre Datierung (800–825) eine durchgängige konstantinopolitanische Tradition der Bildmotive der Staurothek; sie bestehe nur dort.

Doch das mag daran liegen, dass Kunsthistoriker stets die guten Arbeiten der Metropole zuweisen. Spekulativ bleiben Herstellungsort und -zeitpunkt der Staurothek, genauso wie bei den vorgebrachten Referenzobjekten. Technische Merkmale ergeben kein genügend engmaschiges Zeitraster; die Individualität des Urhebers wird nicht berücksichtigt, zumal sich individuelle Eigenwilligkeiten nicht von modischen oder regionalen Standards scheiden ließen.

Auch der Auftraggeber bleibt im Dunkeln. Ihm lag offenbar nichts an korrektem Griechisch bei den Beschriftungen. Die Auswahl der Heiligen lässt einen vagen Schluss zu: Da sieben Soldaten und drei Ärzte unter ihnen waren, könnte es sich beim Auftraggeber um einen Offizier handeln, der gegen Verletzungen geschützt sein wollte. Dazu würde eine Kreuzesreliquie passen, die für die Überwindung des Todes steht, zumal es sich um eine Blutreliquie gehandelt haben dürfte, weil das damals populäre rote Email als Konkurrenz zur Blutfarbe fehlt.

Theologische Erwägungen

Rosenberg hat 1922 gezeigt, dass die getroffene Heiligenauswahl zu 63 Prozent mit einer bestimmten syrisch-melkitischen Heiligenlitanei übereinstimmt. Zwar ist der Grad an Übereinstimmung nicht signifikant, doch wollen wir einen Blick auf das theologische Umfeld werfen. Wir geraten in den Streit um die Doppelnatur Jesu. 451 hat sich die Kirche beim Konzil von Chalzedon darauf festgelegt, dass er gleichermaßen göttliche und menschliche Natur hatte, die sich „ungeschieden und unvermischt“ zusammengefunden haben, wie im nassen Schwamm Tierskelett und Wasser. Die Vertreter der Ein-Naturen-Lehre, die Monophysiten, gehen dagegen nur von einer einzigen gott-menschlichen Natur aus; für sie ist Jesus Gott, sein Menschsein dagegen nur Schein.

Im Byzanz des 5./6. Jh. verschiebt sich die Dominanz mehrmals. Nach Chalzedon schließt sich Kaiser Anastasios I. (491–518) den Monophysiten an. Sein Nachfolger Justin I. fördert dagegen die melkitische Richtung, worauf Justinian I. (527–565) die Monophysiten blutig verfolgen lässt, bis er

wegen seiner Gattin Theodora einlenkt. Doch 536 gibt es eine Spaltung: in Kaisernähe die melkitische Zwei-Naturen-Lehre, die monophysitische Lehre in den Kirchen Syriens, Palästinas und Ägyptens. 542 lässt der Kaiser dann eine Weihe zweier monophysitischer Bischöfe zu, um den Staat gegen die Perser zu einen.

Die Beschriftung der Marienfigur als „Mutter Gottes“ (theotókos), wie sie die Staurothek zeigt, wird üblicherweise als monophysitisch interpretiert, soll sich aber erst im Bilderstreit durchgesetzt haben [Sander 46]. Doch da auch der Tassilo-Kelch, gemeinhin um 780 datiert, die Kürzel für „Gottesgebäerin“ trägt, und so der Arianismus allemal bis ins fiktive 8., also reale 10. Jh. ausstrahlt, ist hier für oder gegen die Phantomzeit kein Argument zu gewinnen.

Im Übrigen war die Ikonographie der Staurothek Fieschi-Morgan zum frühestmöglichen Zeitpunkt der Entstehung des Objektes bereits so weit entwickelt, wie sie sich uns zeigt; das gilt auch für die Auferstehungs-Darstellung. Die Szenen aus dem byzantinischen Festkalender waren bis ca. 950 zu festen Bestandteilen der Ikonographie geworden, und sie wurden erst danach langsam umgewandelt. Unter anderem nimmt dann der Größenunterschied zwischen Christus und den anderen Figuren ab.

Vergleichsobjekte

Wie das Zitat Haseloffs oben gezeigt hat, kann es nur wenige Vergleichsobjekte geben, und sie sind selbst nur schwer zu datieren. Das hat Ulrike Sander jüngst [2007, 45] noch einmal bestätigt.

Die zeitliche Untergrenze scheint vergleichsweise leicht bestimmbar: Sie wird durch den Tod des abgebildeten Anastasios I. von Antiochia (599) festgelegt, durch vergleichbare *Pilgerampullen* aus Monza, die ans Ende des 6. Jh. datiert werden, und ein bronzenes *Reliquienkreuz* aus dem *Museum of Art Rhode Island*, das laut Beischrift bei 590 gesehen wird; zudem durch den *Rabbulakodex* von 586 [vgl. Roese 2000, 29].

Schwierig wird es mit späteren Vergleichsstücken. Das *Martvili Triptychon* aus Tbilisi (Georgien) wirkt in technischer wie künstlerischer Hinsicht ausgereifter als die Staurothek, wird aber von Wessel und Haseloff [35] im ausgehenden 8. Jh. angesiedelt, von Sander [45] im 9. Jh. Die Niello-Arbeit auf seiner Rückseite könnte sogar aus dem 10. Jh. stammen [Lucchesi-Palli 1962].

Es folgt das *Chachuli-Triptychon* aus demselben Museum, das gerade bei der Kreuzigungsszene [Haseloff 67] viel reifer wirkt, aber ohnehin ins spätere 9. Jh. gesetzt wird. Eingefügt worden seien ältere Medaillons aus der Zeit nach 843 [ebd., 35].

Weiter existiert das *Reliquiar aus Sitten* (CH) mit feineren, differenzierteren und naturgetreueren Emails als jenen der Staurothek, doch sind auch sie

zum Teil in Zweitverwendung angebracht. Ihre Datierung durch Lucchesi-Palli auf 780/99 ist genauso fraglich wie die der Staurothek.

Das *Emaillkreuz von Papst Paschalis I.* wird im Schatz der *Capella Sancta Santorum* verwahrt. Es wurde von P. Lauer ins späte 5., frühe 6. Jh. eingestuft, dann Paschalis I. zugeordnet, also der Zeit von 817 bis 824. Es wird trotzdem durch das *Lexikon der christlichen Ikonographie* überraschend vage dem 8./9. Jh. zugerechnet, von Haseloff [77] der Zeit um 800, während eine Unterströmung beim 6. Jh. bleiben möchte [vgl. Siepe 2001, 254].

Herangezogen wird auch das Mailänder *Antependium von Volvinus*, das auf 850 datiert wird. Doch gibt es andere Expertisen von Zimmermann und Kondakov, die das späte 12./frühe 13. Jh. nennen [vgl. Siepe 2002, 97].

Petkova behauptet 1976, die Niello-Arbeiten der Staurothek, des Reliquienkreuzes von *Vicopisano* und des *Enkolpions aus Pliska* stammten von ein und demselben Niellator. Diese Annahme erscheint mutig, nachdem wir so wenige zeitgenössische Werke und praktisch keinen Handwerker kennen; sie hilft aber kaum weiter, da wir auch die anderen Werke kaum genauer als ins 9./10. Jh. datieren können.

Anzufügen ist der Bucheinband aus der *Bibliotheca Marciana*, Venedig, der dem 9. Jh. oder dem Anfang des 10. Jh. zugeordnet wird, um Ähnlichkeiten mit einer Votivkrone zu entsprechen, die mit Leon beschriftet ist und Leo VI. (886–912) zugeordnet wird [Sander 45]. Der Bucheinband besteht ebenfalls aus Silberblech, Emailinlagen, Perlen und Glas und zeigt eine ganz ähnliche Kreuzigungsszene mit Christus im Kolobium, also nicht nackt, sondern in einem Unterkleid, dazu feiner ausgearbeitete Heiligenbüsten [Roth, Tafel 13; Haseloff 69]. Das Mittelfeld wird von einem linearen Zellenwerk in Form gleicharmiger Kreuze umgeben. Weil es an die Eligius-Werkstatt gemahnt, dieser Goldschmied jedoch 589–659 gelebt haben soll [vgl. Wandruszka], braucht es eine massive Einschränkung: „Aufgrund dieser Beobachtung wird man aber kaum für eine Datierung der Rahmungen des Bucheinbandes in diese Zeit [7. Jh.] eintreten können“ [Roth, 265]. Haseloff [35] sieht den Bucheinband ganz anders:

„Mit diesen Emailarbeiten werden zum erstenmal Ganzfiguren dargestellt. Die gute Qualität, die ‚sichere Proportionierung der Figuren‘ und die ‚einfache, aber sehr organische Innenzeichnung‘ zeigen die Entwicklung des byzantinischen Emails in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts an. Die Ikonographie der Kreuzigung weist, wie A. Grabar aufgezeigt hat, auf eine Entstehung in Konstantinopel in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts hin.“

Haselhoff hat bei dieser Überlegung bereits vergessen, dass er nur eine Buchseite vorher die ersten Ganzfiguren dem 7. Jh. zugeordnet hat, nämlich die der Staurothek. Er hat an dieser Stelle auch übersehen, dass er die Ganzfigu-

ren auf dem Paschalis-Kreuz der Zeit um 800 zuordnet (s.o.). Und er macht keinen zeitlichen Unterschied bei Rahmung und Mittelfeld, sondern schließt sich der Datierung Wessels [1967, 63] an.

Datierungen der Staurothek

In der Literatur werden zwei mögliche Datierungszeiträume angesprochen: Einmal die Zeit zwischen 570 und 730, zum anderen die Zeit zwischen 843 und 950 – dazwischen aber liegen 113 Jahre des Bilderstreits, der in Byzanz keine Darstellung des Heilands zuließ und auch keine überdauern ließ – was nur Kartsonis ignorierte.

Nach 599: Einen möglichen Hinweis zur zeitlichen Untergrenze gibt die Darstellung des hl. Anastasios. Der erste Bischof von Antiochia dieses Namens ist 599, der zweite 609 gestorben. Zwar ist die Zuweisung nicht hinreichend, trotzdem lässt sich 599 als Datum post quem setzen.

7. Jh.: Generell für das 7. Jh. haben sich entschieden: M. *Rosenberg* [1922], M. Ch. *Ross* [1964], K. *Wessel* [1967] und G. *Haseloff* [1990, 34], der deshalb die Staurothek als einzige 'Überlebende' des Bildersturms sieht (s.o.):

650–700: Für diese Zeitspanne votiert *Lucchesi-Palli*, wegen dem ausgesprochen altertümlichen Eindruck vor allem des Abstiegs zur Vorhölle.

721–730: Für die Zeit nach der Zerstörung Jerusalems, aber vor 730 votiert M.E. *Frazer* [1977] wegen „archaisierender Darstellung“, die allerdings aus Mangel an Vergleichsmaterial nicht nachweisbar ist.

– Die Auferstehungsdarstellung auf der Deckelinnenseite könnte ebenfalls einen Datierungshinweis erbringen. Doch da sie Kartsonis für die älteste auf einem Reliquiar hält, ist hieraus kein Argument zu gewinnen.

9./10. Jh.: D. Buckton [1982]

843–950: Für diese Zeit plädiert Dontcheva *Petkova* [1976; alle Angaben aus Haseloff 34].

Bis 1000: Ein noch späterer Zeitansatz wird wegen der großen, gestikulierenden Hände allenfalls bis 1000 gesehen, da bis dahin Buchmalereien auf der Reichenau Parallelen böten [Lucchesi-Palli 1962]. Danach verschwindet auch das Motiv des überwundenen Hades unter den Füßen Christi aus den Darstellungen [ebd.].

800–825: Einzige, jedoch unzulässige Ausnahme während des Bilderstreits bildet der Datierungsvorschlag von A. *Kartsonis*, der sich auf Vergleiche mit dem Martvili-Triptychon, dem Chachuli-Triptychon und dem Reliquiar aus Sitten bezieht, aber nicht nur für die Staurothek zum Scheitern verurteilt ist. Kartsoni muss sogar eine „antiikonoklastische Opposition“ unter-

stellen, um das Kästchen in der 'goldenen Mitte' zwischen 7. und 10. Jh. anzusiedeln. Gleichwohl hat sich D. Buckton [1988, 235-244], dann U. Sander 2007 [41] mit einem „[soll] aus dem Anfang des 9. Jh. stammen“ angeschlossen.

Fazit

Die Schwierigkeiten bei Einordnung und Datierung nicht nur der Staurothek, sondern auch der wenigen anderen Emailkunstwerke aus dem 7. bis 10. Jh. werden gegenstandslos, wenn wir unter Berufung auf die Phantomzeitthese davon ausgehen, dass das 7. Jh. ins 10. Jh. übergeht. Denn in diesem Fall lässt sich die Staurothek widerspruchsfrei in den 50 Jahren zwischen 600||900 und 950 ansetzen.

Wann werden die Fachgelehrten wenigstens versuchsweise diesem Gedanken nähertreten? Ich erinnere mich an meine einschlägige Seminararbeit. Als ich den Assistenten fragte, ob ich die Phantomzeitthese erwähnen könne, bejahte er, fügte aber hinzu: „Wenn der Name Illig fällt, ist die Arbeit unten durch.“ Insofern lässt sich zur kunsthistorischen Methode des Vergleichens und Übernehmens anmerken:

Es gibt kein wissenschaftliches Instrumentarium, mit dessen Hilfe man Einflussgrößen wie persönliche, menschliche Schwächen eines Geisteswissenschaftlers und oft unbewusste, erkenntnisleitende Interessen seitens des Fragenden und des Antwortenden erkennen, quantifizieren und gegebenenfalls 'aus dem Ergebnis herausrechnen' kann. (In den Naturwissenschaften nennt man dies Fehlerabschätzung.) So müsste man also auf die Ergebnisse der Wissenschaftshistoriker warten, die mit gehörigem zeitlichen Abstand auf unsere Ergebnisse schauen, um aus diesen auf die Gesellschaft zu schließen, der sie entsprungen sind.

Literatur

- Buckton, D. (1982): The Oppenheim or Fieschi-Morgan Reliquary in New York and the antecedents of Middle Byzantine Enamel. In: *Abstracts of the 8th Annual Byzantine Studies Conference* 1982, 35 f.
- (1988): Byzantine Enamel and The West; in *Forsch.* 13, 235-244
- Haider, Peter W. (1996): *Religionsgeschichte Syriens, von der Frühzeit bis zur Gegenwart*; Stuttgart · Berlin · Köln
- Haseloff, Günther (1990): *Email im frühen Mittelalter. Frühchristliche Kunst von der Spätantike bis zu den Karolingern*; Marburg
- Kartsonis, Anna (1986): *Anastasis. The Making of an Image*; Princeton, New Jersey
- Lucchesi-Palli, Elisabetta (1962): Der syrisch-palästinensische Darstellungstypus der Höllenfahrt Christi; in *Römische Quartalschrift* Bd. 57
- Mazal, Otto (1997): *Handbuch der Byzantinistik. Geschichte · Religion · Gesellschaft*

· Sprache · Kunst; Wiesbaden

Roese, Gerhard (2000): *Die Staurothek Fieschi-Morgan*; Mainz (Seminararbeit)

Rosenberg, Marc (1922): *Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage*; Frankfurt am Main

Roth, Helmut (1986): *Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter. Archäologische Zeugnisse von Childerich I. bis zu Karl dem Großen*; Stuttgart

Sander, Ulrike (2007): *Der ältere Lindauer Buchdeckel in seinen originalen Bestandteilen*; Bonn (Dissertation, im Internet)

Siepe, Franz (2001): Marianisches bei Papst Paschalis I.? in *Zeitensprünge* 13 (2) 253-257

- (2002): *Fragen der Marienverehrung*; Gräfelfing

Wandruszka, Nikolai (2004); Der erste Hufschmied; in *Zeitensprünge* 16 (1) 104-124

Wessel, Klaus (1967): *Die byzantinische Emailkunst vom 5. bis 13. Jahrhundert*; Recklinghausen

Gerhard Roese, 64285 Darmstadt, Martinstr. 72

art@gerhardroese.de

Vom Paradies ein heller Schein aus Elfenbein

Katalogrezension und Ausstellungsbesprechung

Franz Siepe

Theo Jülich (2007): *Die mittelalterlichen Elfenbeinarbeiten des Hessischen Landesmuseums Darmstadt*, Schnell und Steiner, Regensburg, 256 S., 215 Farb-, 28 s/w-Abb., ISBN 978-3-7954-2023-9. Katalog/Begleitband zur Ausstellung *Vom Paradies ein heller Schein ...*, Ausstellung des Erzbischöflichen Diözesanmuseums Paderborn in Zusammenarbeit mit dem Hessischen Landesmuseum Darmstadt. 15. Februar bis 7. September 2008. [= J.]

Als ich jüngst in der Literaturbeilage der FAZ eine Rezension aus der Feder des Berliner Mittelalterhistorikers Michael Borgolte las, in der er die Echolosigkeit seines Wirkens beklagte, beschlich mich ein wunderlich-wehmütiges Gefühl der Solidarität: Hatte ich denn nicht selbst vor wenigen Jahren noch meinem Zweifel am Sinn meiner/unsere Bemühungen um Aufklärung mittelalterlicher Verhältnisse verzagenden Ausdruck verliehen, als ich – ebenfalls echolos – ins imaginierte ZS-Auditorium hineinrief: „Wie verkraften wir es, dass all die Mühe und all der Ernst unseres Forschens von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit schlichtweg nicht wahrgenommen wird?“ [Siepe 2004, 314]

Und nun vernehme ich aus dem Munde des hohen Leidensgenossen Borgolte die Klage darüber, dass auch er, dass auch die akademische Mediävistik sich im Abseits sieht – im Abseits einer öffentlichen Aufmerksamkeit, die sich massenhaft an Events wie Wikingerspielen oder Mittelaltermärkten mit Gauklern, Mönchen und Marketenderinnen delektiert. „Die Mediävisten, Experten für die Zeit von Augustinus bis Luther,“ so Borgolte in seinem aus Klage und Selbstanklage gemengten Lamento,

„werden dafür nicht gebraucht. Hilflös wenden sie sich ab, vertiefen sich in ihre Handschriften und tragen auf ihre Weise zum Mittelalterboom bei; denn noch nie wurde so viel Wissenschaftliches über ihre [?] Zeit publiziert. Und trotzdem sind die meisten Historiker des Mittelalters unglücklich; sie leiden an der akademischen und öffentlichen Geringschätzung ihrer Kennerschaft, auch der eigenen Sprachlosigkeit gegenüber dem Publikum und richten sich auf einen langen Todeskampf unter dem Panier der lateinischen Überlieferung ein.“

Ach, lieber Professor Borgolte, dachte ich, als ich das las: Was Ihnen Ihr „Panier der lateinischen Überlieferung“, das ist uns vielleicht das chronologiekritizistische und komputistologische Sternenbanner aus Mondzyklen,

Ostertafeln und Sonnenfinsternissen. „Kommen Sie doch zu uns“, rief ich ihm im Geiste zu. „Kommen Sie zu uns, wir sind ja genauso unglücklich wie Sie.“ Nur mit dem kleinen und folgenreichen Unterschied, dass wir in der – so schrieb ich damals – „Schmuddelecke“ [Siepe 2004, 314] unglücklich sind, und Sie, Prof. Borgolte, in der Königsloge des diskursmächtigen Establishments!

Während ich mit dem Paderborner Diözesanmuseum, telefonierte, um Informationen für eine Besprechung in unserem interdisziplinären Bulletin zu erbitten, wuchs mir ein ziemlich lästiger Kloß im Hals; der Hörer zitterte in der Hand, und der Puls ging hoch. Begehrte ich etwa etwas Unziemliches?

Dabei ist das Problem der Datierung der Exponate für die Ausstellungskonzeption gar nicht unbedingt vorrangig. Das Besondere der Paderborner Präsentation der Schnitzarbeiten des *Hessischen Landesmuseums Darmstadt* besteht nämlich zunächst in der Einbeziehung der Werkstofffrage (Stoßzähne von Elefant, Mammut, Walross und Narwal oder Knochen von Rindern etc.) und der Bearbeitungstechnik (Dokumentationsvitrine mit Beständen des *Deutschen Elfenbeinmuseums* in Erbach, Odenwald).

Beeindruckend ist die sichtbar werdende Liebe der Ausstellungsmacher zur Ästhetik der hohen Kunst der Elfenbeinschnitzerei von der Spätantike bis zur Hochgotik, die jede der über fünfzig Arbeiten in wirklich schönstem Edellicht erscheinen lässt. So strahlend und fein kann das Mittelalter sein, dass selbst die dunklen Jahrhunderte ein bisschen im hellen Schein der Paradiesesschönheit erglänzen. Hier, lieber Herr Professor Borgolte und liebe Mitzeiteinspringer, könnten burnoutgefährdete Mittelalterforscher für einen sehr moderaten Eintrittspreis ihren müden Geist und ihre erschlafften Sinne zur garantierten Regeneration temporär einquartieren. Um so entspannter öffnet sich dann auch wieder das skeptisch-kritische Auge, das speziell hier eingeladen ist, mit Blick auf die Darmstädter Sammlung – sie ist wegen Umbauarbeiten im heimischen Museum für zwei Jahre auf Reisen – sich seiner Prüflust ausgiebig hinzugeben, wobei die Beschreibungen Jülichs ebenso hilfreich sind wie die brillanten Fotografien Wolfgang Fuhrmaneks [recte]. Überhaupt ist die Gestaltung des Katalogs in jeder Hinsicht vorbildlich und lobenswert.

Der weitaus größte Teil der Ausstellungsstücke war 1805 als Erbschaft des umtriebigen und etwas zwielichtigen Kölner Sammlers Baron von Hüpsch nach Hessen gekommen. Und nun war es ausgerechnet ein Kölner: Hermann Schnitzler (bis 1970 Direktor des *Schnütgen-Museums*), der die Echtheit einiger hüpschescher Elfenbeine bezweifelte, die er als neuzeitliche Fälschungen identifiziert zu haben meinte. Im Ausstellungskatalog qualifiziert Jülich [21] – als Darmstädter notabene – die Entlarvungsintentionen Schnitzlers folgendermaßen:

„Dabei spielte wohl für den Kölner Hermann Schnitzler auch eine Rolle, dass er einem so verwerflichen Subjekt wie dem Baron Hüpsch, der seine

zusammengeraubte [sic] Kölner Sammlung ins Ausland [= Hessen] vererbte, genügend kriminelle Energie zutraute, um gleich mehrere Fälscherwerkstätten zu beauftragen. Dieses Anathema Hermann Schnitzlers, wenn auch nur mit wenigen Sätzen vorgetragen, blockierte über Jahrzehnte bis zum Beginn der 1990-er Jahre die weitere wissenschaftliche Erforschung der Sammlung Hüpsch. Hier ist unter den betreffenden Katalognummern zu den einzelnen Argumenten Schnitzlers Stellung bezogen.“

Dass übrigens im Kreise der Fachleute die Diskussion um die Authentizität einzelner Schnitzereien längst nicht konsensual beendet ist, bezeugt die Tatsache, dass eine Arbeit des *Hessischen Landesmuseums* [Kat. Nr. 55], die eine derb-obszöne Szene zeigt, von Jülich in die erste Hälfte des 15. Jh. datiert wird, aber von der Paderborner Ausstellungsleitung zur späten Fälschung deklariert wurde – mit der Folge, dass es dem Besucher des Diözesanmuseums erspart bleibt, die Unbescholtenheit seiner Augen durch den Anblick eines vulgärerotischen Bildes aufs Spiel zu setzen.

Was nun das genuine Zeitenspringer-Interesse anlangt, also die Frage nach der Verlässlichkeit des Bestandes frühmittelalterlicher Elfenbeinproduktion, so sei hier zunächst – neben den richtungsweisenden Gedanken Heribert Illigs [305-319] zur Buchkunst – auf meine Überlegungen über Unsicherheiten und Unstimmigkeiten bei der Datierung der „phantomzeitlichen“ Kunstwerke hingewiesen [Siepe 2001, 144-150; 2002, 88-95]. Bedauerlicherweise konnte ich damals noch nicht auf die Forschungsergebnisse der Bonner Christlichen Archäologin Ulrike Koenen zurückgreifen, welche die bisherigen Probleme mit der zeitlichen und räumlichen Einordnung frühmittelalterlicher Elfenbeinschnitzereien aufarbeitet und dabei vor allem das Allerweltswort vom „Kopieren“ antiker und/oder spätantiker Vorlagen auf seine Erklärungskraft hin befragt.

Aus karolingerkritischer Perspektive bietet die Ausstellung dem mit dem üblichen Verfahren des „Karolingisierens“ einigermaßen Vertrauten gutes Anschauungsmaterial, jedoch letztlich wenig Überraschendes: In der „Konkordanz“ des Katalogs werden von den 52 Exponaten gerade einmal drei unseren dunklen Jahrhunderten (Kriterium: Datierung mit 7., 8. oder 9. Jh.) zugerechnet:

Kat. Nr. 3: Alexanderkästchen,

Kat. Nr. 9: Fragment einer Himmelfahrt und

Kat. Nr. 11: Reliquienkästchen (aus Flensungen).

Nennenswert wäre darüber hinaus der Deckel des Evangeliars aus St. Jacques in Lüttich [Kat. Nr. 10], der vom Katalog in Anlehnung an neuere Erkenntnisse „um 900“ angesiedelt wird.

Die Figurenreliefs des Alexanderkästchens zeigen eine Reihe von Szenen, die von Schnitzler als sinnlos und uninterpretierbar abgetan wurden. Inzwischen tendiert die Forschung dahin, Ereignisse aus dem *Alexanderroman* dargestellt zu sehen. Hinsichtlich der Zeitstellung ist es

„nur schwer möglich, zwischen einer Entstehung in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts und einer im 6. oder frühen 7. Jahrhundert zu entscheiden“. [J. 40]

Ernsthaft erwogen wurde und wird auch das 10. Jh. Der Katalog entscheidet sich schließlich für entweder „2. Hälfte 9. Jahrhundert“ mit dem Entstehungsort Konstantinopel oder „Ende 6. Jahrhundert“ mit dem Entstehungsort Alexandria. Wieder einmal die drei Jahrhunderte!

Beim Reliquienkästchen aus Flensburg setzt der Katalog nach „8./9. Jahrhundert“ selbst erst einmal ein Fragezeichen, das er in der „Konkordanz“ dann allerdings wieder tilgt. Man fand im Inneren eine Bleikapsel mit einer Inschrift auf einer Nikolausreliquie, die „vom Schrifttyp her nicht genauer als 8. bis 11. Jahrhundert bestimmt wurde“. Doch weiß man, dass die Verehrung des hl. Nikolaus erst nach Translation seiner Reliquien nach Bari, 1087, aufblühte. So ist die Bleikapsel „wahrscheinlich nicht vor dem Ende des 11. Jahrhunderts entstanden.“ Jülich weiter: „Spekulation muss bleiben, wann und ob das vielleicht ältere Beinkästchen als Reliquienbehältnis für die Nikolausreliquie benutzt wurde“ [J. 79]. So ist es „vielleicht älter“ – als wenn es nicht um 200 bis 300 Jahre Altersunterschied ginge.

So bliebe als Karolingerbastion letztlich nur noch das berühmteste Stück der Sammlung: jenes Himmelfahrtsfragment, das auch den Katalogumschlag und alle Werbeträger zierte. Das Stück kam mit der Sammlung des Barons von Hüpsch nach Darmstadt; „eine ältere Provenienz ist nicht überliefert“ [J. 69]. Aus stilistischen Gründen wird es gemeinhin der Hofschule Karls des Großen zugeordnet, wobei die Buchdeckel des Lorscher Evangeliiars als das hauptsächlichste Leitfossil dienen [vgl. auch Siepe 2002, 91-94].

„Einzigartig in der karolingischen Kunst ist die gedrängte Staffelung der Zeichengruppe, die es mit kühnen Überschneidungen dem Betrachter schwer macht, die sichtbaren Körperteile einander zuzuordnen.“ [J. 69]

Unabhängig vom Thema der zeitlichen Zuordnung, die bei diesem Stück wohl mit der der übrigen Werke der Ada-Schule steht und fällt und hier nicht diskutiert werden kann, ist das Darmstädter Himmelfahrtselfenbein ein Kunstwerk sui generis, das zu allerlei Betrachtungen über die Absichten des Schnitzers einlädt: Wieso bloß verfiel er auf die Idee, die Muttergottes im Männergedränge so erotisch herauszuarbeiten? Was will die Hand des Apostels hinter ihr?



„Fragment einer Himmelfahrt“ [Hessisches Landesmuseum Darmstadt; Foto: Wolfgang Fuhrmanek]

Zum Schluss ein Schmankerl in Form eines Zitats, das anschaulich macht, wie man naturwissenschaftliche Resultate zur eigenen kunstgeschichtlich-archäologischen Zufriedenheit interpretieren kann, sofern man – in diesem Fall – bereit ist, die Konstante von einem Jahrhundert zwischen dem Tod des Spenderelafanten und der Ausführung der Schnitzerei anzunehmen. Es geht um zwei Platten [Kat. Nr. 12, Diptychon mit Christus und Petrus], die Schnitzler als Fälschung bezeichnet hatte. Man gab also eine anonymisierte C14-Probe an die ETH Zürich:

„Das Ergebnis bestätigt die stilistische Analyse der beiden Platten: das Elfenbein der Christustafel stammt aus der Zeit zwischen 725 und 815, das der Petrustafel aus der Zeit zwischen 815 und 905. Rechnet man für beide Platten jeweils eine Zeitverzögerung von circa 100 Jahren für Transport und Lagerung zwischen dem Tod der Elefanten und der Bearbeitung des Elfenbeins, erhält man eine spätkarolingische Zeitstellung, um 900, für die Christusplatte und eine ottonische, um 1000, für die Petrusplatte.“ [J. 83]

Am Mittwoch, dem 7. Mai 2008, hält Dr. Theo Jülich am Paderborner Diözesanmuseum um 19.00 Uhr einen Vortrag zum Thema *Die Darmstädter Elfenbeine – Fragen und Probleme*. Jeder, der will, mag kommen, zuhören und Fragen stellen.

Weitere Literatur

Borgolte, Michael (2008): „So eine Ritterromanze, die ist schön“. Rezension zu: Valentin Groebner: „Das Mittelalter hört nicht auf“, München 2008, in *FAZ* vom 12. 3. 2008, L60

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*, Düsseldorf

Koenen, Ulrike (2002): „Elfenbein- und Goldschmiedearbeiten des Frühmittelalters“, in *Kunsthistorische Arbeitsblätter* 10, 31-44

Siepe, Franz (2001): „Muttergottes in dunkler Zeit“, in *ZS* XIII (1) 132-161

- (2002): *Fragen der Marienverehrung*, Gräfelting

- (2004): „Frankenausstellung in Forchheim“, in *ZS* XVI (2) 309-314

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

In England gehen die Uhren anders (Teil 2)

Renate Laszlo

Die Strukturen in der Geschichtsschreibung sind durch die vielen Anpassungen, Einschübe, Fälschungen und Erfindungen von Personen und Ereignissen mittlerweile so stark verkrustet, dass es einer unvoreingenommenen Beurteilung und komplizierter Berechnungen bedarf, um sie aufzubrechen. Wenn dies so einfach und durchsichtig wäre, hätte man das mit Heribert Illig Phantomzeitthese aufgedeckte und verbalisierte Problem schon längst gelöst.

Bedas Fehldatierung in die Phantomzeit

Als Beda, der erste lateinische Historiker Englands, im Jahre 673 nach der alten Inkarnationszeitählung in Nordhumbrien geboren wurde, waren die drei als leere Zeit eingeschobenen Jahrhunderte schon seit 59 Jahren vorüber und man befand sich im Jahr 970 der Nachphantomzeitählung.

In Nordhumbrien hat die Nachphantomzeit vorerst keine Chance, beachtet oder anerkannt zu werden, da Beda an die römische Geschichtsschreibung anknüpft und nach herrschender Lehrmeinung in seiner Kirchengeschichte erstmals die Rechnung „nach der Fleischwerdung des Herrn“ benutzt [Illig 1999, 122]. Seitdem wird nach dieser Chronologie weiter gezählt, insbesondere von Beda in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*.

Anzeichen lassen vermuten, dass Beda im Laufe seines Lebens die in die Zeitählung geratene Bewegung bemerkt hat. Man weiß es aber nicht, da von ihm selbst und auch von keiner anderen Seite ein Wort darüber verloren wird. Ob aus Unwissenheit oder aus Überzeugung als frommer Christ, Beda, die Lichtgestalt, die der Kultur und Literatur in Nordhumbrien Glanz und Glorie verleiht, hält mit beharrlicher Insistenz bis zu seinem Tod, 735, an der Inkarnationszeitählung fest. Dadurch fallen die 117 Jahre von 614 bis zur Fertigstellung der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, 731, die auch Bedas Lebenszeit einschließen, in eine Zeit, die es nicht gegeben hat. M. E. müssen sie 297 Jahre hin zur Gegenwart versetzt werden. Mit Bedas Fehldatierung in die Phantomzeit sind die Historiker bis in unsere Zeit belastet.

Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* wird noch zu seiner Lebenszeit populär und nicht nur in Nordhumbrien, sondern in ganz England und sogar auf dem europäischen Kontinent verbreitet. Aus zwei erhaltenen Manuskripten dieses Hauptwerks, die in Canterbury und in Leningrad aufbewahrt werden, geht eindeutig hervor, dass sie in der ersten Hälfte des 8. Jh. alter Inkarnationszeit niedergeschrieben wurden. Darüber hinaus wissen wir mit Sicherheit, dass drei weitere Exemplare unmittelbar nach Fertigstellung

des Werks an Abt Albinus von Canterbury und König Ceolwulf von Nordhumbrien verschickt wurden, die aber, wie die vielen anderen noch zu Bedas Lebenszeit oder kurz nach seinem Tod erstellten Kopien, in den rund 1.000 Jahren seit dieser Zeit verloren gegangen sind [Laszlo 2007, 706-708]. Alle anderen der insgesamt 160 überlieferten und noch in Museen und Universitätsbibliotheken aufbewahrten Handschriften stammen erst aus dem 12. bis 15. Jh., also aus der Zeit nach der normannischen Eroberung, die eine Phantomzeit von rund drei Jahrhunderten einschließt.

Die *Continuatio Bedae*

Da die fortgesetzte Datierung nach alter Inkarnationszeitählung in den inzwischen hergestellten und in alle Himmelsrichtungen versandten Kopien der *Historia Eccl.* sowie in den aus dem Geschichtswerk resultierenden anderen Dokumenten nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, kommt ein bisher nicht identifizierter Chronist nach 766 auf die geniale Idee, Bedas Hauptwerk durch die Fortführung von wichtigen Annalen für 35 Jahre in einer *Continuatio Bedae* weiter zu führen, um die zwischenzeitlich realisierten drei leeren Jahrhunderte an die normannische Eroberung anzupassen.

Neben der Erwähnung von Naturereignissen, wie Sonnen- oder Mondfinsternis, Dürrekatastrophen und ähnlichem, die der Erhöhung der Glaubwürdigkeit dienen soll, berichtet die *Continuatio* über die Abdankung oder das Hinscheiden von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern, die damit aus dem Verkehr gezogen werden und keinen Hinweis mehr auf den Phantomzeitsprung liefern, da sie ja noch dem 8. Jh. zugerechnet werden.

Der Zeitsprung in England von 766–1066

Aus dem Sachverhalt, dass die *Continuatio Bedae* mit kurzen Annalen für 35 Jahre bis 766 als Fortsetzung den Kopien der *Historia Eccl.* ab dem 12. Jh. angefügt ist, lässt sich unanfechtbar die Bedeutung des Jahres 766 und seine Relevanz für die Zeitrechnung sowie der Zeitsprung zum Jahr 1066 erkennen.

Mit diesem Trick kann die Ära der alten Inkarnationszeitählung auslaufen und in die Zeitählung nach der normannischen Eroberung übergehen, die eine Phantomzeit von 297 Jahren einschließt, die mittlerweile in England eingeführt und für die neuen Herren des Landes selbstverständlich ist.

Doppelte Geschichtsschreibung von 912–1066

Nach Berücksichtigung der Phantomzeit wird Beda nicht im 7. Jh. geboren, sondern im 10. Jh. [Laszlo 690]. Die *Historia Eccl.* und die *Continuatio Bedae* beschreiben also kontinuierlich die Verhältnisse in Nordhumbrien in den letz-

ten 147 Jahre vor der normannischen Eroberung, weil alles, was Beda und der unidentifizierte Schreiber der *Continuatio* in die Zeit von 614–766 datieren, um 297 Jahre in die Zeit von 911–1066 versetzt werden muss.

Im Süden Englands wird für die gleiche Zeit durch die Kontakte mit dem Kontinent schon im 10. Jh. die Nachphantomzeitählung bekannt und eingeführt, die sich mit Bedas Datierung überschneidet und die Chronisten des 10. bis 12. Jh. vor das Problem stellt, die Chronologie zu homogenisieren.

Der Einschub der Phantomzeit in die Geschichtsschreibung und Bedas daraus resultierende Fehldatierung sind schon für sich genommen sehr verwirrend, werden aber noch zusätzlich kompliziert durch die unterschiedlichen Entwicklungen und Perspektiven jener Zeit im Norden respektive Süden Englands, die sich auch in der Literatur niederschlagen. Während sich der bedeutendste Historiker Beda vorwiegend Themen der römischen Kirche in Nordhumbrien widmet, befasst sich der bedeutendste Dichter *Aldhelm* etwa zwei bis drei Jahrzehnte vorher mit der Abfassung religionswissenschaftlicher Werke in Wessex.

In der *Historia Eccl.* gibt Beda unter dem Jahr 705 alter Inkarnationszeit einen kurzen Überblick über Aldhelms Werk und Wirken, wobei er über die Person des Aldhelm, das Jahr seiner Geburt, seine Abstammung, Kindheit, Jugend und Ausbildung nichts sagen kann oder nichts sagen will [V/18, 488].

Nach der Korrektur von Bedas Fehldatierung lebt Aldhelm, der erste Abt des Klosters Malmesbury und Bischof von Sherborne im 10./11. Jh. und stirbt um 1006. Aldhelms von Beda in das 7./8. Jh. projizierter Lebenslauf ist ein eklatantes Beispiel für die Verifizierung der Phantomzeitthese.

Aldhelm ist nicht nur der erste Abt in dem von Dunstan in der zweiten Hälfte des 10. Jh. gegründeten Klosters zu Malmesbury, er stiftet nicht nur die im 10. Jh. gebaute Kirche mit Kloster in Bradford, seine Werke werden nicht nur erst im 11. und 12. Jh. bekannt und verbreitet und er wird nicht nur erst in 1084 heilig gesprochen, sondern er gehört auch zu dem illustren Kreis von Literaten, der das literarische Geschehen und den hermeneutischen lateinischen Schreibstil des 10. und 11. Jh. in England prägt [Laszo 2006, 683].

Aldhelm gehört zu den Persönlichkeiten, die ihre Wurzeln noch im 7. Jh. haben und im 10. Jh. plötzlich aktiv werden. Bei ihm zeichnet sich diese Entwicklung nur zaghaft ab, weil die von Beda niedergelegten Daten, die 709 als Aldhelms Todesjahr angeben, als vermeintlich sichere Datierung in die Geschichte eingehen, so dass Aldhelms Wirken, das ausnahmslos Züge des 10./11. Jh. trägt und auf den Umbruch in der Zeit hinweist, bisher wenig Beachtung erfährt oder mit nichts sagenden Ausreden abgetan wird.

Aus Bedas Fehldatierung und der daraus resultierenden Verdoppelung der Geschichtsschreibung vor der normannischen Eroberung ergeben sich missverständliche Darstellungen und Verwechslungen.

Ein gravierendes Beispiel dafür ist der in dem Gedicht über die in 991 stattgefundene Schlacht von Maldon idealistisch verklärte und bei Beda als König von Mercien nach dem Hörensagen portraitierte *Æthelred* oder Ethelred (lateinisch: Aedilred oder Edilred), der von 674 bis 704 alter Inkarnationszeit regiert, dann abdankt und einige Jahre nach einer Romreise im Kloster in England 716 gestorben sein soll, sowie König *Ethelred II.*, der rund drei Jahrhunderte später in 976 aus dem Dunkel der Geschichte auftaucht, mit einer zumindest teilweise gefälschten Vergangenheit versehen 1016 in London stirbt und aus der retrospektivischen Sicht des 12. Jh., vermutlich auch zur Vertuschung der Phantomzeit, ganz anders eingeschätzt wird.

Weitere Verdoppelungen sind *König Oswald* von Nordhumbrien im 7. und *Bischof Oswald* von Worcester im 10. Jh., die nordhumbrische Prinzessin *Aelfflaed*, die nach Beda von ihrem ersten bis etwa 30. Lebensjahr als Schutzbefohlene der Äbtissin Hilda im Kloster Streaneshealh in Nordhumbrien lebt und rund drei Jahrhunderte später als Byrhtnoths Gattin auftaucht, ferner Personen, die in Verbindung mit der Schlacht von Maldon im 10. Jh. in dem gleichnamigen Gedicht genannt werden, aber auch Vorgänger in gleicher oder ähnlicher Position bei Beda im 7. Jh. haben, wie die Prinzen Aelfwine, Offa und andere.

Die sächsischen Königreiche im Süden Englands müssen sich ab dem Ende des 10. Jh. vornormannischer Zeit (Ende 7. Jh. alter Inkarnationszeit) ständiger Angriffe der eroberungswütigen Dänen erwehren, die einhergehen mit der Verwüstung, Plünderung und Zerstörung von Städten, Klöstern und Skriptorien, Geiselnahmen und Ermordungen von kirchlichen und weltlichen Würdenträgern, die nicht in der Lage sind oder sich weigern, die höher werdenden Tributzahlungen zu leisten, wie beispielsweise Erzbischof Ælfheah von Canterbury, der von den Dänen als Geisel genommen und im Frühjahr 1012 ermordet wird.

In der turbulenten Zeit kurz vor der normannischen Eroberung sucht die angelsächsische Oberschicht Hilfe auf dem Festland, insbesondere in Frankreich, und wird dort auch in die Nachphantomzeit eingeführt. Ethelred II. (976–1016), Doppelgänger von König Æthelred von Mercien (674–704, † 716), verlässt im Herbst 1013 seinen Zufluchtsort London und flieht vor den Repressalien in England auf den Kontinent zu den Normannen. Im Februar 1014 schicken die Angelsachsen eine Abordnung von Kirchenführern und Laien, um ihn nach England zurückzuholen. Sie machen ihm zur Bedingung, gerechter und gnädiger als vorher zu sein und hoffen auf eine wirksame Verteidigung des Landes gegen die skandinavischen Eindringlinge. Der Pakt kommt aber nicht zum Tragen. Am 23. April 1016 stirbt Ethelred in London. Sein Nachfolger wird Knut, der Sohn des skandinavischen Königs Sweyn, der eine regionale und temporäre Regierungsgewalt in England übernimmt.

Die Lage der Kirchen und Klöster vor der normannischen Eroberung schildert Bischof Stubbs im 19. Jh. in *Memorials of St. Dunstan*:

„Die Gebäude der Kirchen standen noch, vielleicht auch noch ein paar Bibliotheken, aber das klösterliche Leben war ausgelöscht, nur der Name wurde beibehalten, der Auskunft über die Eigentümer des Grund und Bodens gab. Äbte und Mönche, wenn es noch welche gab, die sich so nannten, waren weltliche Priester und Angestellte.“

Stubbs führt weiter aus, dass diese Beschreibung noch für mindestens ein halbes Jahrhundert Gültigkeit hatte [Stevenson, 332].

Als die Angriffe der heidnischen Skandinavier immer häufiger und stärker werden und immer mehr Klöster und Skriptorien zerstört sind, wie von Bischof Stubbs geschildert, erfolgt die zeitgenössische Berichterstattung im Süden nur noch sporadisch und wird erst in den Chroniken nach der normannischen Eroberung rückwirkend wieder aufgenommen. Ein eindeutiges Beispiel dafür sind die Berichte in den Chroniken des 12. Jh. über die auf 991/994 datierte Schlacht von Maldon, wie im Teil I ausführlich dargelegt.

Von der normannischen Eroberung Englands ist den meisten nur die Battle of Hastings oder das Jahr **1066** im Gedächtnis geblieben. Dabei verlief diese Eroberung längst nicht so schlagartig und reibungslos, wie man es nach der Darstellung in den Geschichtsbüchern vermuten könnte. Ab dem Ende des 10. Jh. wird die Süd- und Südostküste Englands von Wikingereinfällen heimgesucht, die ungefähr drei Generationen lang dauern und mit Zerstörungen der Städte, Verwüstungen der Kirchen und Klöster und der Übernahme einiger Gebiete durch die heidnisch-skandinavischen Invasoren einhergehen.

Der Erfolg des Normannenherzogs Wilhelm (1027/8–1087) beruht zum einen auf seiner perfekten Vorbereitung und Strategie, mit der er ein großes und motiviertes Heer aufstellt und nach England führt, zum anderen auf dem teuer erkauften Sieg des englischen Königs Harold II. über seinen Bruder Tostig und den norwegischen König Harald Sigurdsson Hardrada am 25. 9. 1066 an der Brücke von Stamford in Yorkshire, mit dem er den Weg für Wilhelm frei macht, den Harold II. tragischerweise nur wenige Tage danach am 14. 10. in der Battle von Hastings mit dem Tod bezahlt [Laszlo 2007, 708 ff.].

Wie wir aus den Geschichten über Robin Hood, König John und den Sheriff von Nottingham wissen, hatten die neuen Herren in der Zeit nach 1066 die wichtigsten Positionen im weltlichen und kirchlichen Bereich inne; der angelsächsische Adel wurde entrechtet und enteignet. Die Chronisten des normannisch-angelsächsischen Mönchtums fügen den Datierungen ab dem 11./12. Jh. erneut den Passus „nach der Fleischwerdung des Herrn“ hinzu, so dass wir es nunmehr mit einer um rund drei Jahrhunderte nach vorn versetzten neuen Inkarnationszeitählung zu tun haben. Wissen sie es nicht besser oder haben sie Angst vor inquisitorischen Maßnahmen seitens der Kirche?

Die Angelsächsische Chronik

Im 11. und 12. Jh. können die Chronisten gar nicht anders, sondern müssen bei der Aufarbeitung der Geschichte Englands, sofern sie von den eingeschobenen drei Jahrhunderten nichts wissen oder nichts wissen wollen, rein rechnerisch eine fehlende Zeit entdecken.

Dank der akribischen Berichterstattung und der Autorität Bedas, den man schon kurz nach seinem Tod als „der Ehrwürdige“ bezeichnet, wird die in die Phantomjahre 614–766 fehldatierte Zeit als gesicherte Geschichtsschreibung einer realen Zeit angesehen, wie das ja noch bis in unsere Zeit der Fall ist. Ob überhaupt und gegebenenfalls wann die Computisten in England realisieren, dass es eine Phantomzeit gegeben hat und dass Beda statt der Jahre ab 614 die Zeit ab 911 beschreibt, ist nicht überliefert.

Durch die irrige Falschdatierung Bedas verbleiben in England nur die 145 Jahre von 766–911 als Phantomzeit übrig. Die Chronisten im 11. und 12. Jh. füllen diese Zeit mit einer erfundenen Geschichtsschreibung.

Geoffrey von Monmouth scheitert in seiner 1136 erstellten *Historia Regum Britanniae* mit dem Versuch, zur Ausfüllung dieser Zeit einen König Arthur zu erfinden, weil andere Chronisten ihm schon vorher mit der *Angelsächsischen Chronik* und der daraus resultierenden Biografie über einen erfundenen König Alfred den Rang abgelaufen haben, und Geoffreys Darstellung zudem ungeschickt, unbestimmt und wenig aussagekräftig ist, so dass Arthur schnell als Sagenkönig entlarvt wird.

Der anonyme Autor der im 11. oder 12. Jh. in altenglischer Sprache konzipierten *Angelsächsischen Chronik* (*The Anglo-Saxon Chronicle*), stellt sich geschickter an, so geschickt, dass Alfred (in der Chronik Ælfred, mit der Ligatur Æ geschrieben) und seine Zeit trotz der vielen Ungereimtheit und Widersprüche nicht als Fiktion erkannt werden.

Mit der Darstellung eines fiktiven westsächsischen Königs Alfred im Mittelpunkt, der Andichtung einer ansehnlichen Familie einschließlich Vor- und Nachfahren, einer vorbildlichen Regierungsführung, siegreicher Verteidigungskämpfe gegen ständige Angriffe der Dänen und erfolgreicher Verhandlungen mit skandinavischen Eindringlingen sowie dem Aufbau von Verbindungen zu anderen Königreichen Englands und zum kontinentalen Ausland, und letztlich der Darstellung des Protagonisten als großer Förderer von Wissenschaft und Literatur verfasst der clevere Chronist der *Angelsächsischen Chronik*, unter Rückgriffen auf Einhards *Vita Karoli Magni* sowie Anleihen an Beda und andere Historiker eine Sage über Alfred und seine Umgebung und konstruiert gleichzeitig für die von ihm als fehlend erachtete Hälfte der Phantomzeit eineinhalb Jahrhunderte mit allem Drum und Dran.

Von den überlieferten Kopien dieser landessprachlichen Chronik ist das im Corpus Christi College in Cambridge aufbewahrte Parker-Manuskript, das die Phantomjahre 832 bis 900 abdeckt, das bekannteste.

Der früheste Hinweis auf die *Angelsächsische Chronik* findet sich in der *L'Estorie des Engles* von Geffrei Gaimar aus dem 12. Jh. Der normannisch-französische Historiker nennt diese Geschichte „Un livre Engleis des Aventures e des leis“, ein englisches Buch über Abenteuer und Lieder. Gaimars Einschätzung ist richtig. Die Chronik ist kein Werk zuverlässiger Geschichtsschreibung, sondern eine erfundene Geschichte über Sagen und Abenteuer, vergleichbar den Liedern der Troubadoure und Minnesänger jener Zeit.

König Ecgbryht von Wessex

Nach der Ausgabe des *Parker Chronicle* von Smith [9 f.] sind alle Ereignisse in den fortlaufend datierten Annalen bis 845 zwei Jahre, für die Jahre 829 bis 839 oder sogar noch bis 845, sogar drei Jahre zu früh angegeben. Die Differenz von zwei bis drei Jahren erscheint in der rückwirkend überlieferten Geschichtsschreibung immer wieder und ist meines Erachtens eine von den Computisten des 12. Jh. errechnete Korrektur der auf drei Jahrhunderte abgerundeten und damit um drei Jahre verlängerten Phantomzeit zurückzuführen.

Der Einschub der rund drei leeren Jahrhunderte in die Zeitrechnung wird in England erst bei der normannischen Eroberung endgültig registriert, und die Zeit wird durch die Fortführung der *Continuatio Bedae* bis 766 auf das Jahr 1066 hochgerechnet.

Das Parker-Manuskript der zur Füllung der Phantomzeit erfundenen *Angelsächsischen Chronik* berichtet unter dem Jahr 833 von einem Sieg des westsächsischen Königs Ecgbryht (Egbert) gegen die mit 35 Schiffen, ungefähr 700 bis 1.000 Mann in Carrum (Carhampton in Somerset) gelandeten Dänen. In anderen Manuskripten wird dieser Sieg Ecgbryhts gegen die Dänen erst für das Jahr 836 berichtet.

Wie der Frankenkönig Karl mit Karl Martell und Pippin, erhält sein westsächsisches Gegenstück Alfred mit Ecgbryht und Æthelwulf einen standesgemäßen Großvater und Vater, die ihre Genealogie über die Phantomzeitkönige Ealhmund, Eafa, Eoppa bis auf den sagenhaften Ingild, den Bruder König Ines, und weiter über den Vater von Ine und Ingeld namens Coenred, dann über Ceolwald, Cutha, Cuthwine, Ceawlin sowie die angelsächsischen Stammesfürsten, die an der Invasion Englands beteiligt waren, wie Cynric, Croda, Cerdic, Elesa, Gewis (der dem Stamm der Gewisse den Namen gab), über die heidnisch-germanischen Vorfahren Brond, Beldeag, Frithowald, Woden, Frealaf, Frithuwulf, Finn, Godwulf und Geat (den Sedulius in seinem Lied *Carmen Paschale* erwähnt), über Personen des alten Testaments, wie Noah,

Lamech, Methusalem, Enoch und weiter bis zu Adam zurückführen [*Parker Chronicle* unter dem Jahr 855, 22].

Ine wird bei Beda als westsächsischer König von 688–726 genannt, gehört aber eigentlich nicht in das 7./8., sondern in das 10./11. Jh. Sein Bruder Ingild ist reine Fiktion, wie auch die restliche für Alfreds Großvater Ecgbryht konstruierte verwandtschaftliche Ahnenreihe, die zwar einige historisch relevante Namen enthält, die aber mit der Abstammung des Phantomzeitkönigs Alfred und seines imaginären Großvaters nichts zu tun haben können.

Nichtsdestotrotz baut der Chronist auf die von ihm geschaffene vermeintliche Realität auf, und berichtet, dass nach dem Tod König Cynewulfs von Wessex 786 neben Ecgbryht auch dessen Kontrahent Beorhtric Anspruch auf den Thron erhebt, der seine Ambitionen ebenfalls aus einer entfernten Verwandtschaft mit dem westsächsischen Königshaus herleitet. Mit Unterstützung seines Schwiegervaters, des mercischen Königs Offa (757–796), kann Beorhtric sich durchsetzen. Ecgbryht zieht den Kürzeren und muss auf den Kontinent an den fränkischen Königshof ins Exil gehen und zwar alternativ 786 oder 789, wobei wieder die Differenz von drei Jahren auftaucht.

Allerdings stirbt König Cynewulf von Wessex nicht erst 786, was bisher niemand aufgefallen zu sein scheint oder von niemand beachtet worden ist, sondern gemäß der *Continuatio Bedae* schon 757, im gleichen Jahr seiner Thronbesteigung. Vermutlich wird er von einem politischen Rivalen meuchlings ermordet, wie das in den Tumulten vor der normannischen Eroberung an der Tagesordnung war.

Der Verfasser der *Angelsächsischen Chronik* verlängert Cynewulfs Regierungs- und Lebenszeit eigenmächtig um fast drei Jahrzehnte und schafft damit eine Verzahnung zwischen Bedas alter Inkarnationszeit und dem Rest der Phantomzeit sowie einen angemessenen zeitlichen Einstieg für Ecgbryht in die Geschichte des virtuellen 9. Jh. Um die Glaubwürdigkeit der Chronik zu erhöhen, wird mit Ecgbryhts Gang ins Exil ganz bewusst ein hypothetischer Kontakt zum kontinentalen fränkischen Königshof geschaffen. Es erübrigt sich der Hinweis, dass dieser Kontakt in keiner anderen Quelle genannt wird.

Nach 13 respektive 16 Jahren lässt der Autor der *Angelsächsischen Chronik* König Beorhtric im Jahre 802 auf eine ganz makabre Art und Weise sterben. Da 796 auch der erfundene Offa von Mercien gestorben ist, steht dem Regierungsantritt Ecgbryhts nichts mehr im Weg. Und wie in einem Märchen haben sich in den 13 oder 16 Jahren von Ecgbryhts Abwesenheit keine anderen Strukturen aufgebaut, es sind keine leiblichen Thronerben, keine Opposition oder Mitbewerber vorhanden, sondern er kann einfach und ungehindert nach dem Aufenthalt am fränkischen Hof seine weitläufigen und unbestimmten Ansprüche auf den westsächsischen Thron wahrnehmen und wird als König der Westsachsen kompromisslos anerkannt. Ecgbryht regiert 37 Jahre

und 7 Monate bis zu seinem Tod, 839. Damit sind schon zwei Fünftel des 9. Jh. abgedeckt. Das Leben des fiktiven Ecgbryht wird wie folgt in dem Sagenbuch, das zu Unrecht den Titel *Angelsächsische Chronik* führt, dargestellt:

815 soll er Wales erobert und seinem Reich eingegliedert haben. Sonst geschieht in den ersten 23 Jahren seiner Regierungszeit nichts Spektakuläres. Ecgbryht hat genügend Zeit, eine Familie zu gründen und deren Fortbestand zu sichern. Um die Glaubwürdigkeit seiner Existenz zu wahren, kommt 825 Bewegung in seine Aktivitäten. Er besiegt den mercischen König Beornwulf bei Ellendun. Sein Sohn Æthelwulf nutzt die inneren Kämpfe um die Thronnachfolge in Mercien aus, entreißt diesem Königreich die Oberherrschaft über Kent, Surrey, Sussex, Essex und regiert dort ab 825 als Unterkönig.

829 erobert Ecgbryht vorübergehend Mercien, verwüstet einen Teil von Nordhumbrien und fordert Unterwerfung und Tributzahlung von König Eanred (808–840). Mercien und Nordhumbrien können sich schon ein Jahr später aus der Abhängigkeit von Wessex befreien. Die Oberherrschaft von Wessex über die Königreiche im Süden Englands (Essex, Sussex und Kent) wird noch für den Fortgang der Geschichte gebraucht und bleibt bestehen.

835 respektive 838 landen die Wikinger auf der Insel Sheppey. Sie verbünden sich mit den Briten und werden von Ecgbryht in seiner letzten Schlacht bei Hengestdune (Hingston Down in Cornwall) besiegt.

Mit den Kämpfen gegen die Dänen und Briten, der Eroberung von Westwales, den Querverbindungen zu den anderen angelsächsischen Königreichen Mercien und Nordhumbrien, der Regierungszeit seines angeblichen Vaters Ealhmund 784 in Kent, wenn auch nur für ein Jahr, mit der angedichteten Ahnenreihe und seinem Exil am fränkischen Hof auf dem europäischen Festland, ist die fiktive Person von Alfreds Großvater Ecgbryht fest in die erfundene Zeitgeschichte eingebunden und kaum mehr daraus weg zu denken.

König Æthelwulf von Wessex und seine Söhne

Nach Ecgbryhts Tod in 839 übernimmt sein Sohn Æthelwulf die Herrschaft in Wessex. Wie sein Vater muss auch er sich ständig gegen die angeblichen Angriffe der Dänen wehren, die Jahr für Jahr an einem anderen Ort an der Küste erscheinen, 840 noch einmal in Carhampton (wie 833/36), 841 in Kent, 842 in London, Rochester und Southampton und 843 und 845 jeweils in Somerset. 850 überwintern sie in Thanet, stürmen 851 Canterbury und London und werden von Æthelwulf und seinem inzwischen waffenfähigen ältesten Sohn Æthelbald in Surrey geschlagen.

Selbstverständlich müssen Æthelwulf und Æthelbald nicht allein gegen die Dänen kämpfen, sondern sie haben auch ihre Helfer. Wie Karl der Große nach Einhards *Vita* selbst nur an zwei Schlachten teilnahm und die vielen

anderen Kämpfe gegen die Sachsen im Verlauf von mehreren Jahrzehnten seinen Gaufraten überließ, so kämpfen in Wessex verschiedene Ealdormans: 837 Wulfheard und (Dux) Æthelhelm, 838 Herebryht, 845 Eanulf und Osric sowie anschließend noch andere Zeitgenossen Æthelwulfs und seiner Nachfolger einmal mehr und einmal weniger erfolgreich gegen die Dänen, ohne dass der König und später dessen Söhne immer dabei sein müssen.

Mit Berichten, dass auch die anderen englischen Königreiche unter den dänischen Überfällen zu leiden haben, werden Querverbindungen zu diesen Regionen geschaffen. König Redwulf von Nordhumbrien wird 844 in einer Schlacht mit den Dänen getötet, König Beorhtwulf von Mercien wird 851 von den Dänen besiegt und dann 855 erneut angegriffen und so weiter.

855 macht Alfreds Vater Æthelwulf eine Reise nach Rom, knüpft auf dem Rückweg Kontakte zum fränkischen Königshof, stellt aber keinen Exilantrag wie sein Vater, sondern vermählt sich mit Judith, der 12-jährigen Tochter Karls des Kahlen und setzt damit die schon seit dem 5./6. Jh. bekannten Heiratsbeziehungen der Angelsachsen mit den Franken fort.

Während dieser Romreise verwaltet Æthelwulfs ältester Sohn Æthelbald das westsächsische Reich. Nach der Rückkehr des Vaters hat er sich so daran gewöhnt, dass er die Herrschaft nicht abgeben will und revoltiert gegen den Vater. Dabei unterstützen ihn der Bischof von Sherborne und der Ealdorman von Somerset. Damit ist auch ein Machtkampf in der Dynastie dokumentiert. König Æthelwulf gibt sich fortan mit der Herrschaft in Kent zufrieden.

Von den fünf Söhnen stirbt einer schon vor seinem Vater. Æthelwulf kann sein junges Eheglück mit Judith nur einige Jahre genießen. Als er 858 stirbt, übernimmt sein ältester Sohn, der ohnehin schon in Wessex regiert, die Verantwortung und heiratet seine Stiefmutter Judith. Der zweitälteste Sohn Æthelbryht übernimmt die Herrschaft in Kent, Essex, Surrey und Sussex.

Als König Æthelbald von Wessex zwei Jahre später kinderlos stirbt, übernimmt Æthelbryht 860 die Herrschaft über Wessex. Er stirbt 865, hinterlässt auch keine Kinder und wird wie sein Bruder Æthelbald in Sherborne beige-setzt. Æthelwulfs vierter Sohn Æthered regiert von 866 bis 871. Danach ist der mittlerweile erwachsene jüngste Sohn Alfred an der Reihe.

Nach der *Angelsächsischen Chronik* ist Alfreds Regierungszeit wie die seines Vaters und seiner drei Brüder mit Kämpfen gegen die Dänen ausgefüllt, mit denen er geschickt verhandelt und ihnen einen Teil des Reiches überlässt. Als die Dänen mit ihren Angriffen einmal pausieren, entdeckt der bis dahin des Lesens und Schreibens absolut unkundige Alfred seine Liebe zu Latein und Literatur, lernt lateinisch Lesen, übersetzt klassische Schriften und sogar Bedas *Historia Eccl.* in die westsächsische Sprache.

Von der angeblichen literarischen Betätigung Alfreds sind keine echten Manuskripte überliefert. Für die erste Aufzeichnung der landessprachlich-alt-

englischen Literatur gibt es Belege aus dem 7./8. Jh. alter Inkarnationszeit und aus dem 10./11. Jh. Nachphantomzeit, die sprachlich, inhaltlich und zeitlich eng miteinander verknüpft sind. Aus den dazwischen liegenden drei Jahrhunderten ist keine altenglische Literatur vorhanden.

Alfred stirbt im Alter von rund fünfzig Jahren rechtzeitig vor dem Ende der Phantomzeit 899, nach anderen Berechnungen 900 oder 901.

Asserius – *De Rebus Gestis Alfredi*

Ob getragen von der Notwendigkeit, die durch die Nichterkennung der Phantomzeit verursachte und deshalb nicht erklärbare fehlende Zeit von 766–911 in der Geschichtsschreibung zu füllen oder angetrieben von der Absicht, die inzwischen erkannte Phantomzeit durch eine Fälschung zu vertuschen, vielleicht auch nur von dem Wunsch beseelt, das normannische Königtum mit einer ruhmreichen angelsächsischen Vergangenheit und entsprechenden Repräsentanten aufzuwerten, wird in England gegen 1100 in enger Verbindung zur *Angelsächsischen Chronik* unter dem Titel *Asserius – De Rebus Gestis Alfredi* eine ganz bewusst und ausdrücklich in das Phantomzeitjahr 893 fehldatierte Biografie über einen fiktiven westsächsischen König Alfred, die so genannte *Vita Alfredi*, verfasst, die mit der *Angelsächsischen Chronik* in vielen, aber nicht allen Einzelheiten übereinstimmt.

Bisher konnte keine endgültige Klarheit darüber gewonnen werden, wann, wo und von wem die beiden Werke erstmals niedergeschrieben wurden, wie lange die Entstehungszeiten auseinander liegt und welchem die Priorität zukommt. Man kann sagen, dass die *Angelsächsische Chronik* das Gerüst bildet, um das sich die teilweise ausführlichere Biografie über den westsächsischen König Alfred rankt.

Der vorgebliche Autor der *Vita Alfredi*

In der Widmung nennt sich der Autor selbst „Asser, der geringste aller Gottesdiener“ und wendet sich an Alfred, den König aller Angelsachsen, Herrscher über alle Christen auf der britischen Insel, dem er tausendfaches Wohlergehen in diesem und mit seinen Gebeten auch im nächsten Leben wünscht.

Asser erzählt, dass er aus dem westlichsten und entferntesten Teil Britanniens stammt und auf Einladung König Alfreds in das Land der Sachsen von einheimischen Begleitern an dessen Hof in Dean in Sussex geführt, dort freundlich empfangen und nach einem Meinungsaustausch offiziell gebeten wird, in den königlichen Dienst einzutreten, wofür der König ihn belohnen will. Das erste Treffen mit dem König soll 885 stattgefunden haben.

Wie der König auf ihn aufmerksam wurde und es zu der Einladung kam, sagt Asser nicht. Genau so wenig wird erörtert, wie sich die beiden verständi-

gen: Der König spricht kein Latein und kein Walisisch, Asser kein Altenglisch, so dass beide auf Hilfe von Dolmetschern angewiesen sind.

Diese Geschichte erinnert an das dubiose Zusammentreffen rund hundert Jahre vorher auf dem Kontinent zwischen Alkuin und Karl dem Großen, über das die Umstände auch nicht erläutert werden.

Asser zögert mit einer Zusage, da er es als ungerecht empfindet, sich von den heiligen Stätten seiner Geburt, ersten Kindheit und Erziehung, an denen er die Tonsur als Mönch empfing und zum Priester ordiniert wurde, zu trennen, nur um irdische Ehre und Macht am Königshof zu erhalten. Außerdem bringt er vor, dass er nicht allein entscheiden kann, ob er seine bisherige Wirkungsstätte im Kloster St. Davids in Dyfed im südwestlichen Zipfel von Wales, wo er unter der Obhut eines Verwandten, des Erzbischofs Nobis (840–874) seine Kindheit und Jugend verbracht hat, verlassen kann.

Alfred soll von der Gelehrsamkeit Assers so beeindruckt sein, dass er ihn unbedingt verpflichten will, zumal er gerade zu jener Zeit kluge Männer um sich versammelt, zum Beispiel Bischof Waerfaerth von Worcester, mehrere Gelehrte aus Mercien, sowie Plegmund und Grimbald aus Gallien und einen Mönch Johannes aus Altsachsen (- ein Pendant zu Karls Gelehrtenrunde in Aachen). Deshalb bietet er Asser den Deal an, dass der seine Zeit zwischen Wales und Wessex teilen und in halbjährigem oder achtmonatigem Rhythmus hin und her pendeln soll. Als Asser von einem schweren Fieber an der Weiterreise gehindert wird, steht er mit Alfred wegen der Verspätung in Briefwechsel. Die Zeit, in der er das Krankenlager in Winchester hüten muss, wird mit bis zu einem Jahr und einer Woche angegeben.

886 liest Asser dem König aus Büchern vor, die Alfred auswählt oder gerade zur Hand hat, 887 begleitet er die ersten Schritte des 38-jährigen Königs auf dem Weg, die lateinische Sprache lesen zu lernen, eine weitere Analogie zu Karl dem Großen, der auch erst im Erwachsenenalter Latein lernt.

Für seine Dienste wird Asser von Alfred in den nächsten Jahren mit Kirchen, Liegenschaften, Klöstern, Wertgegenständen, Luxusgütern, einem Seidengewand und einer großen Ladung kostbaren Weihrauchs fürstlich belohnt. Als Zeichen für die Vertrauensstellung, die er am Hof genießt, erhält er in den 90er Jahren obendrein noch den Bischofssitz von Sherborne, der ihm den Titel Bischof einbringt und mit der Eingliederung von Dorset, Somerset, Cornwall und Devon zur größten Diözese Englands avanciert. Der Versuch, ihm auch den Bischofssitz von Exeter zuzuschreiben, ist als Anachronismus erkannt, da Leofric als der erste Bischof von Exeter erst 1050 von Eduard dem Bekenner und seiner Frau Edith in dieses Amt eingeführt wird.

Asser kann nicht der Autor der *Vita Alfredi* sein

Beda berichtet unter dem Jahr 664 alter Inkarnationszeit ausführlich über die Synode von Whitby, auf der sich die Vertreter der britischen Kirche mehr oder weniger gezwungenermaßen bereit erklären, der römischen Kirche beizutreten und die Oberhoheit des römisch-katholischen Erzbistums von Canterbury anzuerkennen. Viele der zur irischen Kirche gehörenden Geistlichen wollen sich diesem Diktat nicht beugen. Die Klostersgemeinschaft auf der Insel Lindisfarne verlässt unmittelbar nach der Synode von Whitby in 664|961 ihre Wirkungsstätte, zieht mit ihrem Abt Colman über Iona nach Irland, wo die Missionare ursprünglich herkamen, und baut in Mayo (Magh Eo) ein neues Kloster, das, mit Ausnahme einer Unterbrechung von 300 Jahren Phantomzeit im Mittelalter, bis ins 16. Jh. Bestand hat.

Die Hartnäckigkeit, mit der die britische Kirche in Schottland und Irland an ihrem Ritus des Gottesdienstes und ihrem Ostertermin festhält, führt zu Spannungen, die sich im Laufe der Zeit auch auf das politische und weltliche Leben auswirken.

Beda [IV/26] berichtet von Aufständen und Feindseligkeiten in Nordhumbrien mit den benachbarten Picten, in denen viele Angelsachsen getötet wurden oder in Unfreiheit gerieten. Diese Unruhen werden zu Beginn des 8. Jh. alter Inkarnationszeit (11. Jh. vornormannischer Zeit) beigelegt, als Picten, die in England wohnenden Briten sowie die Iren der römischen Kirche in Bezug auf den Ostertermin und anderen Vorgaben folgen [Laszlo 2007, 710 ff.].

Die Gegensätze und Rivalitäten zwischen Engländern und Schotten brechen allerdings im Mittelalter wieder auf und dauern, wenn auch nicht mehr aus religiösen, sondern mehr aus wirtschaftlichen und politischen Gründen, bis in unsere Zeit an. Sie werden 1956 erneut angefacht mit der Thronbesteigung der englischen Königin, die von den Schotten nicht als die zweite Elisabeth anerkannt, sondern als die erste erachtet wird.

Die Unzufriedenheit der Schotten vor rund 50 Jahren geht so weit, dass die Partei, die eine Abtrennung Schottlands von England propagiert, 25 und mehr Prozent der Wählerstimmen erhält. Erst mit der Verbesserung der Infrastruktur in Schottland durch die Regierung in London haben sich die Wogen vorübergehend wieder geglättet, insbesondere mit dem Bau der damals zweitlängsten Hängebrücke der Welt über den Firth of Forth, die eine erhebliche Verkürzung des Straßenverkehrs von Edinburgh in das Hinterland darstellt. Bei der Einweihung dieser Brücke war Queen Elisabeth selbst anwesend und ich hatte das einmalige Erlebnis, ihr (mit Hofknicks und Händeschütteln) persönlich vorgestellt zu werden. Mittlerweile ist die Separation Schottlands vom Vereinigten Königreich erneut ein Thema im letzten Wahlkampf.

Die keltisch-britischen Klostergemeinschaften in Wales wehren sich am längsten gegen die Übernahme der auf der Synode zu Whitby getroffenen Vereinbarungen. Sie grollen den Angelsachsen noch bis in das 11. Jh. wegen der unberechtigten Eroberung Englands und dem Versuch, auch Wales und Cornwall zu unterwerfen. Der Widerstand wird erst nach der normannischen Eroberung aufgegeben, als die Waliser durch Herrschafts- und Heiratspolitik in den englischen Staat und die römische Kirche eingebunden werden, was bei den bisherigen Betrachtungen nicht berücksichtigt wurde.

Aus diesen Gründen ist es unmöglich, dass ein Waliser, ein Geistlicher aus einem zur britischen Kirche gehörenden Kloster im hintersten Winkel von Wales zu den engsten Beratern eines römisch-christlichen angelsächsischen Königs gehört und eine Biografie über ihn verfasst.

Ein besonderes Merkmal der Biografie Alfreds ist der hermeneutische Schreibstil, der zuerst von Aldhelm im 7. Jh. verwendet wird, dann aber erst wieder bei den lateinischen Chronisten des 10. und 11. Jh. auftaucht und als eine nach drei Jahrhunderten aufkommende Nachahmung von Aldhelms Art und Weise zu schreiben, fehlinterpretiert wird [Laszlo 2006, 683].

Daneben weist die *Vita Alfredi* weitere Spracheigentümlichkeiten auf, wie den französisch infiltrierten lateinischen Wortschatz, der sich an lateinischen Wörtern wie beispielsweise *senior* (Herr und Meister) oder *ministeriales*, *satelles* (Lehnsmann) ablesen lässt, die es im vornormannischen angelsächsischen Latein noch nicht gab, die erst mit den Normannen nach England kamen und üblich wurden.

Um die Echtheit der Biografie und die Existenz Assers zu verteidigen, versucht Stevenson [XCIV] nicht sehr überzeugend, diese Romano-Latinismen mit Verbindungen zwischen Assers Kloster St. Davids und der Bretagne zu erklären, was natürlich jeder Grundlage entbehrt.

Der als hermeneutisch charakterisierte lateinische Schreibstil, die französisch-lateinischen Lehnwörter, die Verwendung von Quellen, die erst aus der Zeit nach der normannischen Eroberung überliefert sind, fordern als Autor der *Vita Alfredi* einen Chronist des 11. oder 12. Jh. Eine fast wörtliche Teilabschrift der *Vita Alfredi* findet sich in der lateinischen Chronik des Florence von Worcester († 1118). Nach neueren Forschungen hätte John von Worcester diese Chronik geschrieben oder weitergeführt († 1140). Im Vor- oder Umfeld dieser Chronisten könnte meines Erachtens auch der selbsternannte Fälscher von Alfreds Biografie zu suchen sein, der unter anderem als Quellen für die *Vita Alfredi* die *Angelsächsische Chronik*, Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* und Einhards *Vita Karoli Magni* benutzt.

Die *Vita Alfredi*

In der Lebensbeschreibung wird Alfred als ein Supermeister der Diplomatie und Strategie dargestellt, ausgestattet mit den erdenklichen Tugenden, wie Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Großzügigkeit, Reichtum, außerordentlicher Tapferkeit und stets begleitet vom Kriegsglück, was allerdings zu der ihm zugeschriebenen Krankheit von seinem 20. bis zu seinem 40. oder sogar 45. Lebensjahr, die keiner auf der Insel kennt und demzufolge auch keiner heilen kann und die ihn sogar an seinem Hochzeitstag, den er mit viel Pomp und in großer Gesellschaft 868 in Mercien mit Osburh, der Tochter des mercischen Ealdorman Ethelred von Gaini und seiner aus einer königlichen Familie stammenden Gattin Eadburh feiert, wie ein Blitz aus heiterem Himmel überfällt, in gewissem Widerspruch steht [Kap. 74 der *Vita Alfredi*, Smyth 2002, 32 f.].

Übereinstimmend mit der *Angelsächsischen Chronik* wird Alfreds Lebenszeit, wie die seines Vaters, als dominiert von den Kämpfen gegen die Jahr für Jahr in das Land einfallenden heidnischen Wikinger geschildert. Dagegen fehlt jede Mitteilung über die für eine Chronik unabdingbaren Naturereignisse, wie Sonnen- oder Mondfinsternisse, Hungersnöte durch Missernten oder Verwüstungen. Außerdem wird absolut nichts berichtet über neue technische Erfindungen und dergleichen.

851 kämpft Ealdorman Ceorl von Devon siegreich gegen die Heiden an einem nicht genau zu identifizierenden Ort namens Wicganbeorg, Alfreds Bruder Aethelstan und Dux Ealchere kämpfen in Sandwich in Kent. Sie erobern neun Schiffe, die anderen Wikinger entkommen durch Flucht. Der weitere Bericht ist stark übertrieben und ziemlich irreführend.

Die Heiden sollen in England überwintern und im Frühjahr des gleichen Jahres mit 350 Schiffen (etwa 7 bis 10.000 Mann) die Themse heraufkommen, Canterbury und London verwüsten und König Berhtwulf von Mercien mit seinem ganzen Heer in die Flucht schlagen und dann weiter nach Surrey ziehen. Natürlich lässt sich das Alfreds Vater, der mächtige König Æthelwulf, nicht bieten, eilt mit seinem Sohn Æthelbald und einer großen Streitmacht nach Surrey und liefert sich an einem Ort namens Aclea mit den heidnischen Eindringlingen eine unvergleichliche Schlacht. Weder vorher noch nachher hat man aus einer Region oder Zeit von einer größeren Schlacht gehört. Aber die Christen erringen einen verdienten und ehrenvollen Sieg, nachdem die Wikingerhorde größtenteils getötet oder in die Flucht geschlagen worden ist. Und noch im gleichen Jahr besiegen die Westsachsen unter Führung von Æthelstan, einem weiteren Sohn Æthelwulfs, und dem Ealdorman Ealhere eine große Armee der Wikinger in Sandwich in Kent.

Im Gegensatz zu der ausführlichen und detaillierten Schilderung in dem Gedicht über die Schlacht von Maldon wird in der *Vita Alfredi* wenig gesagt

über das Procedere Æthelwulfs, seiner Söhne und seiner Ealdormen in den Kämpfen gegen die Dänen, über ihr strategisches Vorgehen, ihre Waffentechnik oder eingesetzte Kriegslust und so weiter.

Für das Jahr 853 wird eine weitere sagenhafte Geschichte erzählt. Burgred, der König der Mercier, schickt Boten an Alfreds Vater mit dem Ersuchen um Waffenhilfe gegen die Inlands-Waliser, die ihn mit außerordentlichem Erfolg bekämpfen. Sobald Æthelwulf diese Botschaft erreicht, stellt er eine große Armee zusammen, zieht nach Wales, vernichtet sofort nach seiner Ankunft dieses Volk und gibt das Gebiet Burgreds Autorität zurück, eine Analogie, die der Chronist vermutlich aus der Realzeit Ende des 10. Jh. übernimmt, als auch Byrhtnoth von den Herrschern der benachbarten Regionen um Hilfe ersucht wird. Es gibt noch weitere Passagen in der Biografie Alfreds, die der Situation zum Ende des 10. Jh. in England entnommen sind.

Nach dem Erfolg und Sieg Æthelwulfs in Wales wird die Freundschaft zwischen Wessex und Mercia weiter ausgebaut; nach Ostern gibt Æthelwulf seine einzige Tochter Æthelswith dem mercischen König Burgred zur Frau und richtet am Hof zu Chippenham die Hochzeit in königlichem Stil aus.

Alfreds Kindheit und Jugend

Die Biografie beginnt mit einer Widmung und der Mitteilung der Geburt Alfreds in Wantage in Berkshire im Jahre 849. Für jedes Jahr der Annalen wird das Lebensalter Alfreds mit angegeben, manchmal auch unzutreffend, beispielsweise für 851 verwirrenderweise mit 11 Jahren, obwohl er erst 2 Jahre alt ist, was allerdings auf einem Schreibfehler beruhen kann. Bei seinem Regierungsantritt in 871 soll der König jedoch schon älter als 23 Jahre alt gewesen sein, was ein Geburtsjahr von 847 oder 848 voraussetzt. Zusätzlich zu seinen aufgezählten Lebensjahren wird Alfred in der Biografie von seiner Geburt an als „König“ oder „König der Westsachsen“ bezeichnet, obwohl dieser Titel bis 858 seinem Vater und anschließend bis 871 nacheinander seinen drei Brüdern zukommt, die vor ihm die Königswürde ausüben.

Auch sein Geburtsort Wantage wird von den Kritikern angezweifelt, da dieser zu jener Zeit hart an der Grenze von Wessex liegt und nicht als königlicher Wohnsitz oder befestigter Platz in dem durch dänische Angriffe geschüttelten Land ausgewiesen ist.

Alfred ist der fünfte und jüngste Sohn König Æthelwulfs (839–858), dessen nicht mehr zu überbietende Genealogie bis auf Adam zurück aus der *Angelsächsischen Chronik* übernommen wird. Dies ist eine Anleihe an Beda, der die Brüder Hengest und Horsa, die Anführer der angelsächsischen Invasionstruppe, mit einer Genealogie bis zu dem germanischen Gott Woden (Wotan) ausstattet und dazu bemerkt, dass „aus Wodens Stamm das Königsgeschlecht vieler Länder seine Herkunft ableitete“ [Beda, I/15, 60].

Einer der angeführten Vorfahren Alfreds väterlicherseits ist Ingild, der sagenhafte Bruder des westsächsischen Königs Ine. Laut Beda setzt Ine das Land Wessex lange Jahre einer ähnlichen Bedrängnis und Knechtschaft aus wie sein nur zwei Jahre lang regierender Vorgänger Caedwalla [Beda IV/15, 364]. Nach 36-jähriger Regierungszeit verzichtet auch Ine (wie Caedwalla) auf den Thron und geht „voll Ehrfurcht zu den Schwellen der seligen Apostel nach Rom“. Mehr weiß Beda nicht über König Ine von Wessex zu sagen. Meines Erachtens erwähnt Beda den König, von dem er so gut wie nichts weiß, nur, um einen Bezug zu Caedwalla herzustellen, auf dessen Grabmal in Rom eine von Erzbischof Crispus von Mailand (681–725) verfasste Inschrift angebracht worden sein soll, die Beda in voller Länge anführt [V/7, 448 ff].

In den *Gesta pontificum Anglorum* des Wilhelm von Malmesbury aus der ersten Hälfte des 12. Jh. wird Ine, anstelle von Dunstan, als der Gründer des Klosters Glastonbury genannt [Illig 2006, 700]. Bei Berücksichtigung der Phantomzeit lebt der westsächsische König Ine nicht im 6./7., sondern erst im 9./10. Jh. Er tritt seine Regierungszeit zur gleichen Zeit an, zu der Dunstan stirbt, kann also den Erzbischof von Canterbury bei der Erbauung und Fertigstellung des Klosters in Glastonbury abgelöst haben. Nach der Überlieferung soll er eine Kapelle aus Gold und Silber errichten haben lassen.

Auch für Alfreds äußerst fromme und charaktervolle Mutter Osburh webt der Autor der *Vita Alfredi* eine edle Abkunft. Ihr Vater Oslac, der berühmte Mundschenk König Æthelwulfs, führt seinen Stammbaum auf die Brüder Wihthgar und Stuf aus dem Stamm der Jüten und Goten zurück, denen ihr Onkel Cerdic und dessen Sohn Cynric, zwei historische Gestalten (die auch einen Part in dem vor zwei bis drei Jahren produzierten Film *King Arthur* spielten), bei der Eroberung Britanniens ab dem Jahre 449 die Insel Wight als Wohnsitz zuteilt hatten.

Außer dem Nachkömmling Alfred beginnen die Namen des Vaters Æthelwulf, der vier Söhne Æthelstan, Æthelbald, Æthelberht und Æthered sowie der Tochter Æthelwith alle mit dem Wortteil Æthel- (Aethel-, Ethel-, lat. Aedil- oder Edil-), der auf eine edle Abkunft hindeuten soll. Warum das bei Alfred nicht der Fall ist, wird nicht erklärt und ist auch nicht verständlich. Beda führt insgesamt 23 verschiedene Männernamen an, die mit diesem Wortteil beginnen, so dass kein Mangel an derartigen Namen bestand.

Trotz ständiger Bedrohungen und Angriffe auf England durch die Wikinger soll König Æthelwulf 853 seinen vierjährigen Sohn Alfred in Begleitung einer großen Abordnung mit vielen Geschenken zum Papst nach Rom schicken, um den jungen Prinzen, wie vormals Pippins Söhne Karl und Karlmann, vom Papst zum König salben zu lassen, obwohl Alfred noch drei ältere Brüder hat (der älteste Sohn Æthelwulfs ist 851 verstorben), die alle vor ihm in

der Thronfolge stehen. Diese erste Romreise Alfreds wird in der *Angelsächsischen Chronik* nicht erwähnt.

Obwohl im Jahr 855 eine große Wikingerarmee auf der Insel Sheppey überwintert, unternimmt König Æthelwulf eine Reise nach Rom, auf der ihn sein jüngster Sohn Alfred begleitet, weil der Vater ihn mehr liebt als die anderen Söhne. Für den sechs oder sieben Jahre alten Alfred ist es somit die zweite Romreise, auf der er von Papst Leo zum Konsul ernannt wird. Æthelwulf bleibt ein Jahr in Rom, kehrt dann in sein Heimatland zurück, nicht ohne den Hof des Frankenkönigs Karl aufzusuchen und dessen 12-jährige Tochter Judith als Ehefrau mit auf die Insel zu bringen – ein gravierender Anachronismus in der ohnehin anachronistischen Biografie, da Æthelwulf bereits verheiratet ist und nirgends der Tod von Alfreds Mutter erwähnt wird. Ganz im Gegenteil: Alfreds Mutter wird weiterhin in der Chronik genannt, beispielsweise in einer unter dem Jahr 866 erzählten Geschichte.

Ausgehend von Alfreds Geschicklichkeit und seinen Erfolgen bei der Ausübung des Waidwerks sowie von anderen Gottesgaben des Königs, von denen sich der Chronist selbst oft überzeugt haben will, erwähnt der Autor zum wiederholten Mal Alfreds Wissensdurst, der durch die schändliche Vernachlässigung seiner Eltern und das Fehlen von Lehrern nicht gestillt werden konnte, so dass Alfred bis zu seinem 12. Lebensjahr oder sogar noch länger des Lesens und Schreibens unkundig bleibt, was der Knabe jedoch durch sorgfältiges Zuhören bei Tag und Nacht kompensiert, indem er die von anderen rezipierten englischen Gedichte eifrig im Gedächtnis bewahrt.

Um die Geschichte von Alfreds großer Wissbegier und seiner Sehnsucht nach Weisheit zu untermauern, erzählt der Autor eine obskure Geschichte, die in der *Angelsächsischen Chronik* fehlt. Eines Tages soll die Mutter Alfred und seinen Brüdern ein Buch mit englischer Dichtung gezeigt und gesagt haben: „Dieses Buch schenke ich demjenigen von euch, der es am schnellsten auswendig lernen kann.“ Angefeuert von diesen Worten nimmt er ihr das Buch aus der Hand, läuft zu seinem Lehrer (also hatte er doch einen Lehrer!) und lernt es auswendig. Dann trägt er das Buch zurück zur Mutter, sagt ihr alles auf und erhält das Buch. Danach sammelt er täglich Gebete und Psalmen in einem einzigen Buch, das er Tag und Nacht bei sich trägt, um zu beten. Er ist untrennbar von diesem Buch, was der Chronist zur Erhöhung seiner Glaubwürdigkeit ebenfalls selbst gesehen haben will.

Zurück zur Romreise 855. Während sich Æthelwulf mit dem jungen Alfred und seinem Gefolge auf dem Kontinent aufhält, wenn auch nur für kurze Zeit, ereignet sich zu Hause in Selwood eine äußerst schändliche Episode, die jeder christlichen Gepflogenheit widerspricht und in der *Angelsächsischen Chronik* ebenfalls kurz geschildert wird.

Æthelwulfs Sohn Æthelbald revoltiert gegen den Vater. Der Biograf schildert ausführlich den gemeinen Vorfall, wie er noch niemals zuvor vernommen wurde. Viele Menschen in Wessex schreiben ihn dem Ealdorman Eanwulf von Somerset und dem Bischof Ealhstan von Sherborne zus, auf deren Anstiftung er stattfand; andere geben der Arroganz von Æthelbald die Schuld. Durch diese Revolte ergibt sich eine sagenhafte Entwicklung am westsächsischen Hof, die in der *Angelsächsischen Chronik* nicht erzählt wird.

Der Versuch Æthelbalds und seiner Ratgeber oder Mitverschwörer, König Æthelwulf bei seiner Rückkehr aus Rom aus seinem eigenen Königreich zu vertreiben, missglückt, weil Gott nicht erlaubt, dass das entsetzliche Verbrechen geschieht, und die Edlen der Sachsen im ganzen Land haben ihren Anteil daran. Privater Krieg zwischen Vater und Sohn oder eine Rebellion mit den Bürgern hätte dem westsächsischen Reich gerade noch gefehlt und hätte mit jedem Tag grausamer und schrecklicher werden können. Mit Zustimmung aller Edlen im Land wurde das kürzlich erst vereinigte Königreich zwischen Vater und Sohn geteilt. Die östlichen Distrikte wurden dem Vater zugeordnet, die westlichen dem Sohn. So regiert der undankbare Sohn da, wo nach rechtmäßiger Beurteilung nur der Vater es tun sollte. Denn der westliche Teil des Landes war immer viel wichtiger als der östliche.

Über Æthelwulfs Rückkehr von Rom sind seine Untertanen so erfreut, dass sie, so der König es erlaubt hätte, seinen habgierigen Sohn Æthelbald mitsamt seinen Beratern von seinem Teil des Reichs vertrieben hätten. Aber Æthelwulf zeigt Großmut und Weitsicht, um dem Land Schaden zu ersparen.

Der Chronist erzählt weiter, dass Æthelwulf mit Unterstützung seiner Edlen anordnet, dass Judith, die Tochter König Karls, der sie ihm zur Frau gegeben hatte, als Königin neben ihm auf dem Thron sitzen soll, was bisher bei den Westsachsen nicht üblich war. Auch diese Episode ist voller Widersprüche. Wie kann die zwölfjährige Judith als Königin neben dem einige Jahrzehnte älteren Æthelwulf auf dem Thron sitzen, wenn der selbst gar nicht mehr der König der Westsachsen, sondern nur noch Unterkönig in Kent und Vasall seines Sohnes ist? Und was ist mit Æthelwulfs Frau Osburh passiert?

Diese Fragen möchte ich nicht weiter vertiefen, sondern in der Erzählung fortfahren, die der Chronist der *Vita Alfredi* meint, ausführlich erzählen zu müssen, weil viele es nicht mehr wissen. Die Geschichte soll erklären, wie es zu dem verabscheuungswürdigen und perversen Brauch kam, der im Gegensatz zu der Praxis aller germanischen Völker steht, dass die Königinnen in Wessex nicht mehr mitregieren, sondern nur noch Frau des Königs sein durften, und den Æthelwulf jetzt wieder ändern möchte.

Der Chronist will die Geschichte von seinem Herrn und wahrhaften Alfred, dem König der Angelsachsen erfahren haben, der sie ihm nicht nur einmal, sondern oft erzählt habe und der sie seinerseits aus vielen zuverlässi-

gen Quellen gehört hätte von Leuten, die sich an diese Sache noch in allen Einzelheiten erinnerten.

Die schaurig-schöne Anekdote soll auf die Zeit vor rund 69 Jahren zurückgehen, zu der Beorhtric mit Hilfe seines Schwiegervaters Offa anstelle von Alfreds Großvater Ecgbryht König von Wessex wurde.

In der Ehe mit König Beorhtric entpuppte sich Eadburh als genau so böse und tyrannisch wie ihr Vater und versuchte, jeden in der Gunst Beorhtrics stehenden Höfling zu denunzieren, damit sich der König von ihm in irgendeiner Form abwendete oder trennte. Als ihr dies bei einem jungen Mann, den Beorhtric sehr schätzte, nicht gelang, machte sie sich daran, den Günstling zu vergiften. Unbeabsichtigt nahm auch der König von dem Gift und beide, König und Günstling, starben. Die Giftmischerin konnte nicht mehr im Land bleiben, machte sich mit unsäglichem Schätzen auf und segelte 802 zum Kontinent, an den Hof Karls des Großen.

Als Eadburh vor dem Thron des Frankenkönigs stand, fragte Karl sie, wen sie heiraten wollte, ihn selbst oder seinen Sohn. Beorhtrics Witwe entschied sich für den Sohn, weil der jünger war. Der weise Karl sprach: „Wenn du mich erwählt hättest, dann hätte ich dir meinen Sohn gegeben, aber so bekommst du keinen von uns.“ Er steckte sie in ein Kloster. Dort wurde sie nach einiger Zeit mit einem Mann aus England in einer verfänglichen Situation angetroffen und auf Anordnung Karls aus dem Kloster verwiesen. Fortan musste sie ihr Leben in Schande und Armut verbringen. Sie lebte jeden Tag bettelnd, nur von einem einzigen Sklaven begleitet, und starb einen miserablen Tod in Pavia. Eadburhs böse Tat bewirkte, dass die Königinnen nicht mehr neben dem König auf dem Thron sitzen durften, was Æthelwulf mit seiner jungen Frau Judith ändern will; allerdings sitzt er zu diesem Zeitpunkt selbst gar nicht mehr auf dem westsächsischen Thron.

Æthelwulf lebt noch zwei Jahre nach seiner Romreise. In seinem Testament teilt er das Reich auf unter seine beiden ältesten Söhne, um unnötigen Streit nach seinem Tod zu vermeiden. Wie kann er ein Reich teilen und vererben, das er gar nicht mehr besitzt? Neben den Erbteilen an Kinder, Verwandte und Bedürftige bedenkt er den heiligen Stuhl in Rom mit einer Spende von jährlich 300 Goldstücken und gibt auch den Verwendungszweck dafür an. Æthelwulfs letzter Wille zeigt in Details Ähnlichkeiten mit dem Testament Karls des Großen auf, wie es Einhard in seiner *Vita* beschreibt.

In der Biografie werden die Berichte der *Angelsächsischen Chronik* in Einzelheiten ergänzt oder dramatisiert. Nach Æthelwulfs Tod heiratet sein Sohn und Nachfolger Æthelbald gegen Gottes Gebot und christliche Würde und auch im Gegensatz zu der Gepflogenheit der Heiden die Königinwitwe Judith, regiert zweieinhalb gesetzlose Jahre, stirbt 860 und wird in Sherbourne begraben. Judith geht zurück zu ihrem Vater.

In der Regierung folgt Æthelwulfs nächster Sohn Æthelberht. Eine große Wikingerarmee greift Wessex an, verwüstet Winchester und will mit einer immensen Beute wieder zu ihren Schiffen zurück, aber Ealdorman Osric von Hampshire mit seinen Leuten und Ealdorman Æthelwulf mit seinen Leuten aus Berkshire stellen sich ihr entgegen, dezimieren sie und schlagen sie in die Flucht. Danach kann Æthelberht fünf Jahre lang in Frieden, Liebe und Ehre regieren, bis er zur großen Sorge seines Volkes den Weg allen Fleisches geht und ehrenvoll neben seinem Bruder Æthelbald in Sherbourne bestattet wird.

866 übernimmt Æthelberhts Bruder Æthered die Regierung in Westsachsen. Wiederum kommt eine große Wikingerflotte über das Meer nach England und verbringt den Winter in Ostanglien. Der Chronist fügt an dieser Stelle einen kurzen Bericht über das ein, was ihn besonders zum Schreiben inspiriert hat, nämlich über die Kindheit und Knabenzeit seines geachteten Herrn Alfred, des Königs der Westsachsen.

Er erzählt, dass Alfred immer am königlichen Hof aufgezogen wurde, vertrat aber nicht, wo sich der Hof befand, und beschreibt Alfred, der nicht nur von Mutter und Vater mehr geliebt wurde als seine Brüder, sondern auch bei allen Leuten sehr beliebt war, als attraktiver in der Erscheinung, und angenehmer in Gebärden, Sprache und Benehmen im Vergleich zu seinen Brüdern.

Er teilt erneut mit, dass Alfred immer wieder mit Klagen und Seufzern aus tiefstem Herzen bedauert habe, dass er zu jener Zeit, als er im richtigen Alter war und die Muse und Fähigkeit zum Lernen hatte, keine Lehrer hatte. Als er älter war, hatte er zwar Lehrer und Schreiber, wenn auch in geringem Ausmaß, aber neben allen Lasten und Schwierigkeiten des gegenwärtigen Lebens und wegen der Anforderungen bei Tag und Nacht mit Sorgen im In- und Ausland des königlichen Dienstes und den Einfällen der Wikinger zu Land und zur See sowie auch wegen allen Arten von Krankheiten, die den Ärzten auf der Insel unbekannt waren, war er unfähig zu studieren.

Der Chronist wagt den Ausblick, dass Alfred bis zum Ende seines Lebens nicht aufhören wird, sich Wissen anzueignen, womit er avantgardistisch die wissenschaftliche Arbeit Alfreds in seinem letzten Lebensjahrzehnt vorwegnimmt. Überraschenderweise bricht die *Vita Alfredi* noch zu Lebzeiten des Königs und des Biografen ab.

Zweifel an der Echtheit der *Vita Alfredi*

Das in vielen Teilen ungeschickte Arrangement, die unglaubliche und übertriebene Darstellung, die vielen Anachronismen, Irrtümer, Ungenauigkeiten und Widersprüche, nicht zuletzt auch der Abbruch der Aufzeichnungen einige Jahre vor Alfreds Tod, ferner die nicht unerheblichen Anleihen bei Einhard, Beda, Aldhelm und anderen, sogar an Schriften, die erst aus dem 12.

Jh. erhalten sind, tragen nicht zur Glaubwürdigkeit des Werks bei, sondern führen bei den Kritikern zu Misstrauen an der Authentizität der *Vita Alfredi*, so dass in der Sekundärliteratur immer öfter Zweifel an ihrer Erstellung im 9. Jh. geäußert werden. Dagegen wird die Existenz des historischen Alfreds und seiner Zeit nicht angezweifelt; erst Illig bezeichnet ihn als Fiktion [1996, 161].

Stevenson kritisiert, dass die vorgetragenen Angriffe auf die Echtheit des Werkes mit einer erstaunlichen Sorglosigkeit zusammengetragen worden wären und fast alle auf Interpolationen oder ungerechtfertigten Annahmen gründeten, weshalb man sie am besten zur Seite legen sollte. Da die Geschichtsschreiber des 19. Jh. die Einwendungen gegen die Authentizität der *Vita Alfredi* aber nicht gründlich nachgeprüft, sondern sich mit vagen Erklärungen zufrieden gegeben hätten, hält er eine erschöpfende Prüfung aller vorgebrachten Argumente für erforderlich, damit sich

„die als natürliches Ergebnis der Einwände intensivierte dunkle Wolke des Zweifels schlimmstenfalls in nicht mehr als einen dünnen Nebel auflöst, der durch die in Sinn und Sprache verwirrende Darbietung des Autors, die groben Fehler der Skriptoren und die überflüssigen Änderungen und Verunstaltungen der Herausgeber hervorgerufen wurde.“

Und dann tut Stevenson gerade das, was er bei den anderen Kritikern verunglimpft. Mit fadenscheinigen Erklärungen versucht er, die von Thomas Wright 1841 vor der Gesellschaft der Altertumsforscher vorgetragene und 1842 [*Archaeologia* XXIX, 192-201] erstmals veröffentlichten fundierten Argumente für eine Fälschung der *Vita Alfredi* zu entkräften und zu widerlegen. Für alle Unvereinbarkeiten und Widersprüche findet er eine oft hanebüchene Erklärung oder eine nichtssagende Ausrede, auch für den unverständlichen Abbruch der Aufzeichnungen noch zur Lebenszeit des angeblichen Biografen, ferner für die Anachronismen, die naiv-infantilen Begebenheiten, die sagenhaften Anekdoten, die der Autor in der Biografie erzählt und die in krassem Gegensatz zu den Lobreden auf den Genius des Königs Alfred stehen.

1876/77 veröffentlicht Henry Howorth eine Serie von Artikeln in *Athenaeum*, in denen er sich im Wesentlichen den Argumenten von Wright anschließt. Aber auch er findet vor den strengen Augen von Stevenson kein Pardon und wird abgeschmettert.

Nachdem Stevenson mit Wright und Howorth die hartnäckigsten Verfechter einer Fälschung von Assers Biografie mundtot gemacht hat, traut sich kaum ein Wissenschaftler im 20. Jh. richtig an das Thema heran, sondern geht im Gleichschritt mit Stevenson, dessen Werk von 1904 im vorigen Jahrhundert zwei erweiterte Neuauflagen erfährt, 1959 mit einem Vorwort von Dorothy Whitelock und 1998 mit der Aufnahme der Annalen von St. Neots.

Nach der von V. H. Galbraith 1964 gestellten provokanten Frage „Wer schrieb Assers Biografie über Alfred?“ wird in den 70er und 80er Jahren des

vorigen Jahrhunderts viel Papier auf die *Vita Alfredi* verschwendet, ohne dass eine überzeugende Lösung gefunden werden kann.

1995 macht Alfred P. Smyth mit seinen ausführlichen und kompetenten Untersuchungen über König Alfred den Großen in seinem englischsprachigen Buch *King Alfred the Great Furore*, indem er der Lebensbeschreibung Assers rigoros die Authentizität abspricht und sie als Fälschung aus dem 11. Jh. aufdeckt. Smyth stellt allerdings die Existenz eines Königs Alfred, der von 871 bis zu seinem Tod das Königreich Wessex regierte, nicht in Frage.

Er räumt jedoch ein, dass Alfred nicht die Bedeutung hatte, die man ihm später zugemessen hat, sondern unter seinen Zeitgenossen in Strathclyde und Schottland wahrscheinlich sogar unbekannt war, von den umliegenden Inseln überhaupt nicht zu sprechen, zumal sich auch die französischen Annalen von St. Bertin über Alfred ausschweigen, während sein Vater Æthelwulf und sein Bruder Aethelbald darin erwähnt werden, was deshalb der Fall sei, weil die beiden sukzessive mit der karolingischen Judith verheiratet gewesen wären.

Als einen weiteren Beleg für den geringen Bekanntheitsgrad Alfreds zu seiner Zeit führt Smyth aus, dass die Annalen von Ulster, die ein lebhaftes Interesse an den hervorragenden politischen Vertretern auf dem britischen Festland gehabt hätten, zwar Æthelwulfs Tod in 858 registrieren, Alfred aber überhaupt nicht erwähnen, der auch bei dem in den Annalen beschriebenen sächsischen Sieg über die Dänen 893 bei Buttingdon nicht anwesend gewesen sei [Smyth 2002, 195].

Daraus leitet Smyth ab, dass Alfred zu seiner Lebenszeit weder als großer Kämpfer noch als erfolgreicher Heerführer angesehen wurde. Smyth charakterisiert Alfred vielmehr als den geduldrigen Taktiker und klugen Gelehrten, nicht aber als einen Draufgänger wie Offa. Er gesteht Alfred in Bezug auf seine kämpferischen Fähigkeiten zwar zu, dass er einen Sieg herauskämpfen konnte, spricht ihm aber die Qualifikation für einen Oberkönig ab.

Seine Überzeugung, dass Asser nicht der Biograf sein kann und die Lebensbeschreibung Alfreds eine Fälschung aus einer mehr als hundert Jahre späteren Zeit sein muss, begründet Smyth mit den Bezeichnungen für Alfred als „König der Angelsachsen“ oder „Herrscher über alle Christen auf der Britischen Insel“, mit der die Biografie beginnt, und mit der Häufigkeit, mit der diese Titulierungen in der *Vita Alfredi* verwendet werden. Für das 9. Jh. will er nur „König der Westsachsen“, „König der Sachsen“, „König der Westsachsen und der Leute von Kent“ oder einfach nur „König“, wie Alfred auch in der *Angelsächsischen Chronik* genannt wird, als angemessen akzeptieren.

Weiterhin moniert er die vielen Unvereinbarkeiten und maßlosen Übertreibungen in der *Vita Alfredi* sowie Begebenheiten, die sonst nirgends erwähnt werden, beispielsweise die doppelte Romreise Alfreds im Kindesalter, die im Widerspruch zu der *Angelsächsischen Chronik* und den anderen

wenigen schriftlichen Überlieferungen über Alfred stehen, wie sein Testament und einige Charters, deren Echtheit er allerdings nicht anzweifelt.

Mit der Erklärung der *Vita Alfredi* als eine Fälschung des 11. Jh. stößt Smyth bei den Verfechtern der Echtheit der Lebensbeschreibung des Königs Alfred auf erbitterten Widerstand, so dass er sich gezwungen fühlt, 2002 mit *The Medieval Life of King Alfred the Great* noch einmal auf das Thema zurückzukommen und eine Übersetzung mit ausführlichem Kommentar und verwandten Schriften herauszugeben.

Smyth ist sich bewusst, dass seine 1995 erstmals der Öffentlichkeit präsentierten Ausführungen nur die Auffassung einer Minderheit darstellen. Er verteidigt sich selbst und die wenigen Gelehrten, die an der Echtheit von Assers Biografie über Alfred zweifeln, gegen die heftigen Angriffe, die von vielen Seiten gegen seine Ausführungen vorgebracht werden und beteuert, dass es nicht seine Absicht war, sich unpatriotischer Akte schuldig machen, Sabotage an Alfred betreiben oder die Toten entehren zu wollen, wie ihm von verschiedener Seite vorgeworfen wurde.

Besonders heftig und detailliert werden die Angriffe auf Smyth von den Echtheitsfanatikern Michael Lapidge und Simon Keynes, die 1983 ebenfalls eine viel beachtete englische Übersetzung der lateinischen *Vita Alfredi* auf der Basis von Stevensons Text, Kommentar und Anmerkungen angefertigt hatten, in *The Times Higher Education Supplement* ausgetragen, die darin gipfeln, dass Lapidge die Hoffnung ausspricht, dass Smyths These schnell in sich zusammenfällt, und Keynes voraussagt, dass das Establishment zurück-schlagen werde mit Argumenten, die genügend Gewicht hätten, um das fette Buch von Smyth platt zu machen. Gemeint ist Smyths Ausgabe von 1995, die in Großformat und Kleindruck mit 744 Seiten tatsächlich sehr gewichtig ist und dem Leser große Geduld abverlangt, zumal vieles mehrfach gesagt wird, vermutlich in der Absicht, sicher zu gehen, dass die Argumente nicht von der Fülle des Stoffs erdrückt werden.

Vermutlich hatte und hat Smyth noch nichts vernommen von der These über die Phantomzeit, die er weder in seine Betrachtungen einbezieht noch erwähnt. Seine Reaktion auf meinen Artikel ist nicht abzuschätzen, da er ja die reale Existenz Alfreds oder seiner Zeit nicht in Frage stellt, auch nicht die Echtheit der ihm äußerst wichtig erscheinenden *Angelsächsischen Chronik*, sondern einzig und allein die Authentizität Assers und den Zeitpunkt der Erstellung der *Vita Alfredi*.

Den entscheidenden Grund für eine spätere Fälschung sieht Smyth in dem in der Lebensbeschreibung Alfreds verwendeten hermeneutischen lateinischen Schreibstil, der erstmals von Aldhelm im 7. Jh. kreiert wird, dann aber erst wieder bei den Schreibern des 10. und 11. Jh. zu beobachten ist.

Smyth erkennt in diesem Faktum nicht das nahe liegende, gewichtige Indiz für die Verifizierung der Phantomzeitthese, dass es sich nämlich bei dem 7. und dem 10. Jh. um die gleiche Zeit handelt [Laszlo 2006, 683], sondern er schließt sich der anfechtbaren Vermutung an, dass Aldhelms Stil 300 Jahr später nachgeahmt wird, unter anderem in den Chroniken, die dem im Kloster Ramsey in Huntingdonshire lebenden Byrhtferth zugeschrieben werden.

Er nennt Byrhtferth einen schnellen und skrupellosen Fälscher und ist davon überzeugt, in diesem Mönch den Fälscher der *Vita Alfredi* zu erkennen, und macht ihn sofort dingfest [2002, Introduction S. XIII].

Byrhtferth von Ramsey

Byrhtferths Geburts- oder Sterbedatum ist nicht bekannt oder wird nicht genannt, wie das bei vielen Vertretern nach der Phantomzeit der Fall ist. Sprichwörtlich sind seine intellektuellen Fähigkeiten, die seine pastoralen übertraffen haben sollen.

Als Hauptwerk von Byrhtferth gilt das *Enchiridion*, ein Manual über Computus-Wissenschaft zum Verständnis des Kirchenkalenders. Der Autor hat das Handbuch halb in Englisch und halb in Latein verfasst, angeblich, damit es auch die „unwissenden rustikalen Priester“ verstehen, vielleicht aber auch, weil es ihm besser von der Hand ging. Byrhtferths Zweisprachigkeit ist vermutlich einer der Gründe, dass ihm 1982 von C. R. Hart auch die Zusammenstellung des B-Texts der *Angelsächsischen Chronik* zugeschrieben wird.

Neben mehreren Chroniken und Annalen soll Byrhtferth eine Lebensbeschreibung über den phantomzeitlichen Bischof Ecgwine von Worcester (692–717) geschrieben haben, der weder bei Beda noch sonst irgendwo belegt ist. Smyth bezeichnet Byrhtferths erfundene Lebensbeschreibung über Bischof Ecgwine als ein Konglomerat aus volkstümlichen Märchen und aus anderen Zusammenhängen entnommenem Material. Die Beschreibung trifft auch auf die *Vita Alfredi* zu, in der traditionelle Sagenstoffe mit realen Situationen unmittelbar vor der normannischen Eroberung vermischt werden.

Byrhtferth soll auch der Autor der *Vita S. Oswaldi* sein, die eine Würdigung über Byrhtnoth enthält, den Helden der Schlacht von Maldon, die 991 oder 994 stattfand [Laszlo 2007, 704 ff.]. Über diese Schlacht wird in zahlreichen Chroniken rückwirkend im 12. Jh. berichtet, ein Hinweis darauf, dass auch Byrhtferth nach der normannischen Eroberung lebt und wirkt. Genaue Anhaltspunkte für seine Lebensdaten gibt es nicht.

In der Byrhtferth zugeschriebenen *Vita S. Oswaldi* wird das Leben und Wirken Oswalds so übertrieben und unglaubwürdig dargestellt, dass die Zweifel an seiner Existenz berechtigt sind, zumal er kein Wort geschrieben und nichts die Zeit überdauert hat, das ihm definitiv zugeordnet werden kann.

Er wird nicht nur zuweilen mit dem heiligen Oswald verwechselt, der von 633–641 König in Nordhumbrien war, sondern er setzt auch die im 7. Jh. übliche Tradition der Pilgerreisen auf den Kontinent im 10. Jh. nahtlos fort und begibt sich zu einem unbekanntem Zeitpunkt nach Frankreich. Die Empfehlung zu diesem Studienaufenthalt soll ihm sein um 880 in Dänemark geborener Onkel Odo, der spätere Erzbischof von Canterbury, gegeben haben, der am Hof Alfreds des Großen seine christliche Ausbildung erhalten haben soll.

Oswald soll im ersten Viertel des 10. Jh. als Spross eines dänischen Adelsgeschlechts geboren worden sein. Während seines 20-jährigen Aufenthaltes im Kloster Fleury an der Loire soll er bei Abbo von Fleury, einem der berühmtesten Mathematiker seiner Zeit, studiert haben. Rein rechnerisch ist das aber nicht möglich, denn als Oswald 956 aus Frankreich nach England zurückkommt und erstmals in das Licht der Öffentlichkeit tritt, ist der zwischen 940 und 945 geborene Abbo gerade mal 11 bis maximal 16 Jahre alt und kommt wohl als Lehrer für Oswald nicht in Frage, obwohl man Abbo eine vorübergehende Lehrtätigkeit im Jugendalter in Fleury andichtet und Oswald nach anderen Berichten mit einer dreijährigen Verspätung erst 959 nach England zurückkehren lässt.

Da Odo inzwischen gestorben ist, soll Oswald nach seiner Rückkehr von einem anderen Onkel, dem Erzbischof Oscytel von York, mit Dunstan bekannt gemacht und durch ihn 961 den vakant gewordenen Bischofssitz von Worcester erhalten haben. Nach seiner Rückkehr von einer Romreise soll er 971 auch noch das Erzbistum in York übernommen und das Amt bis zu seinem Lebensende am 29. 2. 992 inne gehabt haben, ein markantes Datum, das in Erinnerung bleibt. Wie alt Oswald geworden ist, wird nirgends dokumentiert. Aufgrund seines ereignisreichen Lebens könnte er gut und gern ein Alter von etwa 80 Jahren erreicht haben und somit noch vor der Phantomzeit in den ersten Jahren des 7. Jh. geboren worden sein, eventuell der Grund dafür, das Jahr seiner Geburt und sein Alter bei seinem Tod nicht preiszugeben.

Als Bischof von Worcester soll Oswald 968 das Kloster Ramsey in the Fens gegründet und dort königliche Feste gefeiert haben, auf denen viel Wein aus mit Gold und Silber verzierten Hörnern getrunken wurde, um das reichhaltige Bankett hinunterzuspülen. Er soll Zeit seines Lebens dem Kloster in Ramsey verbunden gewesen sein.

Es gibt allerdings überzeugende Argumente dafür, dass das Kloster Ramsey bereits im 7. Jh. noch vor den bei Beda genannten Klöstern Bardney und Ely entstanden ist, so dass man zuweilen auch, wie bei ähnlich gelagerten Fällen, zum Beispiel bei der Gründung des Klosters von Malmesbury durch Dunstan, von einer Wiedergründung oder einer Wiederbelebung spricht, weil man nicht erkennt oder auf keinen Fall zugeben will, dass bei Berücksichtigung der Phantomzeit das 7. und das 10. Jh. die gleiche Zeit sind und der Grund für

die zeitliche Diskrepanz von rund dreihundert Jahren zwischen erster und zweiter Gründung in dem Einschub der drei leeren Jahrhunderte liegt.

Da Oswald, wie oben ausgeführt, aus altersmäßigen Gründen während seines Aufenthalts in Frankreich nicht bei Abbo von Fleury studiert haben kann, ist auch die Überlieferung, Abbo habe auf Einladung seines ehemaligen Schülers Oswald ab 985 zwei Jahre in dem Kloster in Ramsey in den Fächern Geschichte, Mathematik, Astronomie und Logik unterrichtet, trotz ihrer ständigen Wiederholung mit Vorsicht zu genießen. Wenn man alle Vermutungen streicht, die Bischof Oswald angedichtet wurden, bleibt von ihm nichts übrig und er ist eine reine Erfindung.

Alfred P. Smyth lässt sich durch nichts von seiner Überzeugung abbringen, dass Byrhtferth, den er einen schnellen und skrupellosen Fälscher nennt, der Autor der *Vita Alfredi* war und auch vor der Manipulation von Dokumenten und Urkunden nicht zurückschreckte. Ein guter Grund: Byrhtferth schreibt nicht nur in dem ab dem 10. Jh. obligatorischen lateinisch-hermeneutischen Stil, in dem die Biografie Alfreds verfasst ist, sondern die *Vita Alfredi* wird auch in den ihm zugeschriebenen Chroniken, der Nordhumbrischen, der Ostanglischen Chronik und den Annalen von Ramsey zitiert.

Für das Phänomen des in der *Vita Alfredi* benutzten französisch infiltrierten lateinischen Wortschatzes, der erst mit den Normannen in das angelsächsische Latein eingedrungen ist, hat Smyth die nicht wirklich überzeugende Ausrede parat, dass viele maßgebliche Leute in Ramsey im 10. und 11. Jh. Kontakte zu Fleury oder anderen Orten in Frankreich hatten, dort als Mönche oder Wissenschaftler ausgebildet wurden und somit Byrhtferth, seine Zeitgenossen und Schüler nicht nur einen Zugriff auf französische Lehrer hatten, sondern auch auf viele Bücher, die jene Lehrer in ihrem Gepäck als notwendige Ausstattung mitbrachten [Smyth 2002, 136 ff.].

Da er keinen konkreten Beleg oder Beweis für dieses Statement vorlegen kann, bezieht er sich auf den von ihm selbst geschaffenen Bischof Oswald von Worcester. Oswald soll den französischen Wortschatz während seines 20-jährigen Aufenthaltes in Frankreich erworben und dann den Schreibern des Klosters Ramsey weiter gegeben haben. Obwohl nichts über eine Lehrtätigkeit Oswalds überliefert ist, sieht Smyth in ihm sogar einen zum Franzosen mutierten Lateinlehrer. Zusätzlich führt er das französisch gefärbte Latein Byrhtferths auf den Einfluss Abbos von Fleury und dessen Besuch in Ramsey zurück, ohne zu berücksichtigen, dass die zweijährige Lehrtätigkeit Abbos in Ramsey ungesichert ist und eher in das Reich der Mythen und Sagen gehört.

Das wichtigste Motiv für die Fälschung der *Vita Alfredi* wird von Smyth nicht erkannt und demzufolge auch nicht genannt. Es ist das gleiche, das auch der fingierten Biografie des Bischofs Ecgwine von Worcester zu Grunde liegt, nämlich die Phantomzeit zu kaschieren und auszufüllen. Die Erfindung

des Bischofs Oswald von Worcester hat einen ähnlichen Grund. Sie verschafft dem Kloster Ramsey nicht nur einen würdigen Gründer, sondern überbrückt auch die Diskrepanz beim Übergang von der Vor- zur Nachphantomzeit. Die Geschichte über die Lehrtätigkeit Abbos im Kloster Ramsey dient dem Verfasser dazu, als ein Schüler des berühmten Mathematikers seine eigenen computistischen Fähigkeiten herauszustellen und aufzuwerten.

An der Wende vom 10. zum 11. Jh. hätte sich ein Angelsachse niemals als Waliser ausgegeben oder sich, wie Smyth dem Autor der *Vita Alfredi* unterstellt, einen walisischen Wortschatz in Ortsnamen angeeignet, um in der Biografie eifrig davon Gebrauch zu machen und als lupenreiner Waliser durchzugehen. Zu dieser Zeit waren die Fronten zwischen England und Wales noch verhärtet, der Umschwung kommt erst nach der normannischen Eroberung.

Die vorgebrachten Argumente können nur auf einen Chronisten nach der normannischen Eroberung zutreffen, da zu diesem Zeitpunkt die Anglo-Normannen darauf bedacht sind, gute Beziehungen zu Wales herzustellen. Wenn Byrhtferth der Autor der *Vita Alfredi* ist, muss er später gelebt und gewirkt haben, als gemeinhin angenommen wird.

Die Überlieferung der *Vita Alfredi*

Es ist bemerkenswert, dass die *Vita Alfredi* nur in einem einzigen mittelalterlichen Manuskript aus dem 11. oder 12. Jh. existierte. Die lateinische Chronik des Florence respektive John von Worcester enthält eine fast wörtliche Teilabschrift, und in den drei oben angeführten, Byrhtferth zugeschriebenen Chroniken sind Auszüge, Interpolationen, Änderungen und Ergänzungen der *Vita Alfredi* überliefert. Außerdem wird sie in den Annalen über St. Neots genannt.

Die mehrfache Erwähnung der *Vita Alfredi* in den mit Ramsey und Worcester in Verbindung stehenden Chroniken des 11. und 12. Jh. scheint einen dieser Orte für ihre Komposition nahe zu legen, was aber keineswegs gesichert ist.

Es gibt nur wenige Personen oder Personengruppen, von denen man annehmen darf, dass sie diese Handschrift gesehen oder gekannt haben, denn nach ihrer lokal und temporär begrenzten Popularität für eine relativ kurze Zeit im 11./12. Jh., wird die *Vita Alfredi* nur noch einmal im 13. Jh. genannt und ist dann bis zum Ende des 16. Jh. von der Bildfläche verschwunden.

In diesen Jahrhunderten wird die Biografie über den sagenhaften König Alfred weder in England noch auf dem Kontinent verbreitet. Wilhelm von Malmesbury (1080/95–1143) und sein Zeitgenosse Geoffrey von Monmouth haben sie nicht gekannt oder sie wurde von ihnen ignoriert. Gleiches gilt für die Schreiber des 13. und 14. Jh., wie beispielsweise den anonymen Verfasser

des Epos über Gawein und den grünen Ritter, der zwar von Arthur mehrfach Gebrauch macht, aber Alfred nicht eines Wortes würdigt.

Die Biografie über Alfred wird weder in Altenglisch noch in Mittelenglisch oder Frühneuenglisch übersetzt und ist in Geschichte und Literatur des Mittelalters einfach unbekannt.

Der Gegenstand der Biografie, König Alfred von Wessex, ist während dieser Zeit noch weniger bekannt als die Lebensbeschreibung über ihn. Weder Geoffrey Chaucer noch John Milton führen ihn in ihren literarischen Schriften an und auch William Shakespeare lässt es sich entgehen, ein Theaterstück über ihn zu schreiben. Er würdigt ihn nicht einmal einer Nebenrolle, scheidet ihn also auch nicht zu kennen.

1574 wurde das Manuskript von Erzbischof Matthew Parker von Canterbury gefunden, unter dem Titel *Ælfredi Regis Res Gestae* in London publiziert und von John Day gedruckt. Durch die mystifizierende Lebensbeschreibung entsteht ein Geschichtsbild, das bewirkt, dass der westsächsische König Alfred ab dem späten 16. Jh. in England „Alfred der Große“ genannt wird, analog zu seinem Gegenstück Karl auf dem europäischen Festland.

Es bleiben die Fragen, wo das Manuskript der *Vita Alfreði* die vier Jahrhunderte, in denen man nichts von ihm hörte, überdauerte und wie es nach Canterbury gelangte. Wurde es vielleicht sogar dort, im Ausgangsort und Zentrum des römischen Christentums, erstellt oder von dort in Auftrag gegeben? Wie im Vorstehenden ausgeführt, dienten die Erfindung eines Königs Alfred von Wessex und die Fälschung einer Biografie über ihn nur dem einen Zweck, die Phantomzeit zu füllen und damit zu vertuschen.

Da nichts anderes bekannt ist, dürfen wir davon ausgehen, dass die von Erzbischof Parker erstmals publizierte Handschrift der *Vita Alfreði* entweder das Original war, oder die einzige Kopie, die jemals von einem verloren gegangenen oder absichtlich vernichteten Original erstellt wurde.

Später kam das Manuskript in den Besitz des Handschriftensammlers Sir Robert Bruce Cotton, wo sie von Humphrey Wanley entdeckt und in seinen 1705 herausgegebenen Katalog über alte Handschriften aufgenommen wurde. Nach einem von Wanley 1721 durchgeführten Handschriftenvergleich mit einer datierten Urkunde soll das als Cotton Otho A 12 signierte Manuskript der *Vita Alfreði* zu Beginn des 11. Jh. geschrieben worden sein [Stevenson, S. CXXXII], was sich aber nicht mehr nachprüfen lässt, weil das einzige überlieferte Manuskript, von dem man annimmt, dass es dem Parker'schen Druck zugrunde lag, 1731 bei dem bereits erwähnten Brand in der Cotton'schen Bibliothek in Ashburnham (Westminster), dem auch das ebenfalls nur in einer Handschrift überlieferte Gedicht über die Schlacht von Maldon zum Opfer fiel, vollständig zerstört wurde.

Literaturverzeichnis, ergänzend zu Teil I [3/2007, 715 f.]

- Gaimar, Geffrei (12. Jh.): *L'Estoire des Engleis*, s. Bell Oxford 1960
- Galbraith, V. H. (1964): Who wrote Asser's Life of Alfred? in: *Introduction to the Study of History*; London
- Laszlo, Renate (2006): Rätselhafte Zeitsprünge in England; in *Zeitensprünge* 18 (3) 677-691
- (2007): In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben; in *Zeitensprünge* 19 (3) 687-716
- Smyth, Alfred P. (1995): *King Alfred the Great*; Oxford
- (2002): *The Medieval Life of King Alfred the Great, A Translation and Commentary on the Text Attributed to Asser*; Houndmills
- Stevenson, William Henry (Hg. 1904): *Asser's Life of King Alfred*; Oxford
- Stubbs, William (Hg. 1874): *Memorials of Saint Dunstan, Archbishop of Canterbury*; London (Rolls Series 63)
- Sturdy, David (1995): *Alfred the Great*; London
- Wright, Thomas (1842): Some Historical Doubts Relating to the Biographer Asser; in *Archaeologia*, XXIX, 192-201

Renate Laszlo, 56460 Höhn, Postfach 1

Standortbestimmung für die Chronologiekritik

Heribert Illig in Abstimmung mit Gunnar Heinsohn
und Konsultation von Jan Beaufort und Andreas Otte

Abstract: Im letzten Heft wurde Einspruch erhoben [R./I. 778] gegen Weiterungen, die Hans-Erdmann Korth an der Phantomzeitthese fürs frühe Mittelalter vornehmen will. Es folgt hier die Begründung. Da die drei Artikel hintereinander im selben Heft standen, genügt jeweils Seitenzahl mit Initiale.

Korth möchte mit „minimalen Korrekturen“ [K. 738] aus der Phantomzeitthese ein durchgängig stimmiges Geschichtsmodell machen und eine Verschwörungstheorie zu einer wirklichen Phantomzeitthese ohne Verschwörung umwandeln, wie auch einem kurzzeitig ins Internet gestellten Aufsatz zu entnehmen war. Dazu braucht er:

- eine Rückrealisierung des 7. Jh. [K. 726],
- eine Verdopplung dieser Zeit zu einem fiktiven 4. Jh. [K. 728],
- neue Querverbindungen zwischen drei Jahrhunderten Phantomzeit im Westen und einer doppelten Phantomzeit im Osten (weder angesprochen noch entwickelt);
- die Einfügung von wohl mehr als 300 Jahren zwischen Cäsar und Augustus [K. 739].

Der Grund für diese Forderungen liegt nicht klar auf der Hand, gibt doch Korth nur indirekt die Schlüssel dazu. Im zweiten Artikel bezieht er sich auf Keilschrifttafeln und ihre astronomischen Daten [K. 744]. Franz Krojer und der ihn unterstützende Prof. Hermann Hunger haben sie bereits vorgetragen [vgl. Illig 2003, 489-495] und Krojer sie letztlich nicht als absolut zwingenden Gegenbeweis eingeschätzt [Krojer 205; vgl. Illig 2004, 626]. Starke [2007] hat sie neuerlich vorgetragen, weshalb Korth nun mindestens zwei dieser Tafeln mit ihrer Datierung nach Seleukidenära (und einem Arsaces) als unumstößlich nimmt [K. 762]: Wenn die Rückrechnungen zum selben Datum führen, dann müssten die Datierungen echt und damit die Tafeln nicht von der Kürzung der Zeitachse im frühen Mittelalter erfasst sein. Soweit ist alles konsequent gedacht, doch nun entwickelt Korth eine kühne These. Man müsse zum Ausgleich für die gestrichene mittelalterliche Phantomzeit mehr als 300 Jahre in die Geschichte der Antike einfügen, die möglicherweise als unerkannte Verdopplung parallel in den Geschichtsbüchern geführt werden [K. 765].

Cäsars Lücke ?

Der Nachweis dieser Verdopplung ist noch nicht geführt, aber der 'Operationsschnitt' ist festgelegt: zwischen Cäsar (100–44) und Augustus (-63 bis +14). Dieser Vorschlag ist mehr als problematisch, überlappen sich doch nicht nur die Lebensdaten beider Potentaten, sondern Augustus ist Großneffe, Adoptivsohn und Haupterbe Cäsars. Warum sollte ausgerechnet hier eine Trennfuge von mehr als 300 Jahren eingefügt werden? Dafür hat Korth nur ein dürftiges Argument:

Nach dem Mord an den Iden des März -44 habe die Sonne viele Monate mit getrübbtem Licht geschienen. Weil aber grönländische Eisbohrkerne für dieses Datum einen hohen SO_4 -Wert zeigen, 300 Jahre später jedoch keinen, müsse Cäsars Tod in dem Abstand zur Gegenwart bleiben, den die herkömmliche Chronologie vorschreibe [K. 739 f.].

Ist es zulässig, wegen derart weniger naturwissenschaftlicher Messwerte die Chronologie dermaßen umzugestalten? Ich bin der Überzeugung: Nein, zumal diese Messwerte ganz unzureichend hinterfragt werden. Da müsste denn doch untersucht werden, an wie vielen Stellen im Polareis erhöhte Sulfatwerte als 'Fingerabdrücke' von Vulkanausbrüchen zu finden sind. Vor Jahren sprach ich einen Mitarbeiter des Alfred-Wegener-Institut für Polar- und Meeresforschung, Bremerhaven. So erfuhr ich, dass man selbstverständlich die Eisbohrkerne an einem so präzise datierten Vulkanausbruch wie dem des Vesuvs am 24. 8. +79 kalibrierte. (Unbekannt war dem Informanten freilich, dass dieser Ausbruch kein singulärer war, sondern ihm weitere anno 203, 472, 512 und 1139 folgten, um nur die größeren zu nennen. Das macht den 'fingerprint' vieldeutig.) Auf alle Fälle gibt es für +79 dank erfolgter Kalibrierung einen 'passenden' Sulfatwert, womit der bisherige Abstand von Cäsar und Augustus bestätigt würde, so man überhaupt von dem richtigen Ausbruch ausgeht, was Korth nicht anzweifelt.

Wenige Zeiten sind so gut belegt wie der Aufstieg Cäsars zum dauernden Diktator, die Zeit nach seiner Ermordung, die Machtkämpfe – Cicero, Marcus Antonius, Kleopatra, Pompeius – bis hin zur Einführung des Prinzipats und zum Augustus-Titel des Oktavian. Wer all diese Verknüpfungen wegen ein paar physikalischer Messdaten durchschlägt, kann praktische jede Geschichte nach Gutdünken zerfetzen und neu zusammensetzen. Doch das ist nicht unser Ziel, sondern eher das der Gruppierung um Fomenko, die fast ausschließlich auf Geschichtsdaten setzt und der Archäologie nur bescheidenen Erkenntnisgewinn zugesteht (s.u.).

Das +7. Jh. – real oder irreal ?

Ging es hier immerhin noch um keilschriftliche Astronomiedaten, fehlt für die Rückgewinnung des 7. Jh. und seiner fiktionalen Verdopplung zum 4. Jh. jede

Begründung. Außer man ließe die blanke Vermutung, Konstantin VII. habe sich im 10. Jh. einen übermächtigen Kaiser Konstantin d. Gr. geschaffen [K. 726], als Argument gelten.

Diesem Gedanken fehlt buchstäblich die Erdung, besteht doch Konsens zwischen herkömmlicher Historik und Chronologiekritik, dass sich das 7. Jh. wie das 8. und 9. Jh. in Byzanz als „dark age“ präsentieren. Das lässt sich mit einem reichsweiten Argument bestätigen. Kaiser Heraklius, der in der Kaiserliste von 610 bis 641 geführt wird, muss einen rätselhaften Münzverlust hinnehmen: Gegen 612 geht die Zahl der Münzprägungen wie der -funde dramatisch nach unten [vgl. Illig 1999, 164], begleitet von dem Verlust fast aller Münzprägeorte im Reich [Haldon 186 f.] – bis nur noch Konstantinopel und Syrakus überdauern. (Die *Fischer Weltgeschichte* [133] trägt dem nur dadurch Rechnung, dass sie für Kaiser Theophilos (821–842) berichtet: „Er war der erste Kaiser seit nahezu zweihundert Jahren, dessen Münzen im ganzen Reich zirkulierten.“) Nachdem die Kurzbezeichnungen auf den Münzen zwischen Heraklius und Konstantin keine Verwechslung zulassen – hier HERACLIUS, dort CONST –, bleibt dem Heraklius ein rätselhafter Münzschwund, den nur die Phantomzeitthese motivieren kann, sofern dem Heraklius einige Regierungsjahre bleiben – im Falle meiner These rund 4 Jahre, bei Korth lediglich 2 Jahre.

Herkömmlich wird dieser Münzschwund mit dem Aufstieg des Islam motiviert. Doch seine Expansion setzt erst konvent. 632 ein, der erste größere Schlachtsieg gegen byzantinische Truppen erfolgt 634 südwestlich von Jerusalem. Insofern kann der Münzschwund zwischen 612 und 632 nicht mit der Ausbreitung des Islams, sondern allenfalls mit den persischen Angriffen begründet werden.

Ab da erlebt Heraklius bis 641 stetigen Machtverlust, der sich unter seinen für uns fiktiven Nachfolgern im 7. Jh. zu dramatischen Gebietsverlusten aufschaukelt. Daraus einen im völligen Kontrast höchst erfolgreichen Konstantin d. Gr. als Fiktion zu erschaffen, ist schwerlich durch die Geschichte zu decken. Das würde sich damit fortsetzen, dass die Entwicklung des Christentums vom Mailänder Toleranzedikt, 313, bis zur Einführung als Staatsreligion, 391, aus der Geschichte herausfällt, obwohl sie sich danach genau entsprechend weiter entfaltet. Dasselbe würde für Byzanz gelten: Von der offiziellen Hauptstadtverlegung, 330, bis zur offiziellen Reichsteilung, 395, bliebe das spätere Byzanz ohne Wurzeln.

Das 4. Jh. unreal ?

Hier greift Korth ohne erkennbaren Grund und völlig mutwillig in den Geschichtsverlauf ein, zumal die neuen Sprungstellen – ca. 300|401 und ca. 701|911 – so wenig angesprochen werden wie der Umstand, dass gegeneinan-

der verschobene Zeiten in West und Ost zu sehr vielen zerrissenen Geschichtsfäden führen, die alle neu und anders geknüpft werden müssten. Dabei demonstriert Korth [732-735] selbst auf vier Seiten, wie schwierig es ist, auch nur die bislang einzige Sprungstelle 614||911 halbwegs verlässlich zu schließen.

Unter der Erdoberfläche sieht es nicht besser aus: Wer einen Konstantin d. Gr. zur Fiktion erklärt, muss alle ihm zugeschriebenen Bauten, meist Fundamente unter späteren Bauten, auf neue Bauherren verteilen. Würde dann Justinian als nachfolgender Bauherr seine eigenen Bauten verlieren, indem er nun die Fundamente der konstantinischen Bauten erhielte, während Heraklius die ganze Baupracht des Justinians übernehme, obwohl ihm keine Bauten zugeschrieben werden, während Prokop sie explizit dem Justinian zuschreibt? Auch hier führt ein Umkrepeln aller Baubezüge nur in eine Sackgasse.

„Aber was ist mit Morosow?“ [K. 754 f.] Der russische Wissenschaftler hat 1907 darauf hingewiesen, dass die Johannes-Apokalypse eine Himmelskonstellation am Ende des 4. Jh. wiedergebe. Da er nur die Apokalypse verschieben wollte, musste er sie innerhalb der christlichen Geschichte um 300 Jahre verrücken – mit nicht behebbaren Reibungsverlusten. Die Phantomzeitthese löst das elegant, indem sie die christliche Evolution *samt* Apokalypse um rund 300 Jahre verschiebt, ohne innere Verknüpfungen zu zerstören. Morosow musste für seine ‘Lösung’ als Autor der Apokalypse einen 300 Jahre später lebenden Johannes Chrysostomus vorschlagen, der als Patriarch zu einer längst akzeptierten Religion gehört. Wenn Korth jetzt an diesem festhalten will, dann bringt er ihn als Patriarch samt Vorgängerbau der Hagia Sophia [K. 755] in eine Zeit, wo es noch Christenverfolgung und kein Toleranzedikt gab. So endet auch dieser Erklärungsversuch erfolglos. (Wenn Korth seiner eigenen These trauen würde, dann müsste er die Johannes-Insel Patmos und Kleinasien dem byzantinischen Reichsteil zuschlagen und akzeptieren, dass Chrysostomus in seiner Phantomzeit lebt und die Rückrechnung für die Apokalypse in die letzten Jahre des 3., nicht des 4. Jh. zurückführt.)

All diese Willküreingriffe werden damit motiviert, dass es Konstantin VII. im 10. Jh. „schlicht um die Macht, um den Vorrang Konstantinopels“ gegen Rom ging [K. 726, auch 724]. Aber Rom und der Westen waren damals keine Größe: Das Rom des 10. Jh. kannte Stadtfamilien im Streit um ein Papstamt, der so widerwärtig ausgetragen wurde, dass Gerbert von Aurillac seine 996 erstmals vorgeschlagene Erhebung zum Papst ausschlug und erst 999 zur Amtsannahme gebracht werden konnte. So war der Papst dem Patriarchen von Konstantinopel noch weit unterlegen; und der sächsische König Otto I. erbat sich – wie der aufstrebende Bulgarenkhan – kniefällig eine byzantinische Prinzessin für seinen Sohn, um der Macht von Byzanz näher zu kommen – doch nicht umgekehrt!

Chronologiekritik

An dieser Stelle beziehe ich mich auf unsere Methode der Chronologiekritik, deren Ergebnisse selbstverständlich kritisierbar sind und vorangebracht werden wollen. Als ich den Gedanken von drei Jahrhunderten Phantomzeit in Europa formte, gehörten zu den Auslösern die große Zahl an mittelalterlichen Fälschungen wie auch die Kalenderreform von 1582, die nach eingehender Prüfung 'Schlupf' ließ für eine Zeitkürzung. Aber der eigentliche Nachweis ergab sich aus dem Widerstreit von Bauten, Funden und Schriften, der bis zum Überdruß der *Zeitensprünge*-Leser von vielen Autoren europaweit und quer durch die Alte Welt aufgezeigt worden ist.

Um einem Keilschriftdatum, also einem Schriftnachweis Rechnung zu tragen, kreierte Korth rasch ein neues Erfindungs-Motiv für Konstantin VII. und baut die Geschichte willkürlich um. Mir erscheint das als Pervertierung der Grundidee. Selbstverständlich sind die Keilschrifttafeln zu berücksichtigen, aber es ist auch zulässig, dass das Suchen nach einer Lösung Zeit beansprucht. Ich erinnere nur daran, dass im Jahr 2000 europaweit des 1200. Krönungstages Karls d. Gr. gedacht wurde – doch kein Mediävist, kein Kalenderkenner hat darauf hingewiesen, dass diese Krönung einer taggenauen und einer machtpsychologischen Vorgabe entsprochen hat, die schon 497 Jahre zurücklag und den Mediävisten seit mindestens 200 Jahren bekannt ist [vgl. Illig 2000, 634], ohne dass sie einer Lösung dieses Problems näher gekommen zu sein, was ohne Chronologiekritik auch nicht möglich erscheint.

Wenn also Starke, auf den Korth reagiert hat, 2007 wegen dieser Keilschrifttafeln vom Paulus zum Saulus wird, die Phantomzeitthese wegen seiner Berechnungen verwirft und sie als „Mythos“ entlarvt sieht [Starke 2008], dann stünde ihm ein wenig Geduld gut an, wie es auch keinen Grund gibt, in Panik auf Starkes Vorwürfe zu reagieren. Denn Starke hat nur ein weiteres Schriftzeugnis vorgebracht, aber mit keinem Wort die Fundleere entkräftet. Es bleibt also – nur verschärft – beim Widerspruch zwischen Schriften und archäologischem Befund.

Verschwörungstheoretisches

Korth tritt nach seinem Geschichtsumbau mit dem Anspruch auf, „Phantomzeit ohne Verschwörung“ präsentieren zu können, wie er bereits in der ersten Überschrift hervorhebt [K.724]. Er wollte sich damit von dem steten Vorwurf der „Verschwörungstheorie“ lösen, der meine These durch die Jahre begleitet. Er wird desavouierend immer erhoben, wenn sich auf die Schnelle kein besseres Argument finden lässt [vgl. Illig 719 f.], zielt aber auch darauf, dass 'weltweit' eine konzertierte Aktion abgelaufen sein müsse, um den kaiserlich-päpstlichen Beschluss zum Uhr-Vordrehen durch die Jahrhunderte umsetzen

sollte. Auch hier sind von unserer Seite gute Begründungen geliefert worden, wie eine solche Aktion abgelaufen sein kann, ohne eine alles kontrollierende Zentrale im Vatikan vorauszusetzen.

Korth schließt sich diesen mediävistischen Vorwürfen an [K. 732], indem er von einer Erfindung spricht, die „praktisch unmöglich“ war. Dagegen erforderte die von ihm vorgeschlagene Geschichtsrevision seiner Meinung nach „keinen sonderlich großen Aufwand“ [K. 728]. In Wahrheit würde sie ungleich mehr planerischen Aufwand erfordern, da viel mehr Sprungstellen kaschiert werden müssten. Wir wollen prüfen, ob es wenigstens ohne verschwörungstheoretischen Anteil geht.

Zunächst übernimmt Korth für den Westen meine gesamte Phantomzeittheorie, übernimmt also auch sämtliche Anteile, die (zu Unrecht) Verschwörungstheorien zugerechnet werden. Er erweitert sie um weitere Verdächtigungen: Da wird – wie aus anderen Arbeiten von ihm deutlicher wird – der Tod von Papst Gregor V., also von Ottos Vetter Brun, dem Kaiser Otto III. angelastet: Weil der Papst beim Uhrvordrehen nicht mitspielen wollte, habe ihn der Kaiser beseitigen lassen. Und weil Otto III. sein Ansehen als Kaiser verspielte, ließen ihn seine eigenen Adligen beseitigen („er war nicht mehr tragbar“ [beides K. 725]).

Im Osten übernimmt Korth meine Zuschreibung der Geschichtsumschreibung an Konstantin VII. und damit auch hier alle verschwörungstheoretischen Anteile. (Freilich fehlt in Korths Fazit [K. 738] die Einfügung von wenigstens 8. und 9. Jh., die er sonst voraussetzt.) Hinzu tritt eine neue Unterstellung: Konstantin VII. habe sich aus machtpolitischen Erwägungen einen übermächtigen Konstantin I. erfunden und dafür den Kaiser Heraklius seiner Leistungen beraubt. Außerdem sei damit der Arianismus „in eine weit zurückliegende Vergangenheit verschoben“ worden [K. 728].

Argumente? Angeblich ungewöhnlich viele – dann aber ungenannt bleibende – Parallelen zwischen dem 7. und 4. Jh. und auffällig gleiche Abstände zwischen ein paar kaiserlichen Sterbejahren [K. 729]. Sie „lassen eine willkürliche Verdoppelung vermuten. Ein Zufall erscheint ausgeschlossen“ [K. 727]. Um von einem Argument sprechen zu können, bedürfte es aber einer statistischen Auswertung aller byzantinischen Regendentaten. Erst wenn sich zeigt, dass ausschließlich bei Abständen von 304 Jahren eine signifikante Häufung auftritt, wäre ein Argument gewonnen. Andernfalls wären die vier ‘passenden’ Lebensdaten der Fernrohrbenutzer Giorgione und Elsheimer auch ein zwingender Beweis dafür, dass die beiden identisch waren oder einer nach dem Muster des anderen erfunden worden ist (vgl. S. 239).

Für ein reales 7. Jh. und ein fiktives 4. Jh. fehlen bislang alle Beweise, die – da solche Thesen nicht an einem Tag entworfen und bewiesen werden können – natürlich nachgeliefert und dann auch kritisch in Augenschein genom-

men werden könnten. Beim Arianismus scheint dies schwer möglich. Denn westgotische Könige bleiben arianisch bis 610, Columban gründet 614 im oberitalienischen Bobbio ein Kloster zur Bekämpfung des Arianismus und langobardische Könige bleiben arianisch bis 662, so dass diese Häresie bei einem fiktiven westeuropäischen 7.–9. Jh. bis ins 10. Jh. ausstrahlen muss. Von einer für Konstantin VII. weit zurückliegenden Vergangenheit kann also nicht gesprochen werden. Z.-A. Müller [M. 600 ff.] hat im letzten Heft auf die Probleme hingewiesen, die mit der von Korth zusätzlich angesprochenen Gleichheit zwischen Ali und Arius [K. 728] heraufbeschworen werden.

Bei den häretischen Paulikianern [K. 728] träte ein ähnliches Problem auf: Bislang liegt ihr gesamtes Auftreten innerhalb der Phantomzeit. Wird das 7. Jh. wieder real, wird auch ihr Entstehen real – doch wann verschwindet dann die Sekte?

Unterm Strich enthält Korths Thesengebäude deutlich mehr unter Verschwörungsverdacht fallende Anteile als das bisherige Konzept. Sein im Internet kurzzeitig lesbarer Hinweis, er würde meine Verschwörungstheorie durch eine echte Phantomzeitthese ablösen bzw. er biete eine „Phantomzeit ohne Verschwörung“ [K. 734], entspricht nicht der Realität. Diese Rettungsversuche wegen immer interpretationsbedürftiger Keilschrifttexte brächten der bisherigen Phantomzeitthese nur neue Vorwürfe als Verschwörungstheorie ein und machten sie generell unwahrscheinlicher.

Geschichtserfindung

Die Versuchung ist groß, Geschichte zu erfinden. Wer einmal erkannt hat, auf was für schwachen Fundamenten unser Geschichtsbild ruht, wird um so leichter auf den Gedanken verfallen, die uns erhaltenen Fragmente neu – nach eigenem Gusto – zusammenzusetzen. Der Forscher als Demiurg, als göttlicher Weltbaumeister – das ist ein aufregendes Gefühl.

Es beschleicht einen unwillkürlich, wenn man anfängt, ganze ägyptische Dynastien en bloc zu verschieben, zu parallelisieren, gleichzusetzen. Wer die größeren Bögen zieht, die im Altertum nicht nur Ägypten, sondern auch das Zweistromland und den nordöstlichen Mittelmeerraum umfassen, kann noch leichter dieser Versuchung erliegen. Keiner ist dagegen gefeit, der von einem kleinen Puzzlestein vordringt bis zum Gesamtbild.

Die universitäre Fremdkontrolle ist ihrerseits nicht objektiv, sondern gemeinhin darauf ausgerichtet, ungeachtet der Güte von Argumenten unbeirrbar den status quo der Forschung beizubehalten und nur kleine Entwicklungsschritte in Richtungen zuzulassen, die der Mainstream für akzeptabel hält. Wir sehen dies gerade im Falle von Raoul Schrott und seinen Gedanken zu *Homers Heimat*. Selbstverständlich muss sich mit Joachim Latacz ein Verteidiger des bisherigen Troia (an der türkischen Westküste) aufs Entschiedenste

gegen einen unkonventionellen Newcomer wie R. Schrott stellen (vgl. in diesem Heft auf S. 46). Es ist also gar kein spezifisch chronologiekritisches Moment, dass der Mainstream wegen irgendeines Arguments nicht plötzlich bergauf fließt, um im Bild zu bleiben. Tritt Chronologiekritik noch hinzu, wird also der bis dato geglaubte Geschichtsablauf grundsätzlich in Frage gestellt, wird die Erregung noch größer. Auch ein Starke, der es sich nicht verzeiht, eine Zeitlang abseits vom Mainstream eigene chronologiekritische Zweifel zugelassen zu haben, wird uns um so entschiedener bekämpfen

Um so wichtiger ist für uns die Selbstkontrolle, das unablässige Prüfen der eigenen Argumente und das gewissenhafte Aufspüren der Schwachstellen im bisherigen Gesamtsystem. Wird sie nicht durchgeführt, dann kann es zu dramatischen Entwicklungen kommen, die wir als Fehlentwicklungen bezeichnen müssen.

Geschichtsklitterungen

Bekanntestes Beispiel ist Anatolij Fomenko und seine Schule. Seit er 1994/95 aus dem russisch-kyrillischen in den englischen Sprachraum vordrang [vgl. Illig 1995], hat sich in Deutschland ein Kreis um Eugen Gabowitsch gebildet (Potsdamer Geschichtssalon), der lebhaft darum kämpft, die gesamte Hochkultur in die Zeit ab 910 n. Chr. zu bringen. Jüngstes Beispiel dafür ist die Verkündung der These: Pompei wurde im Jahr 1631 n. Chr. zerstört. Bislang begnügte sich sogar Fomenko mit einer Zerstörung bei 1120 [ebd., 117], allerdings gefolgt von einer zweiten Verschüttung nach 1500.

Ich lasse offen, ob noch im 17. Jh. die Römer geherrscht hätten oder nur die mittlerweile aufgegebene Ansiedlung zerstört worden ist, weil es dabei nur um eine Differenz von einigen Jahrhunderten ginge. Für Fomenko aber geht es um Jahrtausende, setzt er doch römische Herrschaft zeitgleich mit der griechischen Blütezeit – Bau der Akropolis – und dem Blühen der ägyptischen Kultur – Bau der Gizeh-Pyramiden.

Sein Motiv ist bekannt: Das Zerfallen der Sowjetunion erzeugte im Konflikt mit einem aufstrebenden China ein großes Bedürfnis, zumindest eine grandiose Vergangenheit zu haben, die noch vor der chinesischen Kultur einsetzt und zeitweilige Dominanz über ganz Europa einschließt. Hier kommt der negative Aspekt des Demiurgen voll zum Tragen. Bekanntlich hat die Gnosis den Gedanken hervorgebracht, die Materie, der Grund alles Bösen,

„ist das Werk des Bildners oder *Demiurgen*, eines von der Gottheit geduldeten untergeordneten Geistes, eines bösen, aber reuigen Wesens. Die Welt ist also eine Art Gegenschöpfung und zugleich eine Scheinschöpfung“ [Friedell 4].

Der die Gnosis ablehnende Marcion, der im 2. Jh. eine Gegenkirche zur entstehenden christlichen Kirche errichten wollte, ging noch weiter. Es gibt

einen unbekanntem, gütigen Gott und seinen von ihm gesandten Sohn, Jesus, und es gibt den Demiurgen; dieser ist

„weder gut noch böse, sondern gerecht und schlimm, nicht *malus*, aber *conditor malorum*, Urheber der Übel; ein Gott, der seine Sache schlecht gemacht hat“ [ebd., 11].

Wir können hier den theologischen Konflikt jener Zeit beiseite lassen. Entscheidend ist der Hinweis, dass der Handelnde sich gewissermaßen immer die Hände schmutzig macht. Das muss er wissen und das gilt gleichermaßen für die Konstrukteure des Mainstream-Geschichtsbildes, die es freilich gerne als ‘gottgegeben’ hinstellen, wie für seine Kritiker. Die Versuchung, alles von Grund auf neu zu konstruieren, tritt freilich fast nur an die heutigen Kritiker heran. Um so vorsichtiger sollten sie zu Gange sein. Christoph Pfister und Ulrich Franz tendieren seit einiger Zeit in Fomenkos Richtung, während Uwe Topper zwar mit Gabowitsch zusammenarbeitet, aber schwer festlegbar ist.

Nun ist z.B. auch Walter Dubronner [2007; 2008] mit einem Gedanken hervorgetreten, der die Geschichte in einem Teilbereich noch gründlicher umstürzt als Fomenko, will er doch dekretieren, dass die gotischen Kathedralen keineswegs aus dem Mittelalter stammen, sondern aus dem 19. Jh. Als ‘Beweis’ führt er an, dass die Dome von Köln, Ulm, Regensburg und Meissen erst damals (zu Ende) gebaut worden seien und Abbildungen vor 1800 keine derartigen Bauten zeigen würden. Auch hier ist das Bedürfnis zu erkennen, die Geschichte wie ein Herostrat zu zerstören bzw. völlig umzuwerfen.

Dabei lässt sich hier sehr einfach erwidern. Man muss nur einen der vielen Nachdrucke der *Schedelschen Weltchronik* von 1493 aufschlagen, um zu sehen, dass Dubronners Gedanke jede Grundlage fehlt. Abgebildet werden der Torso des Kölner Doms mit Baukran [Blatt 91], der Regensburger Dom mit unvollendeten Türmen [Bl. 98], das Ulmer Münster mit Kran und einem Notdach über dem Turmstumpf [Bl. 191], aber auch vollendete Türme wie der von Straßburg [Bl. 140], mit 142 m der höchste aus dem Mittelalter erhaltene Turm (noch höher waren z.B. Beauvais oder Rouen) oder die Türme der Nürnberger Kirchen St. Lorenz und St. Sebald [Bl. 100]. Am trennschärfsten fällt die Abbildung Münchens aus [Bl. 226]: Die Türme der Frauenkirche sind aufgemauert wie heute, doch fehlte ihnen 1493 noch der Abschluss, wollte man doch Ende des 15. Jh. keine Maßwerkspitzen mehr. Erst gegen 1525 wurden die sog. Welschen Hauben aufgesetzt, seitdem ein Wahrzeichen Münchens.

Es ist also nichts mit der Revolution im Kirchenbau, nichts mit der Freude, dem herrschenden Geschichtsbild endgültig den Todesstoß zu versetzen – außer man bleibt konsequent und entscheidet sich dafür, dass Schedels in Holz geschnittene Druckvorlagen nicht aus dem Jahr 1493, sondern aus viel späterer Zeit stammen. Doch dann hätten ihre Fälscher auch noch die

lateinischen wie die kolorierten Ausgaben samt der erhaltenen handschriftlichen Druckvorlage und aller erhaltenen Verträge zwischen den Beteiligten fälschen müssen. Doch mögen solche Postulate die Freude an der Geschichtszerschlagung noch erhöhen.

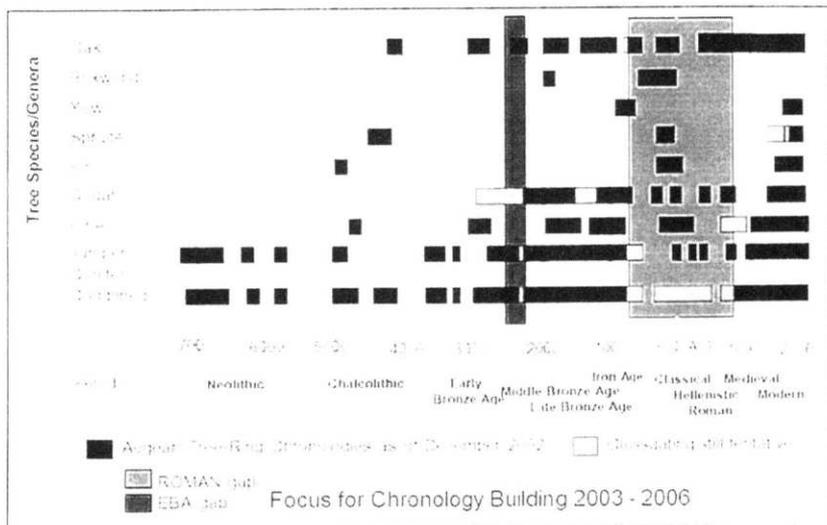
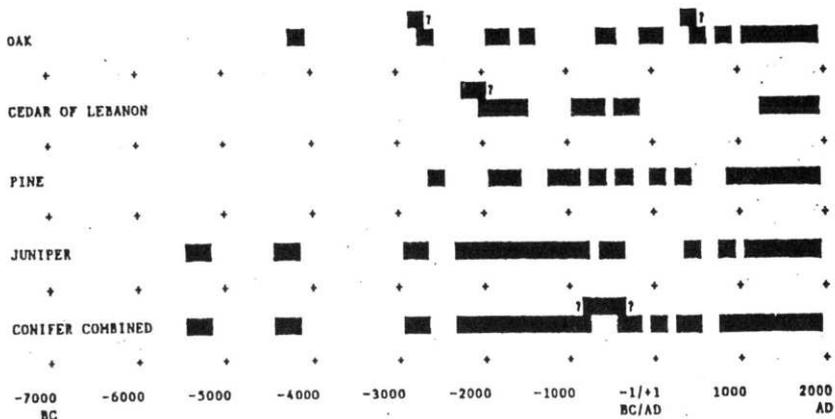
Außerdem hat jeder die Freiheit, sich dafür zu entscheiden, dass ihn eine schlecht zusammengestückelte Vergangenheit überhaupt nicht mehr interessiert, sondern nur noch Gegenwart und Zukunft. Ich will hier nicht darüber philosophieren, ob dieser Gedanke gut oder schlecht ist.

Ergänzungen

Korth [757] bringt den Begriff „roman gap“ ins Spiel, der bislang nicht im Bulletin zu lesen war. Korth beschränkt ihn aber auf Funde aus vorchristlicher Zeit [K. 757]. Tatsächlich geht es für Kuniholm [2006] um den Bereich von -600 bis +600. Er hat 2003 eine aktuelle Grafik abgebildet, die die bislang 18 geborgenen römischen Schiffswracks und Baubefunde einschließt, wobei die römische Bautechnologie in Stein und Beton wesentlich weniger Holzreste hinterlassen hat als andere Zivilisationen. Seine Grafik (hier auf S. 203) zeigt den „roman gap“ innerhalb der dendrochronologischen Sequenzbildung von der Gegenwart zurück bis ins -8. Jtsd., aufgeteilt nach Holzarten. Ins Auge springt sofort der Umstand, dass keine Dendro-Sequenz von der Gegenwart aus weiter zurückreicht als bis ca. +350 (Eiche), die kombinierte Kurve nur bis ca. +600. Alle anderen Balkenelemente sind 'schwimmend', können also nicht durch dendrochronologische Methoden bestimmt worden sein, sondern entweder durch Begleitfunde oder durch C14 – so bestätigt sich das Faktum, dass die Dendrochronologie nicht aus sich heraus absolute Daten produzieren kann. Insofern werden hier Blöss und Niemitz [1997] wieder in ihr Recht gesetzt, das Korth ihnen „im strengen Sinne“ zugesteht, doch für den praktischen Gebrauch streicht [K. 746].

Vor 17 Jahren habe ich auf die Vorgängergrafik von 1990 verwiesen [Illig 1991] (hier S. 203). Sie hat sich, wie der Vergleich zeigt, binnen 13 Jahren nicht wesentlich gebessert. Nach wie vor hängt die chronologische Standardsequenz im Mittelmeerraum über viele Jahrtausende in der Luft.

Korth versucht auch einen Abgleich zwischen Dendrochronologie, C14 und Eisbohrkernen. Dafür sucht er nach jener Klimakatastrophe, die David Keys wegen der Baumringbefunde +535 abrupt einsetzen lässt. Mit einer raschen Umformung des Dendro-Jahres 536 in das Eiskernjahr 472 und in das Korth-Jahr 172 [K. 752] sei alles richtig auf Reihe, immer unter der Prämisse, dass ein Holzfund aus Arizona die dafür wesentlichen Daten liefere, nämlich einen dünnsten, schwächsten Jahrring bei 536 [vgl. K. 748]. Nun spricht Keys von einer Klimakatastrophe, die sich mehrere Jahre lang global ausgewirkt hat. Sie kann nicht durch einen einzigen sehr schmalen Ring, sondern könnte



Vergleich ägäisch-ostmediterranener Baumring-Chronologien 1990/ 2003: Bei dem jüngeren Balkendiagramm ist der „Roman gap“ als breites vertikales Band eingefügt, den keine Holzchronologie ohne Lücke quert [Kuniholm 1990 (vgl. Illig 1991, 127); Kuniholm 2003, p. 3].

nur durch eine Abfolge mehrerer sehr schmaler Ringe belegt werden. Eine solche Sequenz ist auf dem Arizona-Holz weder bei den schmalen Ringen für 526, 536 oder 554 festzumachen, sondern beginnt erst mit dem Ring, der dem Jahr 558 zugeordnet wird. Korths Abgleich zwischen den drei Datierungsmethoden ist also misslungen.

Eine solche Sequenz ist auf dem Arizona-Holz weder bei den schmalen Ringen für 526, 536 oder 554 festzumachen, sondern beginnt erst mit dem Ring, der dem Jahr 558 zugeordnet wird. Korths Abgleich zwischen den drei Datierungsmethoden ist also misslungen.

Wir misstrauen – eingeschlossen sind alle Autoren, die bislang kritisch die antike Chronologie geprüft haben, von Beaufort und Dayton bis Weissgerber und Zysman – mit guten Gründen den einschlägigen C14-Vorgaben. Korth [761] bemüht nun nochmals jenen C14-Wert für die Eruption des Thera-Vulkans, der das Jahr -1628 fixieren soll und deshalb bereits kritisiert worden ist [Illig 2006]. Er bringt gemäß seiner eigenen Methodik rund 650 Jahre in Abzug und erhält damit den Untergang von Knossos – den diese Eruption gar nicht verursacht hat – vor ca. 3.100 Jahren. Das entspricht aber nicht dem Jahr -1100, sondern – da Korth die mittelalterliche Phantomzeit gestrichen hat – dem Jahr -1400. Er liegt damit weiterhin innerhalb der höchst umstrittenen mainstream-Daten für Thera, doch weit entfernt von unseren Ansätzen im -8./7. Jh. Hier ist unsere seit über 25 Jahren vorgetragene Kritik auf taube Ohren gestoßen, bei deren Anwendung Hunderte von dunklen Jahren zwischen dem Untergang der mykenisch-minoischen Welt und dem Aufblühen der griechischen Stadtstaaten im -7. Jh. entfallen. Damit zeigt sich Korth unberührt von den Anforderungen einer stratigraphisch abgesicherten Geschichtsschreibung, der die *Zeitensprünge* verpflichtet sind. Die Rettung von Geschichtsperioden ohne Schichten in der Erde kommt weder durch astronomische Kalkulationen vom Himmel her noch durch selektive Auswertungen aus Eisbohrkernen.

So gilt einmal mehr [vgl. bereits Illig 2006]: Einige wenige physikalische Messwerte können mit schlechter Kalibrierung nicht die Basis für grundstürzende Geschichtskritik sein! Gegenwärtig wirken Historiker gegenüber geschichtsnihilistischen Naturwissenschaftlern einigermaßen hilflos, vor allem wegen deren unkontrollierbaren black-box-Daten. Deshalb weigern sich zum Beispiel die Mediävisten, ihre Urkunden mit C14 datieren zu lassen und so den Physikern die Paläographie samt Diplomatik zu überlassen. Für Dendrochronologie, Radiokarbonmethode und Eisbohrkernauswertungen empfiehlt es sich tatsächlich, den ansonsten zu Recht verpönten Begriff „Hilfswissenschaften“ zu benutzen.

Literatur

- Dubronner, Walter (2007): Gotische Münster und Kathedralen; in *VGN-Nachrichten* 2007, 19-21; Bruchsal
- (2008): Gotische Münster und Kathedralen; in *Efodon* (1) 38 f.
- Fischer Weltgeschichte Bd. 13: *Byzanz* (Hg. Franz Georg Maier, 1988); Frankfurt/M.
- Fomenko, Anatolij T. (1994): *Empirico-Statistical Analysis of Narrative Material and its Applications to Historical Dating*; Dordrecht · Boston · London (2 Bände)
- Friedell, Egon (1963): *Kulturgeschichte des Altertums*; München (1936)
- Haldon, J. F. (1997): *Byzantium in the seventh century. The transformation of a culture*; Cambridge (1990)
- Illig, Heribert (1991): Dendrochronologische Zirkelschlüsse; in *Vorzeit-Frühzeit-Genwart* 3 (3/4) 125-129
- (1995): Fomenko – der große statistische Wurf? Rezension und Standortbestimmung; in *Zeitensprünge* 7 (2) 104-121
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2003): Rückweisung der bislang gewichtigsten Kritik an der Phantomzeitthese; in *Zeitensprünge* 15 (3) 478-507
- (2004): Siebig's Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmitteldebatte und mehr; in *Zeitensprünge* 16 (3) 625-652
- Illig (2006): Wiederholter C14-Unfug. Erneut Geistes- gegen Naturwissenschaften bei Santorin, St-Odile und Kruzifixen; in *Zeitensprünge* 18 (2) 400-403
- K = Korth, Hans-Erdmann (2007a): Chronologie und Überlieferungen. Phantomzeit ohne Verschwörung; in *Zeitensprünge* 19 (3) 724-743
- (2007b): Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt die Phantomzeit-These? in *Zeitensprünge* 19 (3) 744-766
- Krojer, Franz (2004): Diskussion nur vordergründig »hinfällig«; in *Zeitschrift für Anomalistik* 4 (1-3) 203 ff.
- Kuniholm Peter Ian (2003): Aegean Dendrochronology Project December 2003 Progress Report; in <http://dendro.cornell.edu/reports/report2003.pdf>
- (2006): Aegean Dendrochronology Project December 2006; in <http://dendro.cornell.edu/reports/report2006.pdf>
- Müller, Zainab-Angelika (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeitensprünge* 19 (3) 600-609
- R./I. = Reinhard, Tom / Illig, Heribert (2007): Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme; in *Zeitensprünge* 19 (3) 767-779
- Schedel, Hartmann (1493): *Buch der Chroniken und Geschichten*; Nürnberg (Nachdruck 1933, Leipzig)
- Schrott, Raoul (2008): Homers Heimat. *Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe*; München
- Starke, Ronald (2007): *Astronomische Untersuchung zur Widerlegung des Chronologierevisionismus*; unter www.aryabhata.de/illig/chro74.pdf
- (2008): *Widerlegung der Chronologierevision. Teil II. Antwort an die Kritiker. Abschluss der Widerlegung; Enttarnung des Mythos*; unter www.aryabhata.de/illig/AnhangI.pdf

Padua ohne 297 Jahre zwischen 602 und 899

Gunnar Heinssohn

I. Leerstellen und Verdopplungen in der frühmittelalterlichen Geschichte Paduas

Einen Knotenpunkt ersten Ranges bildet Padua (ital. Padova) bereits in der Antike. Durch sein dichtes Flussnetz hat das Veneto ökonomische Verbindungen immer erleichtert. Die ideale Lage Paduas mit den Flüssen Brenta und Bacchiglione zwischen Lagune und Po-Ebene prädestiniert die Kommune für ihre herausragende Entwicklung. Seit dem Jahre -49 fungiert sie unter dem Namen Patavium als römisches municipium. Noch ihr heutiger Grundriss folgt dem Plan des Altertums. So fällt etwa das alte Forum zusammen mit den pittoresken Plätzen der Früchte und der Kräuter („Piazza dei Frutti e delle Erbe“). Das prachtvolle Oval „Prato della Valle“ bedeckt den Raum des antiken Theaters.

Rückschläge erleidet Padua durch Angriffe der Hunnen in den Jahren 452/3. Das beeinträchtigt ihr weiteres Gedeihen aber kaum. Die Gotenkönige Odoaker (476–493 Rex Italiae) und Theoderich der Große (497–526 Rex Italiae) pflegen diese Perle ihres Territoriums. Dennoch kann sich Byzanz im Jahre 540 und noch einmal unter Narses (490–574) im Jahre 568 den strategisch wichtigen Platz einverleiben. Vernichtet und dem Erdboden gleichgemacht aber wird er durch Agilulf, der von 590–615 als König der Langobarden herrschte, im Jahre 602 (für 602 [Pohl/Bierbrauer]; es werden auch die Jahre 601 [wiki 2008a; Baumgart, 171; Zimmermann, 170] und 603 [Jarnut 1982, 44] genannt).

Danach reißen die Quellen aus der Stadt vollkommen ab. Es dauert 297 Jahre, bis sich Padua wieder in die Geschichte einklinkt. Im Jahre 899 sollen die Ungarn die seit fast drei Jahrhunderten ausradierte Stadt noch einmal geschliffen haben. Niemand weiß, was für Bauten diesen Angreifern zum Opfer gefallen sein könnten, denn die ungemein emsige Stadtarchäologie kann für das besagte Jahr buchstäblich nichts vorweisen. Im imponierenden Stadtmuseum (*Musei Civici agli Eremitani*) werden zwar ein oder zwei Steinreste in die Zeit platziert, sie sind aber stilistisch von den viel zahlreicheren Stücken aus späterer Zeit ununterscheidbar.

Lediglich aus dem fernen Westdeutschland soll zwischenzeitlich ein indirektes Licht auf Padua fallen. Großkarl habe die Stadt im Jahre 774 unter fränkische Herrschaft gebracht. Was er da integriert haben könnte, ist allerdings ohne jeden Nachweis geblieben. Keine Münze, keine Scherbe, kein Ziegel, ja nicht einmal eine Latrine aus dem 8. Jh. belegt eine für die Franken angeblickt so verlockende Blüte.

Die Überraschung angesichts dieser schockierenden Quellenlosigkeit wird noch dadurch gesteigert, dass Otto der Große (912–973, seit 936 italienischer König, seit 963 Kaiser) Padua im 10. Jh. eine Munizipalverfassung gewährt, die dem antiken municipium durchaus ähnlich ist. Padua wird von neuem Stadt, aber dieses vom Kaiser erhöhte Padua ist archäologisch nicht ermittelbar. Es macht den Eindruck, als ob der Sachsenherrscher diese Beförderung der spätrömischen Stadt zugute kommen lässt, die 602 den Langobarden in die Hände fällt. Es sieht also ganz so aus, als ob Padua keineswegs drei Jahrhunderte archäologisch verschwindet, sondern dass jene drei Jahrhunderte chronologisch zu verschwinden haben.

Der jetzt auf 899 gesetzte Ungarn-Angriff erweist sich dann als eine Attacke der Awaren, deren Identität mit den Magyaren schon vor Jahren gezeigt werden konnte [Zeller 1996; Weissgerber 2001]. Da die Awaren als Bündnispartner der Langobarden gegen 567 das Reich der Gepiden zerstören, dürften die Paduazerstörungen von 602 und 899 ein und derselbe Vorgang aus zwei unterschiedlichen Blickwinkeln gewesen sein. Die Stadt hätte dann bis zur Munizipalverfassung Ottos des Großen immer noch einige Jahrzehnte für die Erholung gehabt.



Schild mit der Bauzeit für Santa Sofia [Foto Joanna Heinsohn-Sidorczak], das die Verlegenheit, aber auch die Ehrlichkeit der Kuratoren zeigt, die für das 7. bis 9. Jh. ansonsten weder in Santa Sofia noch im übrigen Padua etwas vorzeigen können.



Santa Sofia in Padua [Gasparotto 50]. (Zur Renovierungsgeschichte s. Coden 2006; weitere Fotos unter <http://www.magicoveneto.it/Padovano/Padova/Chiesa-SantaSofia-1.htm>)

II. Paduas Santa Sofia mit spätrömischem Fundament und romanischer Baufortsetzung

Die chronologische Fiktion von 300 Jahren des Frühmittelalters bestätigt sich auch an der Geschichte von Bauten, die vor 600 und nach 900 vorhanden, dazwischen aber fundlos sind. Als wichtigstes Beispiel gilt dafür die Kirche Santa Sofia, Paduas ältester Sakralbau. Mit einer romanischen Krypta aus dem 10. Jh. soll sie im 12./13. Jh. ihre heutige Form erhalten haben. Sie ruht aber auf „römischen Architekturelementen“ [imonumenti 2008] und hat eine „frühchristliche“ Periode der Zeit vor 600 [wiki 2008b]. Der Heilige Daniel von Padua († 168) bzw. seine sterblichen Reste ruhen in Santa Sofia.

III. Ergebnis

Wie an vielen anderen italienischen Städten einschließlich Roms gezeigt werden kann [etwa Illig 1998, 143 ff.; Heinsohn 2003], bestätigt auch Padua die These, dass drei Jahrhunderte des frühen Mittelalters als Phantom zu dechiffrieren sind. Der Autor kennt bislang auch keinen Versuch, mit Hilfe von Italiens weltweit konkurrenzloser materieller Hinterlassenschaft Illigs Behauptung von der Fiktivität dieser Zeit zu widerlegen. An sich sollte das leicht machbar sein. Warum verhält sich die Kritik da so stille?

Literatur

- Baumgart, F. (1988): DuMont Kunst-Reiseführer *Oberitalien*; Köln
- Coden, F. (2006). „Appunti su Santa Sofia a Padova: l'interpretazione di un monumento medievale nei restauri dell'Otto e Novecento“, in *Arte Veneta* (62), 200-210
- Gasparotto, C. (1981): *Padua. Stadt des hl. Antonius*; Venezia
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter*, München · Düsseldorf
- Jarnut, J. (1982): *Geschichte der Langobarden*; Stuttgart
- Heinsohn, G. (2003). „Sizilien und seine frühmittelalterliche Fundlücke“, in *Zeiten-sprünge* XV (3), 540-555
- imonumenti (2008) = www.imonumenti.it/550/m_946.html, „Chiesa di Santa Sofia – Padova“
- Pohl, W. (Hg., 2005): *Die Langobarden. Herrschaft und Identität*. Darin V. Bierbrauer: *Archäologie der Langobarden in Italien*; 21-66; Wien
- Weissgerber, K. (2001). „Zur magyarischen Phantomzeit – die ungarische Bilderchronik“, in *Zeiten-sprünge* XIII (3) 410-439
- wiki 2008a = <http://it.wikipedia.org/wiki/Padova>
- wiki 2008b = http://it.wikipedia.org/wiki/Santa_Sofia_in_Padova
- Zeller, M. (1996). „Die Landnahme der Ungarn in Pannonien. 895 findet dasselbe statt wie 598“, in *Zeiten-sprünge* VIII (2) 186 ff.
- Zimmermanns, K. (2005): *Venetien. Die Städte und Villen der Terraferma*; Ostfildern

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Köln im Frühdatierungsfieber

Wie oft wird Sven Schütte noch zum Auslöser ?

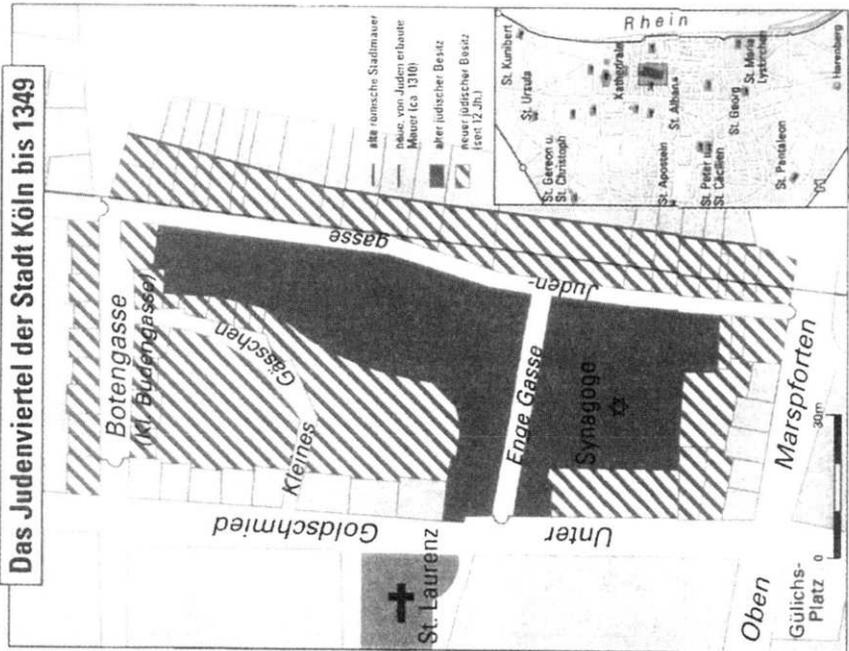
Heribert Illig

Wer in Köln vom Rathaus zur Mikwe geht, wird Stefan Kraus' Ausdruck „verhübschte Nachkriegsbrache“ für den heutigen Rathausplatz gerne zustimmen: ein jammervoll gebliebenes Kriegsresultat.

Wer in die Vergangenheit zurückblickt, findet hier die älteste und im 13./14. Jh. die größte jüdische Gemeinde Deutschlands. Urkundlich bereits für 321 erwähnt (das zweite Mal allerdings erst 1012 [Dietmar/Trier 82]), dürften hier ab 1000 nacheinander vier Synagogenbauten errichtet worden sein, bis die Juden 1424 endgültig aus ihrem Viertel vertrieben worden sind. Derzeit ist man dabei, die jüngste dieser Synagogen, wohl vom Ende des 14. Jh., freizulegen. Nur das benachbarte Tauchbad (Mikwe), ist seit Jahrzehnten wieder zugänglich. Nun soll auf fast 7.000 qm die *Archäologische Zone* errichtet werden, in der die Fundamente von Synagoge, jüdischen Wohnhäusern und Hospital besichtigt werden können. Und darüber soll ein Haus der jüdischen Kultur entstehen, das sich U-förmig um Synagogenfundament und Mikwe legt und die größte Judaika-Sammlung in Deutschland zeigen soll. Projektleiter Sven Schütte möchte obendrein ein Museum für die archäologischen Funde.

Da schon Teile dieser Planungen einer Finanzierung in Höhe von ca. 15 Mio. € bedürfen, kann sie die Stadt nicht selbst bewältigen. Nun gibt es ein Strukturprogramm des Landes Nordrhein-Westfalen, das alle zwei Jahre eine Region des Landes fördert. Da in zwei Jahren die „Regionale 2010“ in der Region Köln/Bonn stattfinden wird, arbeitet Köln an seiner Bewerbung. Sie muss u. a. Aussagen über die inhaltliche Zielsetzung, den räumlichen Rahmen, die Kosten und das architektonische Konzept *Archäologischen Zone*, enthalten. Darüber hinaus soll der Zusammenklang mit dem jüdischen Museum im Rahmen eines internationalen Wettbewerbs erreicht werden. Schläge die Bewerbung fehl, gäbe es keine *Archäologische Zone*, sondern einen Grabungsstopp [Rudolph].

Seit April 2007 existiert ein wissenschaftlicher Beirat, der diese Bewerbung auf den Weg bringen soll. Doch am 5. 3. 2008 kam es zu einem Eklat. Am Vorabend seines 82. Geburtstages hat mit Günther Binding der ehemalige Rektor der Kölner Universität, ein bekannter Bau- und Kunsthistoriker mit Publikationsschwerpunkt mittelalterliche Baukunst, seinen Rücktritt erklärt und ihn mit Personalquerelen motiviert. Hierzu Auszüge aus seinem Gespräch im Deutschlandradio, das Christoph Schmitz mit ihm geführt hat:



Das Judenviertel der Stadt Köln südlich vom Dom; später wurden dort Rathaus und Rathauskapelle gebaut / Der tiefe Schacht der hochmittelalterlichen Mikve [Dietmar/Trier 82, 84].

„**Christoph Schmitz:** Der Kölner Oberbürgermeister Fritz Schramma wollte an historischer Stätte eines archäologischen Ausgrabungsfeldes vor dem Alten Rathaus in Köln einen sensationellen Fund verkünden, ein antikes Gebäude aus dem vierten Jahrhundert. Ein ministerialer Denkmalschützer korrigierte aber gleich, das Gebäude sei schon 1956 bekannt geworden. Neuentdeckungen aus der Antike? Fehlanzeige, Köln möchte mit einer archäologischen Zone, für die die Vorausgrabungen zurzeit gemacht werden, groß rauskommen. Vierzehn Millionen Euro soll das Projekt mit Museum kosten. Zahlen kann das die Stadt allerdings nichts selbst, sondern bewirbt sich im Rahmen der ‚Regionale 2010‘ um Zuwendungen. Der Bau- und Kunsthistoriker Günther Binding hat jetzt den wissenschaftlichen Beitrag des Projektes aus Protest verlassen. OB Schramma habe ihm vorgeworfen, er behindere den Fortgang der Beratungen. Dabei habe er mit Projektleiter Sven Schütte nur nicht erfolglos über die Datierungen der archäologischen Funde weiter streiten wollen, sondern lieber zu Planungen der Zone übergehen wollen, so Binding. Aber was deutet Sven Schütte falsch? Das habe ich Günther Binding gefragt.

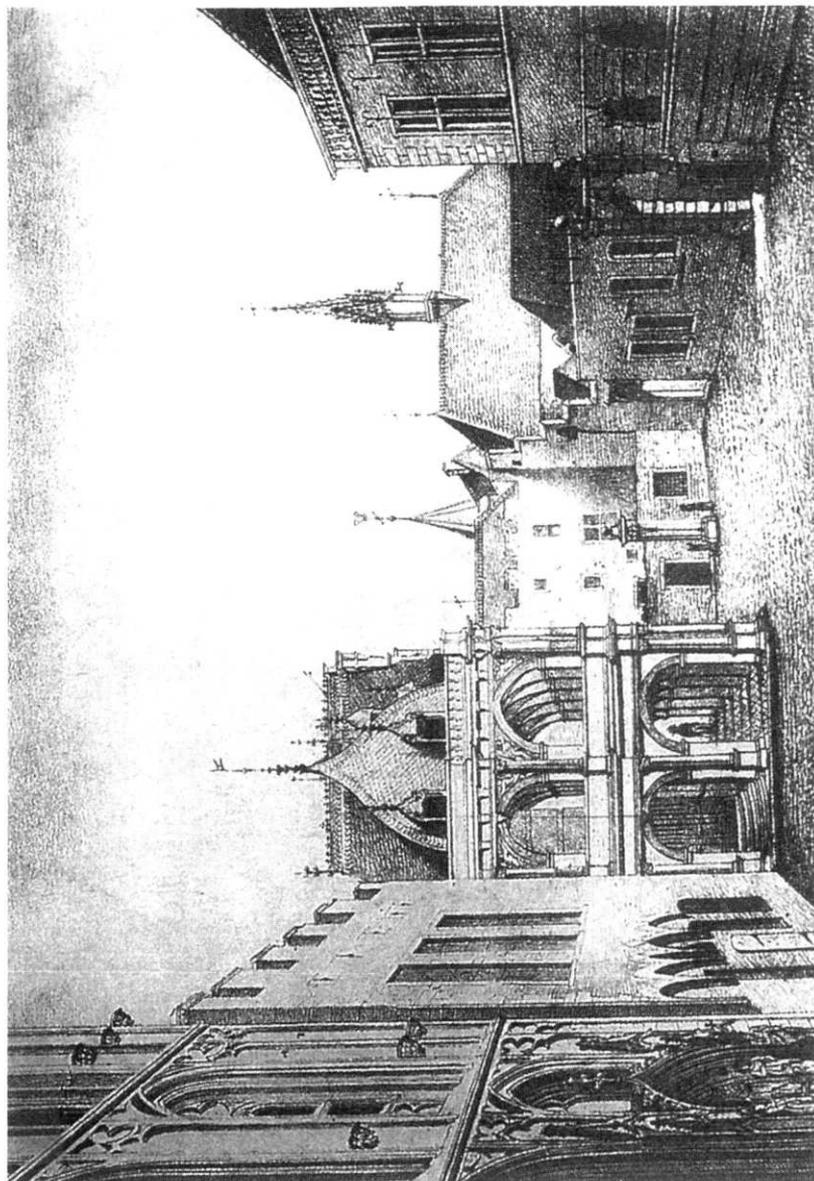
Günther Binding: Was er falsch deutet, ist einmal das Alter der Synagoge und der Mikwe, dieses Waschraumes, den er fürs achte Jahrhundert in Anspruch nimmt, oder die Synagoge sogar für die Antike, während wir allgemein davon ausgehen, dass diese Anlage erst aus dem zwölften Jahrhundert stammt. Und seine Befunde, die er hat, nicht auf einen älteren Zustand verweisen.

Schmitz: Ist seine frühere Datierung, die ja antike Gebäude immer interessanter machen, je älter, um so bedeutsamer, ist die interessensgeleitet, geht es darum, ein Spektakel zu inszenieren, um an das Geld heranzukommen? Ist es deswegen unwissenschaftlich einfach so gewendet, oder hat er andere Argumente, die Sie nicht nachvollziehen können, wissenschaftlicher Art?

Binding: Richtig, er hat wissenschaftliche Argumente, Befundinterpretationen, die wir in der Weise nicht nachvollziehen können. Es handelt sich zum Beispiel um zwei Brunnen, die erst mittelalterlich sind, die er für antik hält und dort einbringt.

Schmitz: Warum würden denn die Erfolgchancen geringer werden, wenn man diese Deutungen mit in das Dossier, in den Antrag zur Förderung hineinbringen würde?

Binding: Wenn man falsche Deutungen hineinbringt, gibt das zusätzliche Diskussionen, und die sind gar nicht notwendig. Wir brauchen diese ganze Deutungssache [...] nicht unmittelbar in diesem Dossier. Viel wichtiger ist es, und dazu sind wir bis heute nicht gekommen, obwohl wir schon das vierte Dossier behandelt haben, wir kommen nicht [...] zur Diskussion des-



Der Stich aus dem 18. Jh. zeigt links das Rathaus mit der 1573 fertiggestellten Renaissancelaube; mehr rechts die im Krieg zerstörte Rathauskapelle auf dem damals noch nicht existenten Rathausplatz [Dietmar/Trier, 83].

sen, was an sich nötig ist, nämlich das Programm, die Zugänglichkeit, auch das zukünftige Ausstellungsprogramm, das allerdings durch seine wissenschaftliche Diskussion zum Teil begründet ist, wird von uns in der Weise nicht akzeptiert.

Schmitz: Was läuft denn falsch in diesem Beirat und was das Projekt insgesamt angeht?

Binding: Dass wir eben uns jetzt immer mit diesen Dingen auseinandersetzen müssen, die Herr Schütte uns vorträgt, von denen wir nicht glauben, dass sie so stehen bleiben können. Und damit werden wir gehindert, uns mit dem eigentlichen Projekt, nämlich dieser Darstellung der archäologischen Zone zu beschäftigen. Das Programm ist ja, die archäologische Zone, was jetzt ausgegraben ist durch Doppelfeld in den 50er Jahren und zusätzliche weitere Untersuchungen, den Menschen darzustellen.

Schmitz: Warum beharrt denn dann die Stadt bei dieser Deutungsdiskussion?

Binding: Das weiß ich nicht. Der Oberbürgermeister könnte ohne Weiteres ein Machtwort sprechen und die Dinge, die Herr Schütte vorträgt, zunächst mal zurückstellen.

Schmitz: Aber, Herr Quander, der Kulturdezernent, steht scheinbar auf Seite des OB und des Herrn Schütte?

Binding: Völlig auf der Seite von Herrn Schütte.

Schmitz: Warum?

Binding: Das weiß ich nicht.

Schmitz: Im vergangenen Herbst ist bereits der Generaldirektor des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, Professor Ulrich Großmann, aus dem Beirat ausgetreten, so wie Sie das jetzt getan haben, Herr Binding, mit einer vergleichbaren Kritik, die Sie jetzt vortragen?

Binding: Nein, er war ursprünglich gesetzt worden von der Stadt als Vorsitzender. Und es wurde dann eine Wahl durchgeführt. Bei der Wahl wurde dann Herr Brecht zum Vorsitzenden gewählt und Herr Schiefer und ich zu Stellvertretern. Wir wurden ja dann in der Sitzung darauf vom Oberbürgermeister sozusagen abgesetzt, und er hat den Vorsitz übernommen. Und der Nürnberger Generaldirektor Großmann hat argumentiert, dass wir zu sehr um diese historische Dinge diskutieren und [uns] darum kümmern.

Schmitz: Ja, aber Archäologen, Bauhistoriker müssen sich doch um historische Dinge kümmern?

Binding: Richtig. Aber da kommen wir zu keiner Einigung. es läuft jetzt parallel der Wettbewerb. Und da muss man jetzt abwarten, wie die sich zu den einzelnen Dingen stellen, wobei dieser Wettbewerb nicht vom Beirat begutachtet worden ist, sondern von dem Oberbürgermeister Schramma

und Herrn Minister Wittke letztlich formuliert wurde.

Schmitz: Herr Binding, ich muss noch mal nachfragen, warum, glauben Sie denn, hält der Oberbürgermeister so sehr an diesem bisherigen Prozedere, *Frühdatierung nenne ich das mal*, fest?

Binding: Wahrscheinlich nur im Interesse von Herrn Dr. Schütte.

Schmitz: Weil er Herrn Schütte schützen möchte?

Binding: Davon gehe ich aus.

Schmitz: Welche Verbindungen gibt es da?

Binding: Er hat ihn auf Vorschlag des Kulturdezernenten eingestellt.

Schmitz: Es geht also um eine personalpolitische Diskussion?

Binding: Ja.

Schmitz: Auf Kosten des inhaltlichen Weiterkommens?

Binding: So würde ich das durchaus sehen [...]“ [dradio; Hvhg. H.I.].

Der Oberbürgermeister bedauerte umgehend das Ausscheiden von Binding, wies aber den Vorwurf zurück, er habe ihn und andere Wissenschaftler gegängelt [ksta]. Wenig später ließ dann der bereits früher zurückgetretene Ulrich Großmann, Professor für mittelalterliche Kunstgeschichte, eine Pressemitteilung verlauten. In ihr stärkte der Generaldirektor des *Germanischen Nationalmuseums Nürnberg* Schütte als Leiter des Grabungs- und Museumssprojektes den Rücken, indem er ihm gleich eingangs nachhaltige Unterstützung zusichert und zu den bisherigen Grabungsergebnissen gratuliert.

Uns geht es hier um den Kern der Auseinandersetzung, also nicht um den Sinn, in der ersten Beiratssitzung das Problem zu wälzen, ob Juden im 4. Jh. Mitglied im Stadtrat werden mussten oder werden durften [Pressemitt.]. Vielmehr hat Projektleiter Schütte beharrlich versucht, ganz neue Datierungen für Synagoge und Mikwe einzubringen: Aus Bauwerken des 12. Jh. will er eine antike Synagoge und ein karolingisches Tauchbad des 8. Jh. machen. Indem er diese Datierungen in das Dossier einbringen wollte (und sicher noch will), hätte ihm Binding bescheinigen müssen, dass er Schüttes Datierungen akzeptiert – eine Zumutung für einen kompetenten Mann. Seine Sicht wird durch ein aktuelles Grabungsergebnis bestätigt: „Mit Hilfe eines modernen Analyseverfahrens wurde ein Holzpfeiler der Mikwe überprüft. Dabei stellte sich heraus, dass das geschätzte Baujahr (1170) tatsächlich richtig ist“ [Ohrndorf, 14.3]. Schütte verschließt sich also hier jenen Methoden, mit denen er in Aachen einen Karlsthron kreiert hat [vgl. Illig 2007, 365].

Die wohl zentrale Frage von Schmitz hat Binding leider nicht beantwortet: „Ist seine [Schüttes; HI] frühere Datierung, die ja antike Gebäude immer interessanter machen, je älter, um so bedeutsamer, ist die interessensgeleitet, geht es darum, ein Spektakel zu inszenieren, um an das Geld heranzukommen?“ [dradio; s.o.]

Selbstverständlich ist ein älterer Befund interessanter als ein jüngerer, (nicht nur,) wenn es um Förderung geht. Oder würde irgendein Regionalfonds Geld dafür zur Verfügung stellen, dass in der *Archäologischen Zone* Fundamente des 18. Jh. demonstriert werden? Hohes Mittelalter ist gut, aber für eine Stadt wie Köln mit Relikten von 29 (!) romanischen Kirchen nichts Ungewöhnliches. Karolingisch ist – da nicht nur in Köln äußerst rar – besser, und eine antike Synagoge nördlich der Alpen ist natürlich am besten.

Bekanntlich arbeitet Schütte seit einiger Zeit gezielt daran, alte Funde noch älter zu machen und als Sensationen zu präsentieren. Dies begann wohl bei seiner Arbeit am Aachener Thron, bei dem er mit naturwissenschaftlichen Methoden (die er nicht sauber trennte) eine frühere Dendrodatierung revidierte und den ottonischen in einen karolingischen Thron verwandelte. Obendrein sollten die Stufen des Throns Stein von Jesu Grab in Jerusalem sein und eine ganz besondere Reliquie darstellen. Dieses Ergebnis ist zwar der Presse vorgestellt worden, aber die groß angekündigte, zwingend notwendige Monographie ist seit acht Jahren unentschuldig in Verzug.

Seine Passion fortgesetzt hat Schütte mit seinen Arbeiten über St. Pantaleon, die wohlgerne keine eigenen Grabungen einschlossen, sondern nur eine Bauaufnahme und Literaturstudium. Statt zweier ottonischer Bauphasen präsentierte er eine spätantike Kirche aus dem 4. Jh., einen merowingischen Umbau des 8. Jh. und zwei karolingische Bauphasen, beide aus dem 9. Jh., dazu die ersten karolingische Lisenengliederung, älteste karolingische Großplastik und eine um über 100 Jahre frühdatierte ottonische Großplastik [vgl. Illig 2007, 353, 357, 363, 361]. Und seine Mitarbeiterin Dorothea Hochkirchen kündigte an, bald den karolingischen Dom von Köln nachgewiesen zu haben. Nach eigener Einschätzung ist ihm der „im Abendland einzigartige Nachweis lückenloser kirchlicher Nutzung“ gelungen [vgl. Illig 2007, 345; Schütte 157].

Damit hat er eine Kölner Kirche noch über den Petersdom und andere römische Kirchen gestellt, eine Behauptung, die nur als plumpe Anmaßung zu bezeichnen ist. Nun will er dieser Kirche auch noch eine antike Synagoge zur Seite stellen, womit Köln wahrlich unschlagbar wäre. Und die Beweise? Aus Befunden an örtlichen Brunnen motiviert er die Veralterung um 4 bzw. 8. Jh., hat doch die Grabung noch gar nicht den ältesten Synagogenbau erreicht...

Auf jeden Fall ist dank Bindings Rücktritt geklärt, dass es in Köln mit dem Oberbürgermeister Fritz Schramma und dem Kulturreferenten Georg Quander zumindest zwei Amtsinhaber gibt, die unbedingt Schütte mitsamt seinen Frühdatierungen wollen. Ulrich Großmann hat sich auf ihre Seite geschlagen, indem er bedauerte, „dass die Meinung zweifellos bedeutender älterer Professoren höher bewertet wird als das Erhebung [sic] neuer Befunde. Doch die Forschung bringt man auf diese Weise nicht voran“ [Pressemit.]. Auch wenn er selbstverständlich Schüttes Thesen genauso gründlich

geprüft sehen will wie die früheren, sieht er die Zukunft bei Ausgrabungsergebnissen mit modernen Methoden. Da hätte er sicherlich recht. Allerdings übersieht Großmann, dass Schütte z.B. in St. Pantaleon gar keine neuen Grabungsbefunde präsentiert, sondern alte lediglich umgekrempelt und dann lautstark verkündet hat. Auch bei der Synagoge fehlen noch die entsprechenden Grabungsergebnisse, die nicht mit zwei Brunnen ersetzt werden können. Will Großmann das nicht sehen?

Als Generaldirektor eines großen Museums weiß er natürlich, wie mühsam an Geld zu kommen ist und was den potentiellen Förderern an Ergebnissen in Aussicht zu stellen ist. Aber muss aus lokalpolitischen und lokalpatriotischen Interessen die abendländische Baugeschichte umgestürzt werden, muss ein karolingisches Köln auf Schüttes flacher Hand wachsen, nur damit ein Oberbürgermeister Fördergelder einspielen, eine unterirdische Tourismusmeile eröffnen und als Erfolgsbringer auftreten kann? Und wie steht es mit Schüttes Kompetenz? Wer stets das findet, was vor einer Ausstellung in Aachen oder vor einer Bewerbung in Köln konveniert, muss noch kein begnadeter Archäologe sein (s.a. S.3).

Quellen

Dietmar, Carl / Trier, Marcus (2006): *Mit der U-Bahn in die Römerzeit. Ein Handbuch zu den archäologischen Ausgrabungsstätten rund um den Bau der Nord-Süd-Stadtbahn*; Köln

dradio = Deutschlandfunk - Kultur heute - *Bauhistoriker verlässt Beirat...* Ein Interview von Günther Binding durch Christoph Schmitz, gesendet am 6. 3. 2008 im Deutschlandradio; <http://www.radio.de/dif/sendungen/kulturheute/750218>

Illig, Heribert (2007): St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüßer; in *Zeitensprünge* 19 (2) 341-368

ksta = <http://www.ksta.de/jks/artikel.jsp?id=1203599368003> [Kölner Stadtanzeiger vom 6.3.08]

Ohrndorf, David (2008): *Zur Regionale 2010 sollen zwei neue Museen entstehen. Kölner Synagoge wird ausgegraben*; vom 14. 3.

<http://www.wdr.de/themen/kultur/religion/judentum/glaube/ausgrabung/index.jhtm>

Pressemitt. = Pressemitteilung Unterstützung für Kölner Grabung; vom 18. 3.

http://www.gnm.de/daten/presse-daten/Archaeologische_Zone.pdf

Rudolph, Rainer (2008): *Ein Abgang mit Paukenschlag*; vom 5./6. 3. Kölner Stadtanzeiger, www.ksta.de/html/artikel/1203599358788.shtml

Schütte, Sven (2006): Geschichte und Baugeschichte der Kirche St. Pantaleon; in *Colonia Romanica. Jahrbuch des Fördervereins Romanische Kirchen Köln e.V. Bd. XXI (erschienen 2007): Neue Forschungen zur Geschichte, Baugeschichte und Ausstattung von St. Pantaleon in Köln* (Hg. Margrit Jüsten-Hedtrich); Köln

Mit Dank an Werner Thiel, München · Greven, der mich gerade noch rechtzeitig auf die Kölner Umtriebe aufmerksam gemacht hat.

Von der unergründlichen Wahrheit Amerika und Amerigo Vespucci Heribert Illig · Peter Mikolasch

„Die grandioseste Fälschung der Wahrheit ist die Wirklichkeit“, so der Philosoph Walter Hueck vor 47 wie vor genau 80 Jahren [1961, 50; 1928, 29]

Wie schwierig es bereits im Abstand von 500 Jahren ist, Entwicklungen zu verstehen und Dichtung von Wahrheit und Lüge zu trennen, soll an Hand der Namensgebung des vierten Kontinents gezeigt werden. Zu Wort kommen Stefan Zweig (1941) und Wissenschaftler nach dem Zweiten Weltkrieg.

Von dem weltberühmten Amerigo Vespucci (1451–1512) lassen sich fast beliebige Bilder entwerfen:

„Er hat die erste Reise mit Pinzón gemacht. Er hat die erste Reise mit Lepe gemacht. Er ist auf seiner ersten Reise mit einer unbekanntenen Expedition gesegelt. Er hat überhaupt keine erste Reise gemacht, sie ist erfunden und erlogen. Er hat auf der ersten Reise Florida entdeckt. Er hat gar nichts entdeckt, weil er die Reise gar nicht gemacht hat. Er hat den Amazonasstrom als erster gesehen. Er hat ihn erst auf seiner dritten Reise gesehen und ihn früher mit dem Orinoco verwechselt. Er hat die ganzen Küsten Brasiliens bereits bis zur Magalhãesstraße bereist und benannt. Er hat sie nur zum kleinsten Teil befahren, und die Namen waren vor ihm längst gegeben. Er war ein großer Seefahrer. Nein, er hat nie ein Schiff, nie eine Expedition kommandiert. Er war ein großer Astronom. Niemals – alles was er über die Sternbilder schrieb, ist Unsinn. Seine Daten sind richtig. Seine Daten sind falsch. Er war ein bedeutender Pilot. Er war nichts als ein »beefcontractor« und ein Ignorant. Seine Angaben sind zuverlässig. Er ist ein professioneller Schwindler, Gaukler und Lügner. Er ist nach Columbus der erste Entdecker und Seefahrer seiner Zeit. Er ist eine Ehre – nein, er ist eine Schande der Wissenschaft“ [Z. 85 f.].

So fasste Stefan Zweig (1881–1942) die Eindrücke seiner forschenden Vorgänger von jenem Mann zusammen, mit dessen Vornamen der neu entdeckte Kontinent bezeichnet worden ist. Nichts von ihm erscheint greifbar. Allgemein anerkannt ist einzig und allein, dass nach seinem Vornamen, so es seiner war, Amerika benannt worden ist.

Der Salzburger Schriftsteller [= Z.] war 1941 längst im Exil. Als er an der Yale University über Vespucci forschte, sprach er von einer „Komödie der

Irrungen“ [Z. 40], die er lehrhaft zusammenstellte. Vorauszuschicken sind ein paar Jahreszahlen, um das Geschehen chronologisch einordnen zu können:

- 1486 Bartholomäus Diaz umfährt das Kap der Guten Hoffnung
- 1490 (ca.) Pedro de Covilhão erreicht Indien über Suez [Butze 125 f.]
- 1492 Behaims Globus („Erdapfel“) ohne Amerika
- 1492 Kolumbus betritt die erste karibische Insel
- 1493 Streitschlichtung zwischen Spanien und Portugal durch den Papst
- 1494 Vertrag von Tordesillas vergrößert Portugals Brasilienanteil
- 1497 Giovanni Caboto erreicht von England aus Labrador
- 1499 Vasco da Gama beendet seine erste Indien-Fahrt
- 1502 Vespuccis *Mundus Novus*
- 1504 Kolumbus' 4. und letzte Reise beendet
- 1506 Kolumbus stirbt
- 1507 Waldseemüllers beide Karten mit Vespucci-Text
- 1512 Vespucci stirbt
- 1520 Magalhães umfährt Südamerikas Südspitze.

Die angeblich vier Reisen des Vespucci erfolgten für zwei Auftraggeber:

- a) 10. 5. 1497 – 15. 10. 1498 für Spanien
- b) 18. 5. 1499 – Sommer 1500 für Spanien
- c) 14. 5. 1501 – 7. 9. 1502 für Portugal
- d) 10. 5. 1503 – 18. 06. 1504 für Portugal [Wallisch 128; anders noch Z. 36].

Stefan Zweig sah wie bei der *Schweigsamen Frau* – seinem späten Libretto für Richard Strauß – eine Komödie, mit Vorspiel und fünf Akten.

Stefan Zweigs Interpretation

Ende 1502 oder Anfang 1503 [Rinke; Wallisch 9] setzt das Präludium ein, als ein paar bedruckte Seiten auf Lateinisch von einem Albericus Vespuccius erscheinen (auf Deutsch zehn Druckseiten [s. Wallisch]), reißend Absatz finden und vielfach übersetzt werden. Titel: *Mundus Novus*. Eigentlich ist es nur der knappe Bericht eines Korrespondenten an seinen 'Chef' in Florenz, an Pierfrancesco de' Medici über seine Reise von 1501/02. Der König von Portugal, für den er seine dritte Reise angetreten hatte, erhielt das Reisetagebuch; es ist verschollen. Der Titel *Neue Welt* beflügelt Europa, zumal im Text zu lesen ist, dass es nicht um Indien gehe, sondern dass „man jene Regionen [...] getrost eine neue Welt nennen dürfe“ [Z. 32]. Hier ahnt Vespucci einen neuen Kontinent; er hat „als Traumdeuter sichtbar gemacht, was sein Vorläufer traumwandlerisch gefunden“ [Z. 34]. Seine Schilderung klingt wie eine Reise durchs Fegefeuer ins Paradies, das er dort errahnt [Wallisch 25]:

„Von den siebenundsechzig Tagen, die wir auf See waren, hatten wir durchgehend vierundvierzig mit Regen, Donner und Blitz; und dies in sol-

cher Finsternis, daß wir weder bei Tag die Sonne noch je bei Nacht den klaren Himmel sehen konnten. Aus diesem Grunde befahl uns so große Furcht, daß wir fast schon jede Hoffnung auf ein Überleben aufgegeben hatten. Doch inmitten all dieser gewaltigen Stürme des Meeres und des Himmels gefiel es dem Herrn, uns recht voraus Festland zu zeigen, neue Regionen und eine unbekannt Welt“ [Wallisch 15].

1505 oder 1506 erscheint bei einem Florentiner Drucker ein Heftchen von 16 Seiten auf Italienisch über ‘neuerlich gefundene Inseln’ („*isole nuovamente trovate*“, diesmal mit dem Verfasseramen Amerigo Vespucci [Z. 35], ein ursprünglich an Pietro Soderini, Gouverneur von Florenz, gerichteter Brief. Hier sind alle vier Reisen des Vespucci dargestellt, also auch die in *Mundus Novus* abgehandelte dritte. Damit ist die gesamte literarische Produktion von Vespucci bereits genannt, für Zweig [38] „ein winziges und nicht sehr gewichtiges Gepäck auf dem Weg in die Unsterblichkeit“.

1507 hebt sich der Vorhang über dem **1. Akt der Komödie der Irrungen** [Z. 38, 87]. Denn ohne Wissen von Vespucci publiziert ein findiger Drucker aus Vicenza den Text unter einem ‘heißen’ Titel:

Mondo novo e paesi nuovamente ritrovati da Alberigo Vesputio florentino (*Neue Welt und Länder neugefunden von Alberico Vespucci aus Florenz*). Bei dieser wörtlichen Übersetzung wird der Doppelsinn klar: Vespucci wäre eigentlich nur der Autor, doch dank eines fehlenden Kommas kann er auch der Entdecker dieser Neuen Welt gewesen sein. Diese italienisch verfasste Schrift bringt neuerlich den Vornamen Alberigo, spricht aber nicht mehr von „trovati“, sondern von „retrovati“, das im strengen Sinne ‘wiedergefunden’ bedeutet, aber auch für ‘gefunden’ gebraucht wird.

Im selben Jahr **1507**, vielleicht sogar vor der Schrift aus Vicenza, erscheint in Saint-Dié-des-Vosges am 25. 4. eine Kombi-Edition. Sie soll die Einführung zu einer Neuauflage des einzigen klassischen Buchs der Geographie, der *Cosmographia* des Ptolemäus, leisten. Diese *Cosmographiae Introductio* enthält [Z. 43-47]

a) Widmung im Namen des Gymnasiums Vosagense an Kaiser Maximilian. Es gibt auch ein Exemplar mit Widmungen von Matthias Ringmann und Martin Waldseemüller, doch war dies wohl nur ein privates Exemplar;

b) die Einführung in den Ptolemäus-Text; sie hat Zweig noch Waldseemüller zugeschrieben, gilt aber heute als Formulierung von Matthias Ringmann [Rinke].

c) Den Vespucci-Text.

d) Eine riesige Wandkarte im Format 1,25 x 2,28 m, von Waldseemüller in sechs Holztafeln geschnitten; Gesamtauflage 1.000 Stück. Das letzte erhaltene Exemplar hat 2003 die *Library of Congress* in Washington für rund 10 Mio. \$ gekauft.

e) Eine Karte in 12 Segmenten, die auf eine Kugel von 12 cm Durchmesser geklebt werden konnte. Heute sind vier Exemplare bekannt [Rinke].

Mit Vespuccis Briefen wird dabei seltsam verfahren. Sie werden auf Lateinisch präsentiert, doch als Übersetzung aus dem Französischen ausgegeben, als wären sie an Herzog René II. von Lothringen gerichtet, der den Druck veranlasst hat. Genaue Lektüre zeigt sofort, dass der Brief von einem Italiener an einen italienischen Adressaten gerichtet gewesen sein musste – die Verwandlung war zu hastig erfolgt [Z. 45 f.].

Unauffällig ist ein Druckfehler in Vespuccis Text – für Zweig der **zweite Akt** [Z. 87]: Die Edition macht aus dem Ort *Lariab* der Florentiner Fassung von 1505 ein *Parias*. Doch das ist ausgerechnet jener Ort, an dem Kolumbus das amerikanische Festland betreten haben wollte, selbstverständlich in dem Bewusstsein, chinesischen Boden erreicht zu haben und dicht vor Indien zu ankern. Diesen Ort hätte Vespucci demnach 1497 erreicht, Kolumbus jedoch erst am 5. 8. 1498 [Konetzke 46]. Damit verliert Kolumbus den Anspruch, als erstes das neue Festland betreten zu haben – wohlgermerkt noch kein Jahr nach dem Tod des Kolumbus. Weil Kolumbus' Leben ähnlich schlecht wie Vespucci zu greifen ist, geht die heutige Forschung davon aus, dass Kolumbus erst auf seiner vierten und letzten Reise, am 14. 8. 1502 bei Kap Honduras das amerikanische Festland betreten hat [wik.]; es ist aber auch die Meinung vorgetragen worden, er habe das Festland zwar gesehen, aber nie betreten [Butze 153].

Kolumbus berichtete bis zu seinem Tod sein Betreten von Festland für 1498 – verlor also seine Priorität gegen Vespucci, korrekter gesprochen gegen die Editoren aus Saint-Dié.

In den Erläuterungen Ringmanns wird der Anteil von Kolumbus an der Entdeckung der Neuen Welt völlig ignoriert. Dagegen habe Vespucci die Ausweitung der schon bekannten Welt zur Kenntnis der Menschheit gebracht, er habe diese neuen Zonen selbst entdeckt, und es wird ein Vorschlag von größter Tragweite gemacht: Es geht um den vierten Teil der Erde, „den man, da Americus ihn gefunden, die Erde des Americus oder America von heute an nennen könnte“ [Z. 49]. Ringmann präzisiert sogar (s. S. 228):

„Heute sind diese Teile der Erde (Europa, Afrika und Asien) bereits vollkommen erforscht und ein vierter Weltteil von Amerigo Vespucci entdeckt. Und da Europa und Asien weibliche Namen empfangen haben, sehe ich keinen Einwand, diese neue Region nicht Amerigo, das Land Amerigos oder America nach dem weisen Manne zu nennen, der es entdeckt hat“ [Z. 49].

Infolgedessen gibt das Erscheinen der Publikation am 15. 4. 1507 den Tauftag und macht sie zum Taufschein Amerikas – **der dritte Akt** [Z. 88]. Der

Zufall wollte es, dass hier Vespucci nicht den Vornamen Alberigo führte, der zu 'Alberica' geführt hätte, wenn es schon nicht 'Columba' sein durfte.

„Diese Taufe ohne Wissen und Zustimmung des Vaters ist eine Episode ohnegleichen in der Geschichte des irdischen Ruhms. Mit zwei Worten, »*Mundus Novus*«, hat ein Mann sich berühmt, mit drei Zeilen eines kleinen Geographen sich unsterblich gemacht; kaum je hat Zufall und Irrtum eine ähnliche verwegene Komödie zustande gebracht“ [Z. 55].

Tatsächlich ging es noch gar nicht um den gesamten uns geläufigen Kontinent, sondern nur um einen Teil von Südamerika, der in der Karte von Waldseemüller mit „America“ benannt ist. (Doch die Bezeichnung dehnte sich rasch auf den gesamten Kontinent aus, bei Mercator 1538 [Butzke 155].) In diesem fast ein Jahrhundert dauernden dritten Akt bleibt Vespucci als Held makellos und heroisch.

Danach beginnt der **vierte Akt der Irrtümer**: die Entlarvung eines Hochstaplers [Z. 87]. Schlimmer,

„ein Ehrabschneider, ein Fälscher, ein Lügner. Aus dem Adler, der mit kühnem Blick die Welt überschaute, ist plötzlich ein widrig wühlender Maulwurf geworden, ein Leichenschänder und Dieb“ [Z. 75].

Der Satzfehler „Pariis“ von Saint-Dié wird aufgedeckt. Für den Anwalt der Indios, Bischof Las Casas, wird Vespucci damit zum Betrüger [Z. 69]. Allerdings wird dessen Werk erst veröffentlicht, nachdem Herrera 1601 in Kenntnis des bischöflichen Textes festhält, dass die erste Reise des Vespuccis (1497) reine Erfindung gewesen sei [Z. 71 f.], um Kolumbus die Priorität zu stehlen. Das legten die Reisedaten entsprechend Vespuccis Brief an Soderini besonders nahe [Z. 36; Korrektur Wallisch 38] besonders nahe: Demnach hätte Vespuccis erste Reise vom 10. 5. eines Jahres bis zum 15. 10. des Folgejahres gedauert, datums- und taggenau wie seine dritte Reise von 1501/02. Derartige Präzision ist bei Expeditionen ins Unbekannte auszuschließen.

Doch auf anderem Gebiet wird Vespucci wegen mangelnder Präzision kritisiert. „Wieviel in den Berichten von seinen Reisen ist Wahrheit und wieviel Erfindung (oder sagen wir es härter: Fälschung)?“ Ist diese erste Reise von 1497 nicht einfach Erfindung? [Z. 70].

Dieser vierte Akt klingt erst im 18. und 19. Jh. aus, wobei nach 1700 Methodik Einzug hält:

„Geschichtsschreibung wird allmählich aus einem bloßen Chronistentum eine kritische Wissenschaft, welche alle Tatsachen zu überprüfen, alle Zeugnisse zu revidieren sich zur Aufgabe setzt, aus allen Archiven werden die Dokumente geholt, untersucht und verglichen“ [Z. 76].

Es werden nun die Dokumente geprüft. In Portugal gibt es keine Akte über die beiden Expeditionen für den portugiesischen König, was aber Zweig nur

als „ein schwachbeiniger Beweis“ nach 300 Jahren Aktenschwund dünkt. Im italienischen Florenz ist bezeugt, dass Vespucci seit 1482 Angestellter des Bankhauses von Lorenzo di Pierfrancesco de' Medici war [Wallisch 127]. Es finden sich dort Briefe, die die dritte Reise belegen, aber auch, dass die erste Reise als Kopie der zweiten erfunden worden ist. Den Verteidigern Vespuccis bleibt nichts anderes übrig, als „diesen Brief als eine nachträgliche Fälschung zu erklären“ [Z. 80]. Spanische Dokumente bringen so wenig wie die portugiesischen: Vespucci war nur Angestellter einer Bank der Medici, von dessen angeblich ersten Reise keine Spur zu finden ist. Immerhin gibt es die Naturalisierungsurkunde vom 24. 4. 1505, die Vespucci zu einem spanischen Bürger macht, auch seine Beförderung von 1508 zum Leiter des gesamten nautischen Dienstes [Z. 81] respektive zum Obersten Navigator und Kartograph der spanischen Überseehandelsgesellschaft mit der Aufgabe, den *Padrón real*, die offizielle Seekarte der neu entdeckten Gebiete zu betreuen [Wallisch 129]. Für Zweig ist entscheidend, dass Kolumbus 1505, ein Jahr vor seinem Tod, eine Art Leumundszeugnis für Vespucci abgibt: ein guter Mensch, der ihm helfen will. Allerdings nennt er Vespucci keinen Seefahrer! [Z. 83] Bezeichnenderweise erhält Vespucci erst 1745 seine erste Biographie [Z. 77].

Dem 20. und 21. Jh. bleibt der **fünfte Akt** jener Komödie der Irrungen vorbehalten. Prof. Alberto Magnaghi spricht 1924 Vespucci auch die wenigen Texte ab, die für die Neue Welt bürgen. So wäre Vespucci in die Weltgeschichte wie Pilatus ins Credo gekommen? [Z. 89] Magnaghis Urteil führt dazu, dass die Briefe, die von den Verteidigern Vespuccis als unecht abgelehnt werden müssen, zum einzig verlässlichen Material werden, während seine beiden Berichte über die Neue Welt Gefahr laufen, ihren bisherigen Urheber zu verlieren. Sie sind zumindest vom Editor stark verändert worden [Z. 92 f.]. Damit wäre die erste Reise erfunden, wären aber immerhin die zweite und dritte Reise des Vespucci als Tatsachen bezeugt. Das war auch die Sicht von Hans-Joachim König [bei Wolff 1992, 106]. 2002 startete Wallisch [105-113] einen wohl vergeblichen Rettungsversuch für alle vier Reisen mit samt *Mundus novus* als authentischem Text Vespuccis.

Fälschungen durch gewinnsüchtige Verleger [ebd.] wären nicht abwegig, weil 1508 auch eine fünfte Reise von ihm berichtet wird. Diese aber ist zweifellos erfälscht worden, gewonnen aus einer Reisebeschreibung des Tirolers Balthasar Sprenger [Z. 94; vgl. Schulze, 20]; noch 1892 ist diese Fälschung als echt eingeschätzt worden. So bleibt für Stefan Zweig ein eher kümmerlicher Rest: ein Bankangestellter, der erst mit 48 Jahren ein Schiff betreten hat. Wallisch stellt 2002 [44 f.] fest, dass Vespucci nach seiner (angeblich) dritten Reise noch nicht die richtige Reihenfolge von Segelsetzen und Ankerlichten kennt, also kein Befehlshaber gewesen sein kann, um seine Rolle nun als

eines sehr guten „wissenschaftlichen Beobachters und Beraters“ zu interpretieren [ebd. 45, 57, 59, 109]. Er habe damals auch noch keine Seekarte lesen, wohl aber Positionen nach den Sternen messen können [ebd., 17]. Nach seinen Messungen sei er bis zum 50., ja 53. Breitengrad vorgestoßen, ohne dort allerdings Land gesehen zu haben [ebd. 60, 63 f.], was Wallisch [108] für plausibel hält, obwohl 53° die Position der Magellan-Straße wäre, die Schiffsbesatzung also praktisch die gesamte Küste der späteren Länder Uruguay und Argentinien ohne Landgang und -sicht hin- und zurückgesegelt wäre. Gleichwohl kam der Florentiner binnen weniger Jahre als Seefahrer zu Weltruhm:

„Wie dies kam, ist ein richtiger Rattenkönig von Zufällen, Irrtümern und Mißverständnissen, diese Geschichte eines Mannes, der auf Grund einer Reise, die er nie gemacht hat und die gemacht zu haben er selbst nie behauptet hat, den ungeheuren Ruhm erbeutete, seinen Vornamen zum Namen des vierten Weltteils unserer Erde zu erheben [...] den einen gilt der Taufpate Amerikas als »*amplificator mundi*«, als einer der großen Erweiterer unserer Welt, als Entdecker, als Seefahrer, als Gelehrter hohen Ranges, den andern als der frechste Betrüger und Gaukler in der Geschichte der Erdkunde“ [Z. 8].

Oder in anderen Formulierungen:

„Wenn trotzdem das strahlende Licht des Ruhms gerade auf ihn gefallen ist, so geschah es nicht durch besonderes Verdienst, nicht durch besondere Schuld, sondern durch Fügung, durch Irrtum, durch Zufall, durch Mißverständnisse“ [Z. 108].

„Es ist nicht die Biographie eines Helden und nicht die eines Betrügers, sondern nur eine Komödie des Zufalls“ [Z. 98].

Es berührt tief, dass sich Stefan Zweig zu dem Zeitpunkt, als er das schreibt, als Exilant in den USA aufhält, aufhalten muss. Selbst er als Schriftsteller von Weltruhm kann damals seine Schritte nicht mehr nach Belieben lenken, ist zum Spielball der Politik degradiert. Kann er vergessen haben, dass seine *Schweigsame Frau* nur deshalb zur Aufführung kommt, weil er als Librettist ungenannt bleibt? Hat er vergessen, dass seine Bücher bei der Bücherverbrennung in Berlin dem Feuer übergeben worden sind? Politik bestimmt mittlerweile sein Leben, doch gilt das nicht nur für ihn und für das 20. Jahrhundert.

Der politische Aspekt

Im Grunde erregte erst der 25. 4. 2007 die Gemüter: Amerika feierte seinen 500. Geburtstag und präsentierte die zuvor erworbene Waldseemüllerkarte als ‘Taufschein’ [wik.]. Damals wurde auch die kleine Kugelsegmentkarte ausgewertet, die Stefan Zweig noch nicht kannte.

1977 hat sich Jacques de Mahieu (1915–1990) des Kartenproblems angenommen. Bei ihm handelt es sich um einen französischen Wissenschaftler [= M.], der als Kollaborateur zur Zeit des Vichy-Regimes der Division Charlemagne und damit der Waffen SS angehörte und nach Argentinien floh, bevor die vierzehnfache Todesstrafe gegen ihn verhängt worden ist [velesova]. Er schrieb vor Kriegsende rassistische und esoterische Werke, äußerte sich nach dem Krieg öfters abfällig über die Indios und diente dem Perón-Regime. Doch in seinem Buch über *Geheimgeographie vor Kolumbus* finden sich keine Anstößigkeiten, dafür aber die notwendige Ausweitung der Interpretation ins Politische.

Mahieu wertet Vespuccis Anerkennungen durch die kastilische Königin Johanna – die Einbürgerung, die Ernennung zum Sachverständigen am Hofe Kastiliens und zum Hauptsteuermann eines Ministeriums für Handelsschiffahrt in Sevilla – als Belohnungen für Spionage, die er in spanischem Auftrag in Portugal betrieben hat, kundschaftete er doch unter portugiesischer Flagge auf seiner dritten Reise ein Gebiet aus, das durch die Bulle von Papst Alexander VI. Spanien zugesprochen war. (Allerdings könnte diese Reise bis zum 53. Breitengrad wie seine erste erfunden worden sein, in diesem Fall um Portugal zu desavouieren). Ein Spion also im Auftrag der kastilischen Krone, während gleichzeitig Franzosen, Engländer und Niederländer das päpstliche Abkommen missbilligten, teilte es doch die Welt ohne Rest in eine spanische und in eine portugiesische Hälfte [M. 143 f.].

Was unternahm der französische Hof? Die Frage bringt uns auch zu Lothringen, damals dem Deutschen Kaiserreich zugehörig, aber durch Sprache und den größeren Teil der Bevölkerung dem französischen Königreich verbunden. Sein Herzog René II. durfte sich obendrein König von Jerusalem und Sizilien nennen [wik.]. Dieser 'Herzog Ohnemeer' gründet in dem „von Gott gegebenen“ Städtchen Sancti Deodati oppidum (Saint-Dié) ein *Gymnasium Vosagense*, über das wir fast nichts wissen. Gegründet wohl zwischen 1490 und 1500, logierte es in einem angeblich bereits im 10. Jh. säkularisierten Benediktinerkloster. Die Anstalt war direkt dem Vatikan unterstellt [wik. → Lud]. Ihr gehört eine Handvoll junger Humanisten an: Gauthier Lud (Walter Ludd) [wik.] als Kaplan und Sekretär des Herzogs, sein Neffe Nikolas Lud, Pierre de Barru als Verfasser des lothringischen Nationalgedichtes, der Altphilologe Jean Basin Sandaucourt, Jean Pelerin (alias Viator), der Humanist Matthias Ringmann (Philesius Vogesigena) und Martin Waldseemüller (Hylacomylus oder Ilacomilus, eine eher spaßige Graeco-Latinisierung).

Es gibt nur zwei Hinweise, warum nicht an der Küste, ob in Venedig, Sevilla oder Lissabon, sondern tief in den Vogesen von „Deodatiens“ – so noch heute die Bezeichnung der Einwohner – ein derartiges Unternehmen gestartet worden ist. Damals war die Qualität lothringischen Druckpapiers

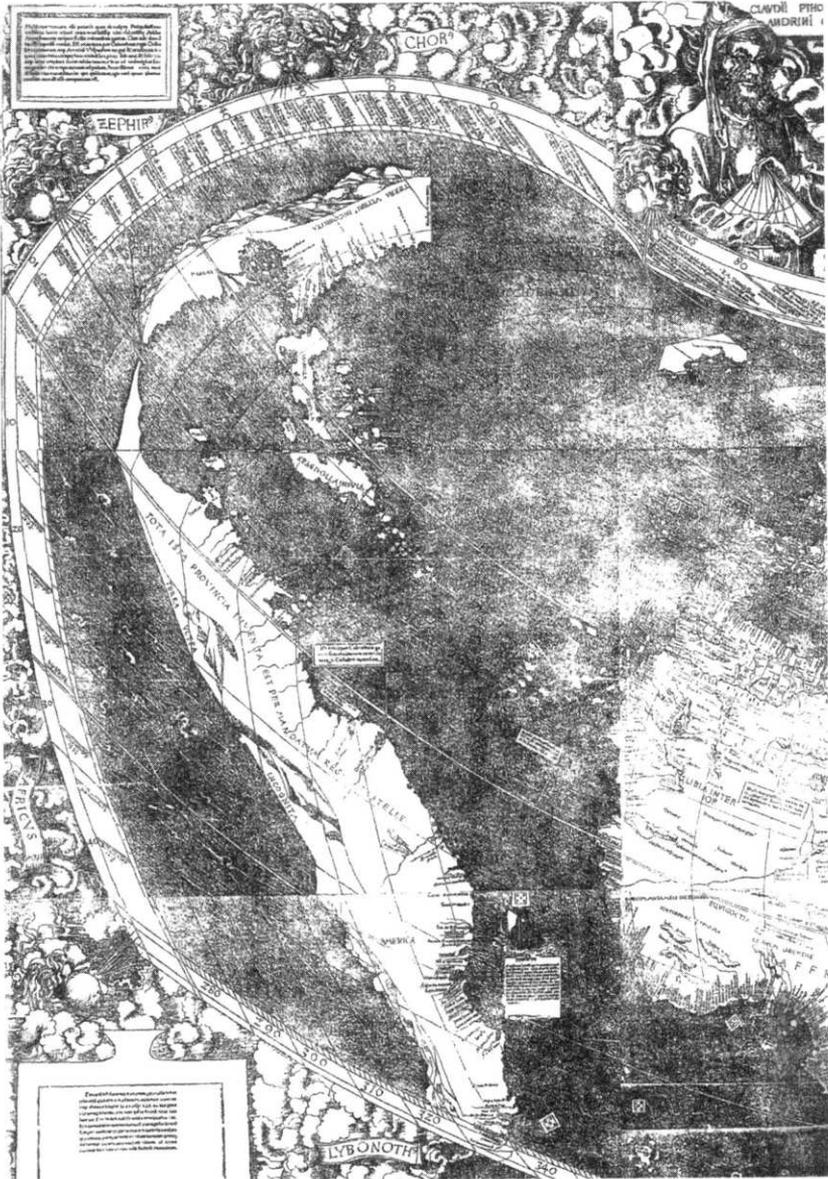
berühmt; zudem ist in diesem Ort eine Schrift erschienen, die Kolumbus an Bord mitführte, obwohl bereits vor seiner Geburt verfasst: Der angehende Kardinal Pierre d'Ailly ermutigte 1410 mit *Imago Mundi* dazu, Indien im Westen zu suchen [Z. 41].

Nach Beschaffung einer Druckerpresse scheint nur ein einziges Projekt in Saint-Dié selbst ausgeführt worden zu sein: 1507 die *Cosmographiae Introductio* als Einleitung zu einer Ptolemäusausgabe (weshalb sich die Stadt heute „capitale mondiale de la géographie“ nennt). Doch bereits 1508 starb René II. Immerhin gibt es flankierende Werke. Waldseemüller brachte zeitgleich mit der *Introductio* in Straßburg eine Schrift heraus, mit der er seine Projektionsmethode vorstellte: *Le Speculi Orbis succinctiss.* (Wallisch [117] nennt dagegen Gauthier Ludd als Urheber). 1509 erschien erstmals ein didaktisches Kartenspiel, von Ringmann zum Erlernen der lateinischen Grammatik erfunden [wik.]. Doch Ringmann starb bereits 1511 mit 29 Jahren. Waldseemüller verließ Saint-Dié und veröffentlichte 1513 in Straßburg das lange vorbereitete, gemeinsame Werk von Ringmann und ihm, die *Cosmographia* des Ptolemäus: 27 alte Karten, dazu ein *Supplementum* mit weiteren 20 Karten. Als „Tabula Terre Nove“ entwirft er dafür eine Ansicht der Länder beiderseits des Atlantiks, die ein viel rudimentäreres Südamerika nicht mehr mit dem Wort „America“ kennzeichnet, sondern mit „Terra incognita“ wie auf früheren Karten [Z. 55 f.]. Außerdem ist dort notiert:

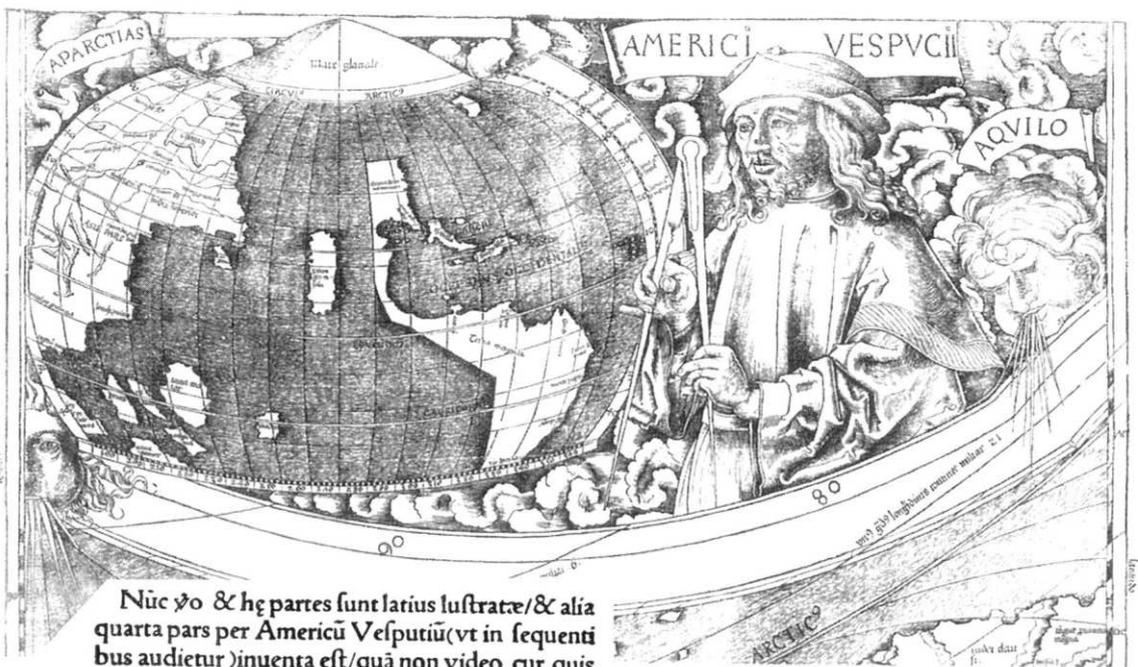
„Dieses Land und die umliegenden Inseln wurden von Christoph Columbus im Auftrag des Königs von Kastilien entdeckt.“

Zumindest 1513 war also die Wahrheit noch oder wieder bekannt. Seine letzte erhaltene Karte von 1516 (*Carta Marina Navigatoria*) zeigt Südamerika ähnlich unbeholfen und benennt es nunmehr mit „Terra Nova“. Das lässt u. E. darauf schließen, dass es Ringmann war, der – vielleicht auf Geheiß des Herzogs – die uns geläufige Benennung für den vierten Erdteil von Waldseemüller einfügen ließ. Es fällt auf, dass in der Wandkarte von 1507 das Wort „America“ so wirkt, als sei es zuletzt noch auf eine weiße Fläche gesetzt [M. 142], also dem erklärenden Text Ringmanns angepasst worden.

Wollte hier der Herzog als Verwandter des französischen Königs in der Neuen Welt mitmischen? Zumindest in späteren Jahren suchte Frankreich dort ebenfalls Gebiete zu gewinnen, wie es ihm von Kanada bis zur Mississippi-Mündung gelungen ist. Aber französische Entdecker starteten erst ab 1524 in Richtung Nordamerika (Verazzano, dann 1534 Cartier). Insofern käme ein lothringischer Impuls wohl zu früh. Außerdem fehlt Kanada auf der Waldseemüller-Karte von 1507. Warum nun wieder dies? Es leitet zu der Frage über, wie diese Karte insgesamt gestaltet war. Einzuflechten ist hier, dass weder Zweig noch de Mahieu Waldseemüllers Globussegmentkarte kannten, die durchaus Unterschiede im Vergleich zu der Wandkarte bringt.



Waldseemüller 1507, 1. Variante: Auf der großen Wandkarte ist Südamerika mit „America“ bezeichnet und von Nordamerika getrennt [Wolff 114].



Nūc ꝑo & hę partes sunt latus lustratę / & alia quarta pars per Americū Vesputiū (vt in sequenti bus audietur) inuenta est / quā non video cur quis iure vetet ab Americo inuentore sagacis ingenij vi ro Amerigen quasi Americi terrā / siue Americam dicendā: cū & Europa & Asia a mulieribus sua for tita sint nomina. Eius sitū & gentis mores ex bis hi nis Americi navigationibus quę sequunt̄ liquide intelligi datur.

Waldseemüller 1507, 2. Variante: Die große Wandkarte zeigt oben rechts Vespucci und die neue Welt samt Meerenge von Panama, im Norden und Westen abgeschnitten, dicht gefolgt von Japan [Wolff 13]. Dazu der Vorschlag im Textteil, die neue Welt nach Amerigo Vespucci zu nennen [Samhaber 177].

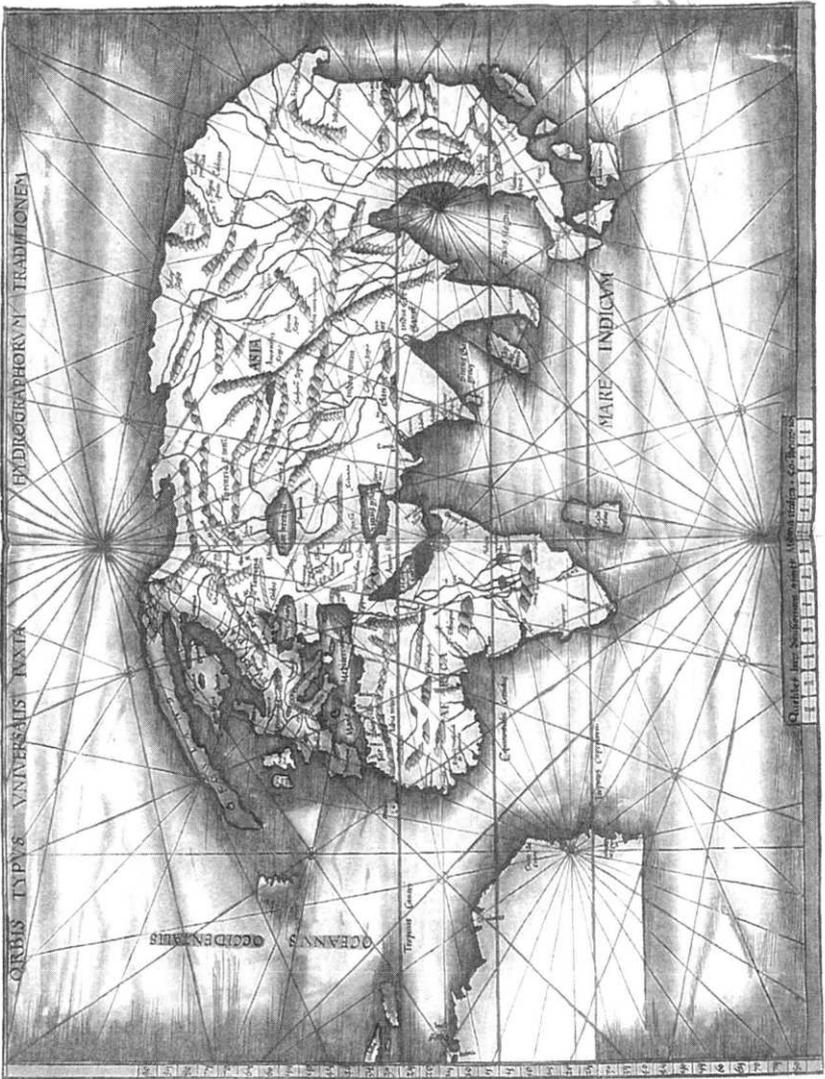
Die „unmögliche“ Karte von 1507: De Mahieu hat diese Bezeichnung gewählt, weil die Wandkarte auf der einen (östlichen) Seite zu antiquiert, auf der anderen (westlichen) Seite zu modern ist für ihr Entstehungsjahr, an dem nicht zu zweifeln ist, weil andere Kartographen sie spätestens ab 1510 kopiert haben [M. 127].

Zunächst handelt es sich um die erste raffinierte Projektion einer Kugel­fläche auf die Ebene (Planiglobium), die allerdings an den Rändern zu beträchtlichen Verzerrungen führte, deshalb keine Zukunft hatte und bald von besseren Methoden (z.B. der Mercator-Projektion) abgelöst worden ist. Dafür brachte sie oben in der Mitte zwei kleine Rundkarten, die alte und neue Welt auf uns vertraute Weise darstellen.

Anzumerken ist, dass die Kartographie nach Erfindung des Buchdrucks geradezu explodiert ist. Die erste gedruckte Weltkarte von Hans Rust war noch vom T-O-Typ, bei dem die Karte selbst kreisförmig ist und in der Grundform einen T-förmigen Ozean zeigt [vgl. Heinsohn, 282, 301]; Jerusalem steht im Zentrum, der Osten mitsamt dem Paradies ist oben. Unsicher ist ihre Datierung: Mitte des 15. Jh. [Samhaber, Abb. vor 97] oder 1472 [Internet] oder 1480 [Campbell gemäß Heinsohn, 301]. Doch ab da entwickelt sich die Weltkarten rapide hin zu den uns vertrauten Darstellungen; bereits 1498 ist die neue Kunst europaweit etabliert [Heinsohn 305].

Waldseemüllers Darstellung der Alten Welt wirkt von ihrem Wissensstand für de Mahieu geradezu „archaisch“: Grönland fehlt, Afrika ragt deutlich über den 40. Breitenkreis hinaus, obwohl es nur bis zum 35. reicht; an Stelle von Indien liegt eine riesige Insel. Japan hat seine viereckige Form behalten, und es gibt den rätselhaften Sinus Magnus, jene große Meeresbucht, die der Phantasie entsprungen scheint, aber laut Mahieu nichts anderes ist als der Pazifik mit einem Stück der südamerikanischen Westküste als östliche Begrenzung. Hier müssten ältere Berichte von arabischen und chinesischen Seefahrten eingeflossen sein [M. 127-130] – eine höchst bemerkenswerte Interpretation. Die Ausdehnung der Alten Welt wird um 77 % verfehlt [M. 132].

Die Neue Welt hat dagegen die markanten Konturen 'von übermorgen'. So sind der Golf von Mexiko und Florida zu erkennen, allerdings mit einer Schiffspassage bei Panama, womit die Bezeichnung „Amerika“ auf den Südteil beschränkt blieb (so auch die Kugelsegmentkarte, während Waldseemüllers kleine Rundkarte diese Passage nicht zeigt.) Gut getroffen ist die ostamerikanische Küste bis Neufundland. Doch dieses selbst fehlt genauso wie die kanadische Ostküste, obwohl sie bereits durch England offiziell erforscht waren [M. 131]. Bei Waldseemüller beendet ein gerader Strich die Nordausdehnung, als wollte er signalisieren, dass diese Gebiete 'off limits' seien. Auch die westliche Längenausdehnung ist durch einen glatten Längengrad abgeschnitten, hinter dem gleich Japan folgt.



Waldseemüller, Weltkarte 1513: Nordamerika fehlt ganz, Südamerika hat seine Dreiecksform und die Bezeichnung „America“ verloren. Skandinavien wirkt phantastisch. Der Pazifik ist als Sinus magnus (große Bucht) missverstanden und im Osten von Südamerika begrenzt, das also im Westen wie im Osten abgebildet ist [Wolff 118].

Die Ostküste Südamerikas ist erstaunlich genau bis zum Kartenrand, bis zum 40. Breitenkreis dargestellt. Eine jüngere Prüfung ergab eine so gute Übereinstimmung mit der tatsächlichen Kontur, dass sie kaum mit Zufall erklärt werden kann, sondern – da das Datum 1507 der Überprüfung stand hält – eher mit der ‘vorzeitigen’ Kenntnis empirischer Daten [Hessler 2005].

Die verzerrte Darstellung suggeriert geradezu eine Südspitze des Kontinents – und Waldseemüller hat sie auf der beigelegten Kugelsegmentkarte auch dargestellt. Die Magellanstraße liegt bei 53°, ist aber offiziell erst 1520 entdeckt worden; sie findet sich auch auf dem Globus von Johannes Schöner (1515 [s. Wolff 148]). Waldseemüllers Darstellung der südamerikanischen Ostküste ist sehr gut, ist sie doch der Mercator-Karte von 1595 überlegen! [M. 135] Auf seiner Karte von 1513 bringt er hingegen nur eine kleine Küstenpartie, während die Längenausdehnung der Alten Welt beträchtlich reduziert ist; Grönland und Indien erscheinen nun als Halbinseln [M. 138].

Die Wandkarte von 1507 enthält Porträts von Ptolemäus und Vespucci, denen jeweils eine Medaillonskarte mit der alten und mit der neuen Welt zugeordnet ist. Ptolemäus hält einen Quadranten, Vespucci einen Zirkel wie am Kartentisch, aber nicht unbedingt in der Kajüte. Am unteren Kartenrand steht auf Lateinisch: „Allgemeine Kosmographie nach der Überlieferung des Ptholomaei und den Reisen Americi Vespuccii und anderer“. De Mahieu vermerkt, dass diese Zeile nicht von der Hand Waldseemüllers stammen dürfte, da dieser Ptolemäus’ Bild mit „Ptholemei“ beschriftet hat [M. 141].

Wir erreichen mit Waldseemüllers ‘unmöglicher’ Karte und ihrem konservativem Nachfolger die politische Dimension von Information und Desinformation, sofern wir nicht die kunsthandwerkliche Antizipation späterer Entdeckungen als Beweis einführen wollen. Denn rasch publizierte, genaue Karten neuentdeckter Gebiete bedeuten Wissensgewinn, doch Machtverlust. Wer ein lukratives Kolonialgebiet besitzt, wird den Weg dorthin nicht unbedingt preisgeben, ebenso wenig einem Feind die Landung erleichtern. (Die ehemalige DDR hat Karten grenznaher Gebiete systematisch verzerrt, um dem Klassenfeind das Eindringen, Volksgenossen die Flucht zu erschweren; selbst U-Bahn-Abgänge in Ostberlin wurden falsch markiert.) Waldseemüllers Karten von 1513 und 1516 bedeuten nicht nur den Verzicht auf den Namen „Amerika“, sondern auch die Unterdrückung bekannter Geographie.

Der humanistische Aspekt

Herzog René II. war kein Einzelfall und auch kein Vorreiter. Zunächst war der Humanismus in Florenz und anderen italienischen Stadtstaaten aufgeflammt. In *Julius Pomponius Laetus* (1428–1498 [wik.]) aus dem Geschlecht der Sanseverino finden wir einen wesentlichen Mann. Er begründete in Rom

eine wissenschaftliche Gesellschaft, die *Sodalitas litteratorum*, auch eine *Accademia Romana*, die ihn zu bestimmten Anlässen als „pontifex maximus“ feierte [wik.]. Hier dokumentiert sich der Spieltrieb der an der Antike orientierten Humanisten.

Ihn besuchte *Konrad Pickel* (1459–1508), der sich zu *Celtis* oder *Celtes* latinisierte und auch *Protucius* nannte [wik., vgl. Heinsohn 288 ff.]. Er kannte als Lernender wie als Lehrender die Hochschulen halb Europas: Köln, Heidelberg, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, Venedig, Rom, Erfurt, Rostock, Leipzig, Krakau, Regensburg und Wien; auf dem Nürnberger Reichstag krönte ihn Kaiser Friedrich III. 1487 zum *poeta laureatus*. Nach dem Kontakt mit Pomponius gründete Celtis 1489 eine Sodalitas in Krakau, 1491 und 1497 zwei weitere, schließlich 1501 in Wien das *Collegium poetarum et mathematicum*, das eine Bildungselite hervorbringen sollte.

In dieser ‘hochgelahrten’ und hochliterarischen Persönlichkeit steckte allem Anschein nach auch ein kraftvoller Fälscher, der den Deutschen eigene Wurzeln erfinden wollte. Denn Celtis ist aufs engste verbunden mit dem Werk der *Hrotswith von Gandersheim*, das er in Regensburg gefunden haben wollte, jedoch aus der Feder von Caritas Pirckheimer stammt [Tamerl]. Auch bei der *Germania* des Tacitus ist er involviert. Obendrein hat er eine Straßenkarte des Römischen Reichs aufgespürt, die als *Tabula Peutingeriana* eine Singularität darstellt. ‘Selbstverständlich’ ist seine Kopie verloren gegangen; überlebt hat eine Kopie, die Konrad Peutinger – auch ein Schüler des Pomponius – anfertigen ließ [wik.]; zum Druck kam sie erst 1598 [Heinsohn 290 ff.].

In Florenz hatte Celtis Kontakt aufgenommen mit *Marsilio Ficino* (1433–1499 [wik.]), der ab 1464 die *Akademie* in Florenz aufleben ließ, nachdem ihm Cosimo de’ Medici ein Landgut geschenkt hatte. (Die Gründung der Akademie durch Cosimo selbst erwies sich als Legende [wik.].) Hier war die eigentliche Geburtsstätte des abendländischen Humanismus, und Ficino war der ‘Geburtshelfer’, machte er doch zahlreiche Werke der Antike durch Übersetzung zugänglich: platonische wie neuplatonische Texte. Im Gefolge dieser Akademie von Florenz wurden Hunderte derartiger Vereinigungen in Italien wie in Deutschland gegründet, die meisten freilich kaum länger existent als das Gymnasium Vosagense.

In diesem Zusammenspiel zwischen italienischen und deutschen Gelehrten unter der Patronage von deutschem Kaiser und den Florentiner Stadtherren – die Medici waren 1507 freilich im Exil – konnte es eine Reverenz gegenüber den großen Mäzenen aus Florenz sein, eine im Westen entdeckte ‘Terra incognita’ nach einem Mann zu benennen, der wie Amerigo Vespucci für das Haus Medici arbeitete. Interessanterweise hatte Ficino Korrespondenz mit Giorgio Antonio Vespucci, Amerigos Onkel [wik.]. Außerdem verbrachte Amerigo Vespucci zwei Jahre in Paris (1478–80) zusammen mit seinem Ver-

wandten Guido Antonio Vespucci, dem Gesandten Lorenzo de' Medicis am Hof von Louis XI. [Wallisch 127]. Vespucci bislang letzter Herausgeber spricht [ebd.] von den „ersten 40 Jahre[n] im Schatten der Medici. Zwischen Humanismus und Hochfinanz“, ohne daraus jedoch weitere Schlüsse zu ziehen, wie er auch weder Zweig noch de Mahieu kennen will.

Es gibt also Bezüge zu den beiden größten Medicis, zu Cosimo il Vecchio und zu Lorenzo il Magnifico. Eine Widmung wie 'A Medica' kam selbstverständlich politisch nicht in Frage und hätte auch zu falschen, medizinischen Schlüssen verleitet. Der Versuch mit (A)merica lag so weit nicht ab.

Für die jungen Gelehrten von Saint-Dié und ihre Gemeinschaft, die sich an den älteren deutschen Sodalitates und den italienischen Humanistenvereinigungen orientiert hat, könnte dies ein Motiv gewesen sein, das bei ihrer Vorliebe für das Spiel mit Worten und Sprachen leicht umzusetzen war.

Fazit

Stefan Zweigs Vorstellung von „Amerika“ als einem „Wort, das ein blinder Zufall in heiterem Spiel ersonnen“ hat [Z. 110] lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Vielmehr haben wir einen schon vertrauten Punkt erreicht: Entweder ist alles blinder Zufall – oder es steckt zu einem mehr oder weniger großen Teil Kalkül dahinter.

Das Geschehen in Saint-Dié wirkt gerade mit der Verwandlung von „Labias“ in „Parias“ gezielt, das Setzen des Wortes „America“ kalkuliert. Staaten wie auch einzelne Personen kämpften damals um ihren Anteil an der Entdeckung und Vereinnahmung neuer Länder, also um Macht, Prestige und Geld. Für de Mahieu [217] liegen zu Lissabon in der königlichen Tesouraria zahlreiche Geheimkarten, um die sich ein Kolumbus genauso bemüht hat wie ein Herzog René II. und andere. Am wenigsten scheint sich Vespucci bemüht zu haben; von ihm ist keine Eigeninitiative zu erkennen, sich gegen Kolumbus zum Entdecker eines neuen Kontinents hochzustilisieren. Und selbst seine Ahnung von einer neuen Welt, der *mundus novus*, war nicht außergewöhnlich:

„Schon am 1. November 1493 aber hatte der Historiker Petrus Martyr in einem Brief geschrieben: »Colon [Kolumbus], Entdecker der Neuen Welt!«“ [Samhaber 172]

Doch dieser Satz drang – damals unpubliziert – nicht ins allgemeine Bewusstsein, im Gegensatz zu dem zunächst anonymen Flugblatt von 1502. Warum es Lothringen und Frankreich wichtig gewesen wäre, Kolumbus aus den Karten herauszuhalten, ist nicht zu erkennen. Portugal hätte als 'Ersatz' sicher einen Portugiesen präferiert. Allenfalls Spanien hätte einen Grund gehabt: Kolumbus als „Großadmiral des Weltmeeres“ galt nach seiner dritten und vierten

Fahrt als gescheiterter Phantast, der bei der Krone jeden Kredit verwirkt hatte und als Erledigter und Vergessener 1506 starb [Z. 61; Butze 152]. Doch warum hätte Spanien nach Kolumbus keinen Spanier, sondern einen anderen Italiener zum Entdecker eines neuen Kontinents hochstilisieren sollen? Insofern mag die mäzenatische Wurzel des Humanismus im Hause Medici von Interesse sein: Junge, geografisch interessierte Humanisten könnten auch in Lothringen an das Haus Medici und seine Mitarbeiter gedacht haben.

Trotz aller Untersuchungen ist die Gestalt Vespucci bis heute dunkel geblieben. War er nur ein Buchhalter, der nie ein Schiff bestieg? Oder ist er mehr aus pekuniären Gründen noch in höherem Alter zur See gefahren, wie Zweig meinte? Oder war er der überragende Navigator, als den ihn Wallisch sieht? Hat er mehrere Reisen unternommen und tatsächlich die Mündung des Amazonas entdeckt, ja sich dem südlichen Polarkreis bis auf 17,5° genähert? Oder war er doch nur der Schiffsausrüster des Kolumbus für eine von dessen Fahrten und von daher dem Großadmiral bekannt? Sind nun seine Briefe gefälscht oder vielmehr die kurzen Texte, die in seinem Namen in Umlauf kamen? Und war er spanischer Spion in Portugal oder florentinischer Spion in Spanien? Sicher ist nur, dass Portugal Navigatoren, die nach Spanien wechseln wollten, ermorden ließ [Wallisch 93]. Wir wissen im Grunde nicht mehr als Stefan Zweig vor 65 Jahren, der seinerseits kaum einen dieser Widersprüche und Rätsel aufklären, sondern lediglich darstellen konnte. Niemand ist es wirklich gelungen, im Falle 'Vespucci und Amerika' Wahrheit von Fiktion, Fiktion von Lüge zu trennen.

Aber bekanntlich ist uns das Leben des Kolumbus gleichermaßen nur in höchst widersprüchlicher Form zugänglich [vgl. Illig 1993]; nur seine vier Fahrten mitsamt persönlichem Aufstieg und Fall sind unbezweifelt.

Alles in allem scheint uns eine Melange aus blindem Zufall und konkreter Absicht den Namen „Amerika“ gebracht zu haben, den Vespucci als Namenspatron bis zu seinem Tod gar nicht gekannt haben dürfte.

Literatur

Butze, Herbert (1962): *Die Entdeckung der Erde*; Gütersloh
Die Wiederentdeckung der Antike

<http://webdoc.sul.gwdg.de/ebook/q/2003/Karten/html>

Ficino, Marsilio (2004): *The Letters of Marsilio Ficino. Vol 7*; London

Heinsohn, Gunnar (2002): Karl als Kartograph; in *Zeitensprünge* 14 (2) 278-306

Hessler, John (2005): *Warping Waldseemüller: A Cartometric Study of the Coast of South America As Portrayed on the 1507 World Map*; in

<http://purl.oclc.org/coordinates/a4.htm>

Hueck, Walter (1928): *Die Welt als Polarität und Rhythmus*; München

- (1961): *Die Polarität der Wahrheit und der Rhythmus des Lebens*; Remagen

Illig, Heribert (1993): Das faule Ei des Kolumbus. Eine Entsorgung durch Peter Mil-

- ger; in *Zeitensprünge* 5 (1) 90-94
- Jäger, Wolfgang (^d2007): *Amerika kommt aus Freiburg*; Freiburg (Flyer)
- Konetzke, Richard (1963): *Entdecker und Eroberer Amerikas*; Frankfurt am Main
- M. = Mahieu, Jacques de (1977): *Wer entdeckte Amerika? Geheimgeographie vor Kolumbus*; Tübingen
- Magnaghi, Alberto (1924): *Amerigo Vespucci*; Rom
- Ringmann, Matthias / Waldseemüller, Martin (1507): *COSMOGRAPHIAE INTRODUCTIO CUM QUIBUSDAM GEOMETRIAE AC ASTRONOMIAE PRINCIPIIS AD EAM REM NECESSARIIS. Insuper quatuor Americi Vespuccii navigationes. Universalis Cosmographiæ descriptio tam in solido quam plano eis etiam insertis quæ Ptholomeo ignota a nuperis reperta sunt*; Saint-Dié
- Rinke, Stefan (2007): 25. April 1507 – Tauftag Amerikas. Die Prägestkraft einer Namensgebung; in http://www.fu-berlin.de/presse/publikationen/fundiert/2007_02/07_02_rinke/index.html
- Samhaber, Ernst (1955): *Knaurs Geschichte der Entdeckungsreisen*; München
- Schulze, Franz (1902): *Balthasar Springers Indienfahrt 1505/06. Wissenschaftliche Würdigung der Reiseberichte Springers zur Einführung in den Neudruck seiner „Meerfahrt“ vom Jahre 1509*; Straßburg
- velesova = www.velesova-sloboda.sled.name/antrop/mahieu-volk-nation-rasse.html
- Tamerl, Alfred (1999): *Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung*; Gräffelfing
- Vespucci, Amerigo (oder ihm zugeschrieben):
- (1502 oder 1503): *Mundus novus*; Florenz · Paris
 - (1505 oder 1506): *Lettera di Amerigo Vespucci delle isole nuovamente trovate in quattro suoi viaggi*; Florenz
 - (1505): *De ora antarctica ...*; Straßburg (= *Mundus novus*, durch M. Ringmann)
 - (1505): *Von der neuw gefundenen Region die wol ain welt genent mag werden*; o.O
 - (1507): *Mondo novo e paesi nuovamente ritrovati da Alberico Vesputio fiorentino*; Vicenza
 - (1507) s. Ringmann/Waldseemüller
- Waldseemüller, Martin (1507): *Le Speculi Orbis succinctiss. sed necque poenitenda neque inelegans Declaratio et Canon*; Straßburg
- Wallisch, Robert (2002): *Der Mundus Novus des Amerigo Verspucci (Text, Übersetzung und Kommentar)*; Wien
- wik. = Wikipedia ↔ Conrad Celtis/ ↔ Marsilio Ficino/ ↔ Christoph Kolumbus/ ↔ Vautrin Lud [wik. franz.]/ ↔ Julius Pomponius Laetus/ ↔ René II. von Lothringen/ ↔ Matthias Ringmann/ ↔ Tabula Peutingeriana/ ↔ Martin Waldseemüller
- Wolff, Hans (Hg., 1992): *America. Das frühe Bild der Neuen Welt*. Ausstellung der Bayer. Staatsbibliothek [zum Erwerb von Waldseemüllers Globussegmentkarte]; München
- Z. = Zweig, Stefan (^l2006): *Amerigo. Die Geschichte eines historischen Irrtums*; Frankfurt am Main (^l1944, posthum)

Dr. Heribert Illig, Adresse s. Impressum
 Architekt Dipl. Ing. Hans Peter Mikolasch mikolasch@vienna.at

Giorgione als Ausnahme-Astronom

F. Keim entdeckt den Entdecker der Jupitermonde

Heribert Illig

Giorgione hat man ihn genannt, jenen Giorgio Barbarelli de Castelfranco, dem nur 32 Lebensjahre gegönnt waren und der trotzdem zu den ganz großen Malern der italienischen Hochrenaissance zählt (1478–1510). Sein Werk ist zwangsläufig überschaubar: An Tafelbildern werden ihm heute keine 20 Werke als eigenhändig zugeordnet; alles darüber hinaus ist Zuschreibung, manchmal Glaube. Auch bei seinen Zeichnungen ist die Urheberschaft nicht leicht zu klären; viele seiner Fresken an venezianischen Palästen sind der Zeit zum Opfer gefallen.

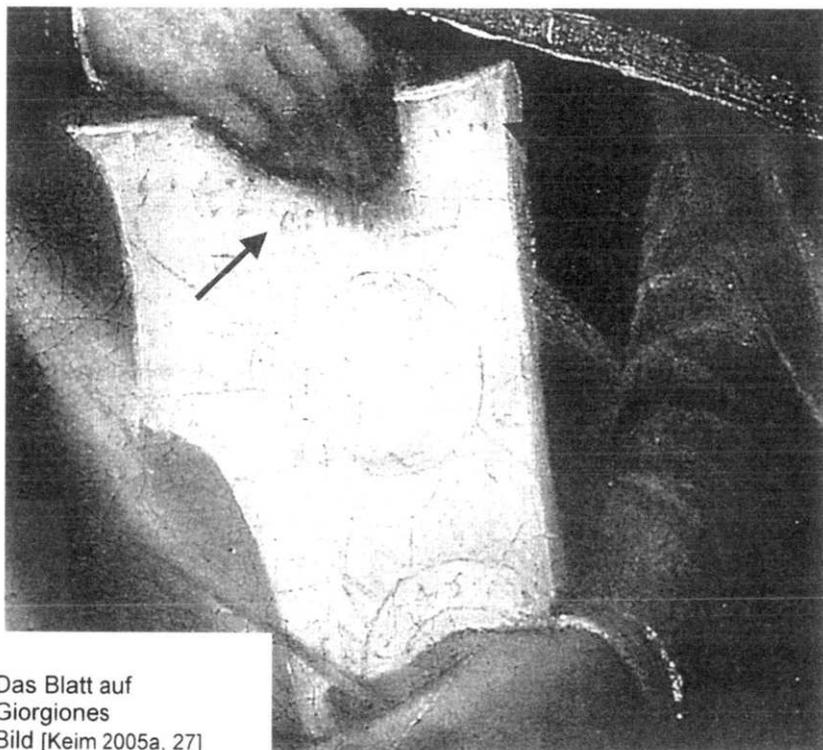
Dieser Schüler Giovanni Bellinis oder, wie seine Venezianer sagten, von Giambellino stand in Verbindung mit Tizian, Leonardo, Raffael und anderen Großen seiner Zeit. Weltberühmt ist sein rätselhaftes Bild *Il tempesta*, das in der *Accademia* zu Venedig hängt. Das Wiener *Kunsthistorische Museum* präsentiert seine *Drei Philosophen*, die sich beharrlich der Identifizierung entziehen: Ein alter Mann, ganz Kirchenvater mit wallendem Bart, steht quer zu einem 'arabisch' gekleideten Mann in mittleren Jahren, hinter dem ein Jüngling sitzt und eine Höhle mit einem Instrument zu vermessen scheint.

Abwegig erscheint die Deutung als die drei Weisen aus dem Morgenland, immer passend, doch ohne große Aussage ist die Allegorie dreier Altersstufen des Menschen; tieferschürfende Betrachter sehen drei Stadien menschlichen Geisteslebens: der Alte aus dem Mittelalter, der Vertreter arabischer Kultur und der junge Mann als Verkörperung der Renaissance. Wieder andere kümmern sich um Taddeo Contarini, der das Bild damals in Auftrag gegeben hat und dem man astrologische und alchemistische Interessen nachsagte [wik.].

Frank Keim, ein wissenschaftlicher Mitarbeiter der Universität Ulm, konzentrierte sich auf das unscheinbare Pergamentblatt, das der 'Kirchenvater' vorweist. Es trägt die Zeichnung einer partiellen Sonnenfinsternis und einige Worte. Unter der oberen Hand lässt sich $\mu\epsilon\gamma\epsilon\theta\omega\nu$, d.h. „Größen“ lesen. Keim fand den entsprechenden Buchtitel: *Über die Größen und Entfernungen der Sonne und des Mondes*, zentrale Schrift des alten Griechen Aristarch von Samos (310–230), die 1488 und 1498 zu Venedig in lateinischer Übersetzung erschienen war.

Nun hat Aristarch als erster das heliozentrische Weltbild erdacht, das so revolutionär war, dass es noch zu Giorgiones Zeiten allenfalls in Hinterzimmern diskutiert werden konnte. Giordano Bruno war 1500 in Rom verbrannt worden, Kopernikus (1473–1543) zögerte Jahr um Jahr mit der Niederschrift

seiner heliozentrischen Gedanken; erst auf dem Sterbebett sah er die Erstaussage seiner Schrift *De revolutionibus...*, auf Deutsch *Von den Umdrehungen der Himmelskörper*. Aber das war keineswegs der Durchbruch, da die zum Beweis nötigen präzisen Beobachtungen noch nicht möglich waren. So stellte Tycho Brahe (1546–1601) ein Zwittermodell auf, bei dem Sonne und Mond um die Erde kreisen, aber die übrigen Planeten um die Sonne. Erst sein Nachfolger Johannes Kepler (1571–1630) entdeckte, dass sich die Planeten auf elliptischen Bahnen mit wechselnder Geschwindigkeit bewegen. Als er seine beiden ersten Gesetze 1609 veröffentlichte, hatte gerade die Astronomie ihr größtes Geschenk bekommen: das Fernrohr von Hans Lippershey, 1608. Schon ein Jahr danach baute es Galilei nach und entdeckte am 7. 1. 1610 die vier größten Jupitermonde (Simon Mayr aus Ansbach nur einen Tag später). 1611 konstruierte Kepler dann das astronomische Fernrohr. Trotzdem dauerte es bis 1729, dass James Bradley genügend genaue Beobachtungen durchführen konnte, um die Modellvorstellungen Brahes zu widerlegen.



Das Blatt auf
Giorgiones
Bild [Keim 2005a, 27]

Doch warum war Aristarch für Giorgione wichtig? Er verrät, nein er verhüllt es mit dem Pergament. Dort sind Phasen einer Sonnenfinsternis aufgezichnet. Nun hatte Aristarch gewusst, dass der Halbmond mit Erde und Sonne ein rechtwinkliges Dreieck bildet. Konnte man seinen spitzen Winkel bestimmen, konnte man aus ihm die Entfernung zwischen Erde und Sonne ableiten; die Sonnenfinsternis gab dann Aufschluss über das Größenverhältnis zwischen Sonne und Mond. Für Aristarch ergab sich ein Entfernungsverhältnis von 1:19; dementsprechend musste die Sonne 19 Mal größer sein als der Mond. Giorgione hat die Relationen des Aristarch mit Zahlen in seinem Bild festgehalten: 1, 3 und 7. Der Erddurchmesser beträgt das 3-Fache des Monddurchmessers; die Sonne misst das 7-fache des Erddurchmessers oder das 19-Fache des Monddurchmessers. Da sich kleine Himmelskörper um die größeren drehen sollten, musste die Sonne im Mittelpunkt stehen und von den Planeten umkreist werden.

Bis dahin folgte Giorgione getreulich dem alten Aristarch mitsamt seiner falschen Relation 1:19, die in Wahrheit 1:400 beträgt. Doch in der rechten oberen Ecke des Blattes steht die eigentliche Revolution. Es sind eigentlich nur vier Punkte, aber Keim hat daneben in winziger Schrift das Wort „Jovis“ (Jupiter) entdeckt, wobei das „o“ zugleich den Planeten selbst darstellt, flankiert von seinen vier großen Monden.

Wie konnte Giorgione bereits die Jupitermonde malen, die doch Galilei erst 1610 entdecken sollte? Keim fand weitere Zahlen auf dem Pergament, die ihn zu dem verschlüsselten Datum 15. 4. 1505 als Tag der Entdeckung der Jupitermonde führen. Doch wieso hätte Giorgione so gute Augen gehabt, dass er ohne Hilfsmittel dies Jupitermonde erkennen konnte? Normalsichtige benötigen ein Fernrohr mit 6- bis 7-facher Vergrößerung.

Auch hier gibt die Zeichnung Auskunft: Sie zeigt ein Auge und weitere Zahlen (und beim Auge ein zweites Mal das Wort *Jovis*.) Sie lassen sich als Vergrößerungsangaben deuten, wie sie einem Fernrohr mit zwei konvexen Linsen entsprechen. Galileis Fernrohr bestand dagegen aus einer konvexen und einer konkaven Linse. Aber was sollte Giorgione von Fernrohren wissen?

Doch Keim hat in einem Selbstporträt von Giorgio Vasari (1511–1574) die Abbildung eines Fernrohrs entdeckt und in den Niederschriften Leonardo da Vincis 1508 den Vermerk: „Mache Gläser, um den Mond größer zu sehen“. Gab es also ein verheimlichtes Wissen um astronomische Fortschritte?

Für den Ulmer Wissenschaftler liegt das auf der Hand. Die Jupitermonde, die sich bei längerer Beobachtung klar erkennbar um den Jupiter drehen, waren erstes Beweisstück dafür, dass keineswegs alle Himmelskörper um die Erde kreisen. Ab da wurde der alte Aristarch wieder ganz modern. Konsequenter interpretiert Keim nun die drei Philosophen: Links neben Aristarch

steht der ägyptische Ptolemäus als größter Verteidiger des geozentrischen Weltbildes. Und vor der Höhle sitzt Pythagoras, der mit seiner Geometrie die Grundlagen für die Thesen Aristarchs geliefert hatte. Soweit Keim in seiner dritten Schrift von 2005, der hier das meiste verdankt ist.

Raffaels berühmtes Vatikan-Fresko *Die Schule von Athen*, 1508 bis 1510 und damit fast gleichzeitig gemalt, greift die Grundidee Giorgiones auf [Keim 2005a]. Weit rechts von Platon und Aristoteles (in ihren zeitgenössischen Entsprechungen), aber auf gleicher Podesthöhe steht ein seltsam isolierter Mann, charakterisiert durch dunklen Mantel und langen weißen Bart. In seinem Mantel verbirgt er eine Schrift. Für Keim handelt es sich um Aristarch, der oberhalb einer Gruppe rings um Pythagoras steht. Es kann nun nicht mehr wundern, dass Keim sogar Kopernikus abgebildet sieht, ganz rechts außen in einer Gruppe mit Archimedes, Ptolemäus und Raffael selbst.

So hätte ein genialer Maler ganz nebenbei eine Himmelsentdeckung gemacht, die ihn in Richtung Heliozentrismus führte – Startpunkt für einen damals noch weiten Weg von gut hundert Jahren. Wäre er kürzer geworden, so Giorgione länger gelebt hätte? Wir dürfen die Inquisition und die Angst vor ihr nicht unterschätzen, wurde Galilei noch 1632 der Prozess gemacht („und sie bewegt sich doch...“). Aber die Folgen auch für die Technikentwicklung wären gar nicht absehbar. Denken wir nur daran, dass die Entdecker der neuen Welt – sie werden in diesem Heft ebenfalls behandelt – ihre Positionsbestimmungen bereits 1508 mit einem Fernrohr hätten vornehmen können.

Erwähnt werden soll noch der Maler Adam Elsheimer, der exakt 100 Jahre nach Giorgione lebte und starb (1578–1610) und 1609 ebenfalls schon Himmelsdetails malte [Baumstark], bevor er 'eigentlich' ein Teleskop benutzen konnte.

Literatur

- Baumstark, Reinhold (Hg., 2005): *Von Neuen Sternen. Adam Elsheimers »Flucht nach Ägypten«* (Katalog zur Ausstellung in der Alten Pinakothek, München); Mainz
- Keim, Frank P. J. (2005a): Von drei Entdeckungen, die Anfänge der neuzeitlichen Wissenschaft betreffend; unter vts.uni-ulm.de/docs/2005/5248/vts_5248.pdf
- (2005b): „Giorgionismus“ in Raffael Sanzios „La scuola di Atene“, 1508-10, Fresko in der Stanza della Segnatura des Vatikan; unter vts.uni-ulm.de/docs/2005/5271/vts_5271.pdf
- (2005c): *Giorgiones Entdeckung der vier großen Jupitermonde 105 Jahre vor Galileo Galilei - Ein Beitrag zur Kunst- und Astronomiegeschichte der Frühen Neuzeit*; unter vts.uni-ulm.de/docs/2005/5401/vts_5401.pdf
- Odenwald, Michael (2006): Geheimnis im Gewand. Die Monde des Jupiter, sagt ein Ulmer Forscher, wurden 100 Jahre früher entdeckt, als die Astronomen bislang dachten; in *Focus* 46/2006, 114 f. (13. 11. 06)
- Wikipedia ↔ T. Brahe/ ↔ Galilei/ ↔ Giorgione/ ↔ J. Kepler/ ↔ Kopernikus

Die Korrektur des Mondjahres (*aequatio lunaris*) in der Gregorianischen Kalenderreform

Werner Frank

Die Absicht dieses Beitrages ist es, auf eine wenig beachtete Kalenderkorrektur bei der Gregorianischen Kalender-Reform hinzuweisen, nämlich die Korrektur des Mondkalenders.

Die Überlegungen dieses Aufsatzes stützen sich auf folgende Schriften:

1. die päpstliche Enzyklika *Inter gravissimas*, in welcher das Reformprojekt publik gemacht wurde.
2. Den Entwurf des Maßnahmenkataloges von Aloysius Lilius, der vor den Reform zur Begutachtung im ganzen katholischen Raum verschickt wurde, genannt *Compendium*.
3. Das große Werk von Clavius: *Novi calendarii... explicatio* (Erklärung des neuen Kalenders), im folgenden kurz *Explicatio* genannt [Clavius 1612], (Clavius ist der eigentliche Vater der Reform, von dem auch vermutlich der Text der Enzyklika stammt).

Unter unserem bürgerlichen – immer noch julianischen – Sonnenkalender liegt ein von den meisten Heutigen unbemerkter Mondkalender. Dieser spielt in der Durchführungsverordnung der Reform von 1582 folgende Rolle:

Das Ziel, welches die päpstliche Kurie mit der Kalenderreform von 1582 verfolgte, war allein und ausschließlich, endlich ein vernünftig handhabbares Werkzeug zur Vorausberechnung des Ostertermins zu erhalten [North 1983]. Zur Erinnerung: Ostersonntag ist

- der erste Sonntag
- nach dem ersten Vollmond
- nach der Frühlingstagundnachtgleiche, lateinisch *Aequinoctium veris* oder *vernale*.

Nach dem vor der Reform angewandten Berechnungsverfahren, genannt *computus ecclesiasticus* – das Wort *computus* bedeutete ausschließlich: Osterdatumsberechnung – galt für das Frühlingsäquinoktium stets der 21. März, ohne Rücksicht auf das Datum des astronomisch definierten Ereignisses: der Durchgang der Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn, der Ekliptik, durch den Himmelsäquator. Auf dieses Datum wurde sodann das Zählschema des 19-jährigen Zyklus des Mondes – des sog. Meton'schen Zyklus – angewandt. 19 julianische Sonnenjahre entsprechen 235 synodischen Umläufen des Mondes,

ein synodischer Umlauf oder „Monat“ ist die Zeit zwischen zwei gleichen Mondphasen, welche 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2,9 Sekunden beträgt. (Dieser so präzise anmutende Wert ist der *Mittelwert* von jahrzehnte-, wenn nicht jahrhundertelangen Beobachtungen und kann um sage und schreibe $\pm 6,5$ Stunden wegen der Exzentrizität der Mondbahn variieren [Voigt 1988]. Weniger bekannt ist, dass dieser 19-jährige Zyklus auch einen Mondkalender mit 19 Mondjahren definiert, wie er z.B. im jüdischen Kalender präsent ist.

Dass in der päpstlichen Bulle für das Jahr 1582 ein Auslassen von 10 Tagen angeordnet wurde, um das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März oder in dessen Nähe zurückzubringen, ist eine weithin bekannte Sache. Die 19 Mondjahre von je 354 Tagen bestehen abwechselnd aus Monaten von 29 und solchen von 30 Tagen, im Mittel also von $29 \frac{1}{2}$ Tagen, den synodischen Monat einigermaßen genau wiedergebend. Um den Mondkalender jedoch mit dem Sonnenkalender in Einklang zu halten (der ja 11 Tage mehr enthält), werden so genannte Schaltmonate (immer von 30 Tagen Länge) eingefügt. Die folgende Rechnung – zwischen den beiden Strichen – kann der bruchrechnungsuninteressierte Leser überspringen.

 Die Zahl 235 (der Monate) lässt sich aufspalten in

$$144 + 91 = 12 \times 12 + 7 \times 13$$

also in 12 Jahre zu 12 Monaten (= 12×354 Tage)

plus 7 Jahre zu 13 Monaten (= 7×384 Tage).

Die Rechenvorschrift ist die Folgende [Basnizki 1989]:

(M. = „Monat“ bedeutet im folgenden „Mondmonat“,
 der 29 oder 30 Tage enthalten kann):

$$19 \text{ Sonnenjahre} = 235 \text{ M.}$$

$$1 \text{ Sonnenjahr} = 235/19 \text{ M.} = 12 + 7/19 \text{ M.}$$

Ein Mondjahr zu 12 Monaten erzeugt also eine Differenz von $7/19$ M.

Das 1. Jahr des Zyklus hat 12 Monate, es ist also zu kurz um $7/19$ M.

Das 2. Jahr erhält ebenfalls 12 Monate, die Differenz wächst auf $14/19$ M.

Im 3. Jahr beträgt die Differenz $21/19 = 1 + 2/19$ M.

Dieser eine ganze Monat wird nun als Schaltmonat dem

3. Jahr hinzugefügt, so dass es 384 Tage hat,

trotzdem bleibt noch ein Überschuss von $2/19$ M.

Im 4., 5. u. 6. Jahr wächst dieser auf $3 \times 7/19 + 2/19 = 23/19 = 1 + 4/19$ M.

so dass das 6. Jahr wieder einen Schaltmonat dazu erhält.

Im 7. und 8. Jahr wächst der Überschuss von $4/19$ an zu $18/19$ M.

was noch kein ganzer Monat ist. Trotzdem wird das 8. Jahr

zu einem Schaltjahr gemacht,

| | |
|--|-----------------------|
| das 9. Jahr beginnt also mit einem Fehlbetrag von | - 1/19 M. |
| Das 9., 10. und 11. Jahr liefern zusammen statt 21/19 nur | 20/19 M. |
| Man macht das 11. Jahr zum Schaltjahr und hat noch übrig | 1/19 M. |
| Dies plus die Jahre 12, 13 und 14 erzeugen dann einen | |
| Überschuss von | 22/19 M. |
| wovon 1 ganzer Monat dem 14. Jahr zukommt, also Schaltjahr. | |
| Übrig bleiben | 3/19 M. |
| Im 15., 16. u. 17. Jahr wächst dieser Überschuss auf | $24/19 = 1 + 5/19$ M. |
| Also wird das 17. Jahr zum Schaltjahr mit Überschuss von | 5/19 M. |
| Dieser ergänzt sich mit $2 \times 7/19$ im 19. Jahr zu einem | |
| letzten Schaltjahr des Zyklus, der dann von neuem beginnen kann. | |

So entsteht die – ansonsten unverständliche – Schaltregel, dass in dem 19-jährigen (Meton'schen) Zyklus die Jahre unter der Nummer 3, 6, 8, 11, 14, 17 und 19 Schaltjahre sind.

Nun geht aber der Meton'sche Zyklus trotz dieser Maßnahme nicht ganz auf: *Es bleibt nach 19 Jahren ein Fehler von ca. 1 Stunde und 28 Minuten*, den eine bestimmte Mondphase, z.B. der Vollmond, früher eintritt als berechnet. (Daß auch dieses ein Mittelwert ist, der subsumiert, dass in je 4×19 Jahren, dem sog Kallipischen Zyklus, ein (Sonnen-)Schaltjahr zu 366 Tagen steckt, kann hier unberücksichtigt bleiben, es interessiert nur, dass nach 19 Jahren der Fehler sich zu dem oben genannten Wert addiert).

Festzuhalten ist, dass unter unserem im Wesentlichen immer noch julianischen Kalender ein Mondkalender liegt, der jüdischen Ursprungs ist und auch die Namen der jüdischen Monate trägt. Hier interessiert eigentlich nur der jüdische Frühlingsmonat, der *Nisan*, der mit dem Neulicht (= ca. 1 Tag nach Neumond) beginnt und der am 14. Tag den Vollmond erreicht. In der einschlägigen Terminologie werden die täglichen Erscheinungen des Mondes am Himmel einfach durchnummeriert, beginnend mit „luna I“ für Neulicht, also die erste sichtbare Sichel am Abendhimmel, „luna VII“ für das erste Viertel bis zu „luna XIV“, dem Vollmond u.s.w.

Analog zum Sonnenjahr mit seinen ca. 11,2 Minuten weniger als $365 + \frac{1}{4}$ Tagen, die sich binnen 128 Jahren zu einem vollen Tag addieren, um den das Frühlingsäquinoktium im Kalender zurückwandert, wächst der Fehler im Mondlauf nach 310 Jahren auf einen vollen Tag an, um den der Vollmond einen Tag früher eintritt, als berechnet [vgl. Frank 2002].

Es musste also – immer das Ziel vor Augen, den korrekten Ostertermin berechnen zu können – auch der Mondkalender, der uns Heutigen völlig fremd ist, diesbezüglich korrigiert werden.

In der Terminologie des Reformprojektes heißen die beiden Maßnahmen entsprechend: *Aequatio solaris* und *aequatio lunaris*. Das Wort *aequatio* übersetzt man am besten mit *Angleichung*, wobei gemeint ist: die „Maßnahme zur Angleichung des Sonnen- bzw. Mond-Jahres an das astronomische Geschehen“.

Diese *aequatio lunaris* ist nun aus dem Blickwinkel des allgemeinen Interesses weitgehend verschwunden. In der päpstlichen Bulle (*Inter gravissimas*) ist sie, eingebettet in die Korrekturvorschrift, folgendermaßen vermerkt:

„Considerantes igitur nos, ad rectam Paschalis festi celebrationem iuxta sanctorum patrum, ac veterum Romanorum Pontificum, praesertim Pii et Victoris primorum, nec non magni illius oecumenici Concilii Nicaeni et aliorum sanctiones, tria necessaria conjugenda, et statuenda esse:

Primam certam Verni Aequinoctii sedem, deine rectam positionem XIII. Lunae primi mensis, quae vel in ipsum aequinoctii diem incidit, vel ei proxime succedit, postremo primum quemque diem Dominicum, qui eandem XIII. Lunam sequitur, curavimus non solum aequinoctium vernum in pristinam sedem, a qua iam a Concilio Nicaeno decem circiter diebus recessit, restituendum, et XIII Paschalem [lunam; W.F.] suo in loco, a quo **quatuor, et eo amplius** dies hoc tempore distat, reponendam, sed viam quoque tradendam et rationem, qua cavetur, ut in posterum aequinoctium, et XIII Luna a propriis sedibus nunquam dimoveatur.“

Übersetzung:

Wir vergegenwärtigen uns also, dass zur richtigen Feier des Osterfestes gemäß der Vorschrift der heiligen Väter und der von frühen römischen Bischöfen, besonders von Pius I. und Victor I. und sicherlich auch der des großen ökumenischen Konzils zu Nizäa und weiteren Vorschriften drei Maßnahmen miteinander kombiniert und in Einklang gebracht werden müssen:

Erstens der bestimmte Tag im Kalender für das Frühlingsäquinoktium, sodann die richtige Lage von Luna XIII [d.i. des ersten Vollmondes im Frühlingsmonat Nisan; W.F.], die entweder auf das Äquinoktium selbst fällt oder ihm als nächstes folgt, als

Drittes endlich der Sonntag, der diesem Vollmond [Luna XIII; W.F.] folgt.

Wir haben also dafür gesorgt, dass nicht nur das Frühlingsäquinoktium auf seinen früheren Platz zurückkehrt, von dem es inzwischen seit dem Konzil von Nizäa um ungefähr zehn Tage [im Kalender; W.F.] zurückgewandert ist, **ferner der Ostervollmond auf seinen Platz** [im Monat Nisan; W.F.] **zurückgesetzt wird, von welchem er vier und sogar mehr Tage abweicht**, sondern haben auch Vorschrift und Verfahren erlassen, wodurch verhindert wird, dass in Zukunft das Äquinoktium und der Ostervollmond von den richtigen Daten abweichen.“ [Übersetzung W.F.]

Diese beiden *aequationes* wurden nun folgendermaßen ausgeführt: Beim Sonnenkalender wurde zunächst die über Jahrhunderte **zu viel** getätigte Schaltung durch das Auslassen von 10 Tagen kompensiert und zugleich die neue Vorschrift erlassen, dass in 400 Jahren 3 Schaltjahre ausfallen müssen, um ein neuerliches Zurückgleiten des Äquinoktiums zu verhindern.

Beim Mondkalender wurde die **zu wenig** erfolgte Schaltung – es wurde seit Beginn unserer Zeitrechnung noch keine Korrektur am Mondkalender vorgenommen – nunmehr folgendermaßen nachgeholt:

Nach der Bulle betrug die Differenz 4 Tage, um die der astronomische Mond dem zyklischen vorauseilte. Also hätten in den Mondkalender 4 Tage eingefügt werden müssen, um mittlere Übereinstimmung von zyklischem und astronomischem Vollmond zu erreichen. Die tatsächlich von der Kommission angewandten Maßnahmen waren jedoch folgende:

Erstens suchte man nach einer bequemen Schaltregel, nach welcher im Mondkalender – analog zur Sonnenkorrektur – in den Säkularjahren (die mit zwei Nullen) geschaltet werden sollte. Deshalb änderte man die aus dem 19-jährigen Mondzyklus folgenden 310 Jahre, nach denen der Mond einen Tag früher eintritt als berechnet, zu exakt 312,5 Jahren ab. Daraus ergab sich, dass binnen $8 \times 312,5 = 2.500$ Jahren 8 Mondschalttage eingeschoben werden müssen, also alle 300 Jahre einer und zwar in den Säkularjahren, wie bei der Sonnenkorrektur. Der dabei noch auftretende Fehler wird kompensiert, indem man nach einer Periode von 2.500 Jahren 400 statt 300 Jahre bis zur nächsten Schaltung verstreichen lässt [Cerulli 1931].

Zweitens wollte man sicher gehen, dass der astronomische Vollmond, speziell der Ostervollmond, auf keinen Fall vor den 21. März, das Frühlingsäquinoktium fällt, um nicht gegen die alte, o. g. Regel zu verstoßen. Deshalb ‘beschleunigte’ man den zyklischen Vollmond nur um 3 Tage, so dass der astronomische ihm stets (oder nur mit ganz seltenen Ausnahmen) nachfolgt [vgl. Frank 2005; Casanovas 2007]. Diese Begründung findet sich nach Casanovas in Clavius’ *Explicatio*, konnte aber von mir noch nicht verifiziert werden. Die Korrektur des Mondkalenders taucht im normalen Sonnenkalender nicht auf, beeinflusst aber die Osterfestrechnung. In diesem Beitrag wird darauf verzichtet, die Konsequenzen dieser Überlagerung für die Berechnung des Ostertermins im Einzelnen darzulegen. Eine ausführliche und ausgezeichnete Darlegung der Osterfestrechnung findet man bei Bär [2006].

Wichtig ist für den Zeiteinspringer der folgende Aspekt: Die in der Bulle genannten 4 Tage für den Mond entsprechen 1.250 Jahren und sind damit in etwa konsistent mit den $12 \times 128 = 1.280$ Jahren Sonnenkorrektur. Dieses passt zu der gegebenen Begründung, man korrigiere auf Nizäa [vgl. Frank 2002]. Die eigentliche Begründung der 10 Tage Sonnenkorrektur ist das Festhalten am 21. März, mit dem ohne jede Änderung spätestens seit Dionysius Exiguus

im *computus ecclesiasticus* gerechnet wurde und der nach Befehl des Papstes Gregor XIII. wieder zu realisieren war. Gegen diese 10-Tage-Korrektur wurde in zahlreichen Gutachten jedoch damals schon opponiert [vgl. Frank 2005].

Offen bleibt die Frage, was das „eo amplius“ („und mehr noch“) zu bedeuten hat – Stoff genug für weitere Forschungen.

Literatur

- Bär, Nikolaus A. (2007): *Chronologie und Kalender*, www.nabkal.de
- Basnizki, Ludwig (1989), *Der jüdische Kalender*, Athenäum, Frankfurt am Main
- Casanovas S.J., Juan (2007). Private Mitteilung
- Cerulli, Vincenzo (1931), *Il Calendario*, Tipografia-Legatoria Mario Ponzio, Pavia
- Clavius s. Explicatio
- Explicatio* = Clavius, Christophorus (1612), *Romani Calendarii a Gregorio XIII. P. M. restituti Explicatio*, Mainz
- Frank, Werner (2002), Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlings-Tagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? in *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- (2005): 21. März – Datum der Frühlings-Tagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des I. Nizaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
- Inter gravissimas* (1582) (zitiert nach einer Sammlung päpstlicher Enzykliken, *Romae, apud Bldos typographarios Camerales* 1588)
- Lilius, Aloysius (1577), *Compendium*, abgedruckt in Clavius, *Explicatio*
- North, J.D. (1983), The Western Calendar – „Intolerabilis, Horribilis, et derisibilis“; Four Centuries of Discontent, in *Proceedings*, 75-105
- Proceedings* = *Gregorian Reform of the Calendar. Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400th Anniversary 1582 - 1982*, Edited by G.V. Coyne S.J., M.A. Hoskin and O. Pedersen (1983), Specola Vaticana, Città del Vaticano
- Voigt, Hans-Heinrich (1988), *Abriss der Astronomie*, BI Wissenschaftsverlag, Mannheim · Wien · Zürich

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Straße 4
wfxfrank@t-online.de

Die zwei Variablen bei einer Eklipse

Korrektur und Nachtrag

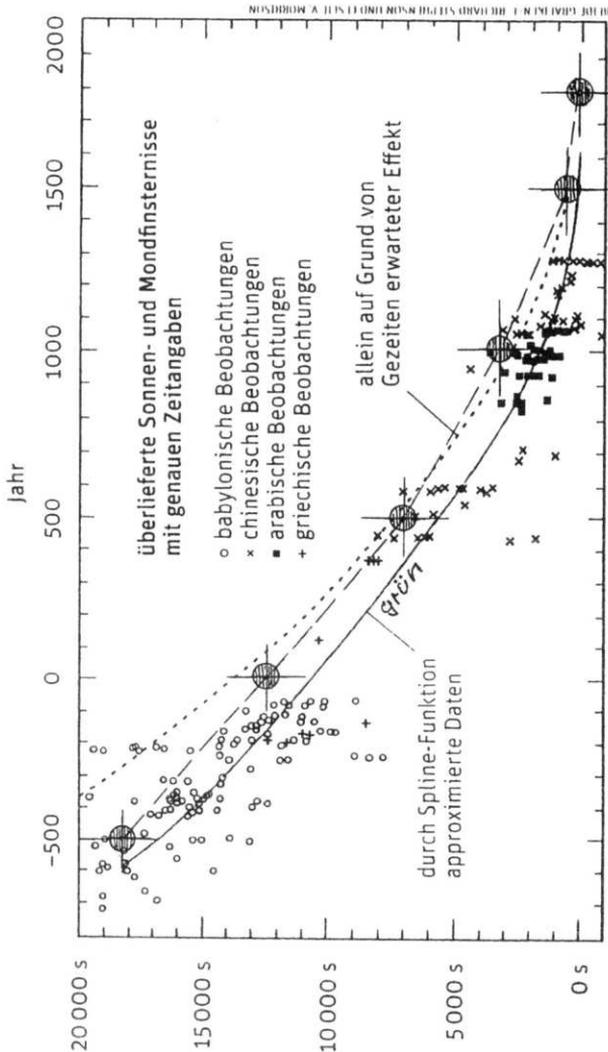
Werner Benecken

In seiner Abhandlung unter dem Titel *Warum die Tage länger werden* vom Oktober 2007 beschreibt F. Richard Stephenson, wie die Errechnung der Zeitverschiebung auf Grund historischer Berichte von Finsternissen zu geschehen hat:

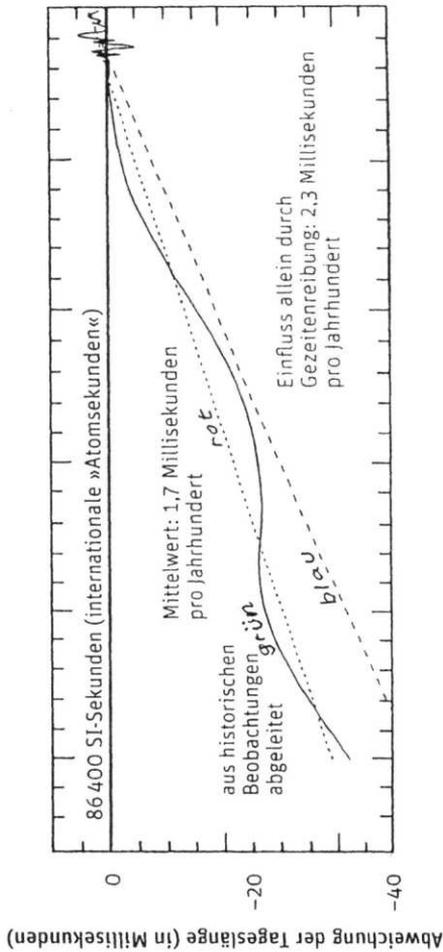
„Gehen wir einmal für die vergangenen 2700 Jahre von einer mittleren Zunahme der Tageslänge um zwei Millisekunden pro Jahrhundert aus. Selbst im Jahr 700 v. Chr. wären die Tage dann lediglich 54 Millisekunden kürzer gewesen als heute. Zeitpunkte ließen sich damals aber höchstens auf 10 bis 15 Minuten genau bestimmen. Seit 700 v. Chr. sind indes rund eine Millionen Tage vergangen, jeder davon im Mittel 27 Millisekunden (die Hälfte von 54 Millisekunden) kürzer als heutige Tage. In dieser Zeit hätte eine UT-Uhr gegenüber einer idealen TT-Uhr insgesamt sieben Stunden verloren“ [Stephenson, 38 f.].

Deshalb war meine Behauptung falsch, die von der Physikalisch-Technischen-Bundesanstalt in Braunschweig pro Jahr eingefügten „0,68 Sekunden pro Jahr ergeben in 2.500 Jahren eine knappe halbe Stunde“ [Benecken, 490]. Der Fehler lag darin, die Zeitdifferenzen linear aneinander zu reihen. Die von Stephenson richtig beschriebene Methode ist bildlich als der Flächeninhalt eines rechtwinkligen Dreiecks vorstellbar. Entsprechend war auch meine Feststellung sich widersprechender Rotationsverzögerungszeiten [ebd., 495 f.] nicht richtig. Somit ist die Annahme gegenstandslos, durch die Messungen der Erdrotation und die Einfügung von Schaltsekunden während der letzten Jahrzehnte einen Vergleichsmaßstab für die Ermittlungen Stephensons zu haben. Selbst über mehr als ein Jahrhundert gewonnene Daten hätten angesichts der Schwankungsbreite von ca. 8 Millisekunden bei dem von Stephenson angenommenen Mittelwert von 1,7 Millisekunden nur vorläufigen Charakter. Die Schwankungen der Tagesverlängerungszeiten sind in Abb. 2 oben rechts dargestellt.

Dennoch bleibe ich bei meiner Annahme, dass sich der Mond nicht von der Erde entfernt und dass sich die aus historischen Beobachtungen abgeleiteten Zeitverschiebungen – soweit sie zuverlässig sind – sowohl aus einer Verlangsamung der Erdrotation als auch einer Beschleunigung des Mondumlaufs unter Annäherung an die Erde zusammensetzen. Dieser Standpunkt lässt sich durch die jetzt vorliegende Veröffentlichung Stephensons erhärten.



„Die Erdrotation verlangsamt sich, sodass sich die Abweichung zwischen einer idealen und einer rotationsabhängigen Uhr verändert. Die grüne Kurve nähert die Daten an und berücksichtigt auch Informationen, die sich aus Finsternissen ohne genaue Zeitangaben ergeben. Die Bremswirkung allein durch die Gezeitenreibung (gestrichelte Kurve) wird durch gegenläufige Effekte offenbar abgemildert“ [Stephenson 44; Farbangabe eingetragen durch WB]



„Eindeutiger Trend: Die Tage werden länger. In einer Warmperiode in den Jahren von 900 bis 1300 geschah dies sogar besonders schnell. Die grüne Kurve ist aus historischen Daten abgeleitet, der Mittelwert (rote Linie) der Zunahme der Tageslänge liegt bei 1,7 Millisekunden pro Jahrhundert. Allein aus den Gezeitenwirkungen (blau) würden sich 2,3 Millisekunden pro Jahrhundert ergeben. Werte aus der Zeit nach 1600 verdanken wir hauptsächlich teleskopischen Beobachtungen von Sternbedeckungen durch den Mond. Die starken Schwankungen, die mit modernen Methoden in neuerer Zeit gemessen wurden, traten vermutlich auch früher auf, beweisen lässt sich dies allerdings nicht mehr.“ [Stephenson 44; Farbeinträge durch WB]

Da unsere Zeit eine Funktion der Erdumdrehung ist, und Stephenson für die Zeitverschiebungen die Finsternisse als Indikatoren benutzt, woran der Mond unverzichtbar beteiligt ist, muss er davon ausgehen, dass der Mond alle von ihm bedingten Verzögerungen der Erdrotation durch Entfernung von der Erde und geringer werdende Winkelgeschwindigkeit taktgleich mitvollzieht, obwohl die Kriterien der Bewegungsart wie auch der Masse sich radikal unterscheiden. Für das Abnehmen der Erdrotationsgeschwindigkeit nennt Stephenson [44] „eine mittlere Zunahme der Tageslänge seit 700 v. Chr. um 1,7 Millisekunden pro Jahrhundert“. Im Gegensatz dazu geht er davon aus, dass sich „der lunare Monat alle hundert Jahre um 38 Millisekunden“ [ebd., 37 f.] verlängert. Von Neumond zu Neumond vergehen 29,53 Tage. Wenn man, um den Vergleich mit der Erdrotation zu ermöglichen, die 38 Millisekunden durch die genannte Zahl der Tage teilt, erhält man tägliche 1,29 Millisekunden pro Jahrhundert. Dies ist knapp ein Viertel weniger als die täglichen 1,7 Millisekunden pro Jahrhundert für die Erdentschleunigung. Also kann es nach diesen Daten keine Harmonie bei den Veränderungen gegeben haben. Eine weitere Fragwürdigkeit ergibt sich aus folgendem:

„Gegenüber dem allein aus der Gezeitenwirkung erwarteten Wert 2,3 ergibt sich also eine Differenz von 0,6 Millisekunden pro Jahrhundert. Deren größter Teil geht vermutlich auf den noch immer voranschreitenden Anstieg der Landmassen zurück, die in der letzten Eiszeit vergletschert waren. Dadurch verringert sich die Abplattung der Erdkugel und damit ihr Trägheitsmoment. Dieser Effekt wirkt der Rotationsverlangsamung entgegen. Satellitenmessungen haben ihn zu etwa 0,5 Millisekunden pro Jahrhundert und damit in guter Übereinstimmung zu den Ergebnissen der historischen Untersuchungen bestimmt“ [ebd., 44 f.].

Die Erwärmung des Globus hat also wegen Verringerung des Trägheitsmoments auch eine Abschwächung der Rotationsverringering zur Folge. Sie soll aber auch, wie sich aus dem folgendem Zitat ergibt, genau das Gegenteil bewirken.

„Berechnet man die erste Ableitung der Spline-Funktionen, liefern die Daten noch weitere interessante Ergebnisse. So scheint die Tageslänge mitunter mehrere Jahrhunderte lang unverändert geblieben zu sein, während sie zu anderen Zeiten doppelt so schnell wie im Mittel anstieg. Für die Jahre von 900 bis 1300 n. Chr., aus denen viele gute Daten vorliegen, lässt sich ein solch besonders schneller Anstieg der Tageslänge dokumentieren. Und tatsächlich legen auch Aufzeichnungen jener Zeit eine Periode globaler Erwärmung nahe. Während das schmelzende Polareis auf Grund seiner Nähe zur Rotationsachse der Erde ohne Einfluss blieb, stieg der Meeresspiegel weltweit, und somit entfernten sich die Wassermassen von der Achse – die Rotation wurde dadurch noch stärker verlangsamt als

ohnehin durch die Gezeiten. Dies genauer zu quantifizieren, wäre allerdings tatsächlich eine schwierige Aufgabe“ [ebd., 45].

Soll von 900 bis 1300 das schmelzende Polareis die Abplattung der Erdkugel nicht verringert haben? Oder hätte im vorhergehenden Zitat der Rückgang der Vergletscherung keinen Anstieg des Meeresspiegels zur Folge gehabt?

Aber die laut Stephenson mehrere Jahrhunderte unverändert gebliebene Tageslänge ist auch aus anderen Gründen zweifelhaft, denn die gleich bleibende Erdrotation ist kein Nullsummenspiel. Es müssten auch hier erhebliche Energiemengen aufgebracht werden, um die Reibung der Gezeiten zu überwinden, und da ja nach Robert Mayers Vorstellung nicht genau in der Phase mitkommende Gezeitenberge die Drehmomentübertragung auf den Mond bewirken sollen [Benecken, 496], müsste also – wenn auch entgegen meiner Ansicht – noch eine weitere Kraft aufgewendet werden, um dem Mond eine entferntere Umlaufbahn zu geben. Demnach hätte sich über die Jahrhunderte doch etwas geändert – nämlich die Winkelgeschwindigkeit unseres Trabanten, und die gleiche Tageslänge wäre nur vorgetäuscht.

Nach meiner Sicht der Dinge wäre die Ursache der weniger schnell als vorangegangen in eine höhere Winkelgeschwindigkeit sich auf die engere Umlaufbahn begebende Mond. Die Erde rotiert in gleicher Richtung wie der Mond, der sie umläuft. So lässt sich eine Eklipse als der Augenblick definieren, im dem der Beobachtungspunkt auf der Erde den Mond in der Visierlinie der Sonne in zutreffender Bahnlage überholt. Sei es, dass die Erde den Schatten auf den Mond wirft, oder ihn von diesem empfängt.

Der weniger – als aus vorgegebenen Daten heraus erwartet – beschleunigte Mond ließe den Abstand der sich periodisch wiederholenden Überholvorgänge kleiner werden. Trotz der langsamer gewordenen Erdrotation bleiben die Abstände der Finsternisse dennoch konstant. Also ist die Tageslänge nicht unverändert geblieben. Aber es ist nicht möglich, allein diesen Effekt über Jahrhunderte hinweg als Ursache anzunehmen. Hans-Erdmann Korth [2006, 169 f.] vermutet unter Berufung auf Heribert Illigs Phantomzeitthese, dass hier Zeiten dargestellt wurden, die es gar nicht gegeben hat. Er geht von falschen Datierungen aus, die Stephenson in seinen Ermittlungen übernommen hat und verlegt Finsternisse um den Abstand ihrer periodischen Erscheinungen von 54 Jahren und 34 Tagen in die Zukunft, weil die Zeitdifferenz dann „auf der Ausgleichsparabel“ liegt.

Hier ist anzumerken, dass Stephensons Ermittlungen keine exakte Parabel als Ergebnis haben. Er zeigt in Abb. 1 „durch Spline-Funktion approximierten Daten“, die hiervon abweichen. Sechs der genauen Werte, die sich auf Grund der von ihm als „mittlere Zunahme der Tageslänge seit 700 v. Chr. um 1,7 Millisekunden pro Jahrhundert“ [Stephenson, 44] gebildet hätten, habe ich als ausschraffierte Kreise dargestellt. Korth meint aber offensichtlich, dass er

durch seine Korrekturen der Kurve Stephensons eine größere Ähnlichkeit mit einer exakten Parabel geben und nicht diese erreichen wollte.

Die Verlegung der Eklipsen erfolgt von +434, 437 und 454 auf +488, 491 und 508. Der zeitliche Abstand zur Phantomzeit ist nicht unerheblich, und es fehlen hieran noch knapp 250 Jahre. Es besteht also noch Klärungsbedarf. Jan Beaufort berichtet von einer Diskussion über das erfundene Mittelalter,

„in der sie schließlich ins Hintertreffen [gerieten]. Eine entscheidende Rolle spielte dabei die Sonnenfinsternis vom 15. April -135, auf die schon Velikovsky keine Antwort wusste“ [Beaufort, 48].

Die Frage ist, ob die Beweiskraft dieses Datums erschüttert werden kann, wenn glaubhaft wird, dass das Erscheinen der Finsternisse nicht allein von der Erdrotation, die ja allen Kalendern das Maß gibt, abhängt, weil der Energieverlust der Mondbahn sich einer taktgleichen Harmonisierung mit der Erdrotation entzieht. Vielleicht könnten wegen der Differenzen versehentlich ganze Perioden doppelt gezählt worden sein, ähnlich wie Korth an anderer Stelle vermutet.

Den Ausführungen von Reinhard und Illig entnehme ich, dass es die Laserdistanzmessungen doch gegeben hat. Jedoch ist das Fazit der Autoren so, dass man nicht an eine auf Bruchteile von Zentimetern genau ermittelte jährliche Abdrift des Mondes glauben kann, obwohl sie sogar darauf verzichtet haben, auf Störungen hinzuweisen, die von außerhalb auf das Erde-Mond-System einwirken. Also weigere ich mich immer noch, dem von Stephenson angenommenen harmonischen Verhalten von Erdrotation und Mondumlauf zuzustimmen. Bei den Terminierungen der Eklipsen sind zwei Variable zu beachten, wie gering diese Verzögerungen auf Dauer auch immer sein mögen.

Nachtrag

Der vorstehende Text war leider erst nach Redaktionsschluss des vorhergehenden Heftes beim Verlag eingegangen. Da ich inzwischen den Leserbrief von H.-E. Korth lesen konnte, sind noch einige Sätze notwendig.

Wie oben schon dargelegt, hat Korth weitgehend Recht, auch hinsichtlich der Verwechslung von Durchmesser und Radius. Aber auch der Naturwissenschaftler Korth ist nicht ganz sattelfest. So nimmt er fehlerhafterweise an, in meiner Abb. 4 sei bezogen auf die Bewegung des Mondes der Flutberg falsch dargestellt worden, mit der Bemerkung: „Allerdings läuft bei ihm der ‘Flutberg’ dem Mond hinterher und nicht voraus.“ Vielleicht ist für ihn so leichter vorstellbar, dass von der Erdrotation Energie entnommen werden kann, um den Mond auf eine entferntere Umlaufbahn zu befördern. Ich möchte nicht ausschließen, dass unbewusst magische, aus der Antike überkommene Vorstellungen von Sphärenharmonie eine Rolle spielen, wenn angenommen wird, dass Erde und Mond sich taktgleich harmonisch so verhalten, dass nur von

einer Veränderlichen bei den Finsternissen auszugehen ist. Wenn Korth jetzt Dutzende kennt, soll das wohl ein Witz sein.

Dass ich keine „Referenzen zur Stützung meiner Überlegungen“ angeben hätte, ist nicht ganz richtig. So habe ich angeführt, dass Peter Brosche [497] mangelndes Verständnis hinsichtlich des Drehimpulstransfers von der Erde zum Mond einräumt und darauf hinweist, dass es Theorien gibt, die keine Drehmomentübertragung annehmen. Tatsächlich ist das nicht viel, denn die Fiktion vom sich immer mehr entfernenden Mond wuchert allerorten. Wäre es anders, hätte ich den Artikel nicht geschrieben.

Literatur

- Beaufort, Jan (2007): Unterwegs. Für Heribert, aber auch für Günther; in *Zeitensprünge. Heribert Illig zum 60. Geburtstag*: Oerlinghausen
- Benecken, Werner (2007): Die zwei Variablen bei einer Eklipse. Der Mond und die falschen Terminierungen der Finsternis; in *Zeitensprünge* 19 (2) 489-501
- Korth, Hans-Erdmann (2006): Zur Chronologie des Abendlandes. Was belegen nachmessbare Zeitangaben ? in *Zeitensprünge* 18 (1) 164-184
- Reinhard, Tom / Illig, Heribert (2007): Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme; in *Zeitensprünge* 19 (3) 767-779
- Stephenson, F. Richard (2007): Warum die Tage länger werden; in *Spektrum der Wissenschaft* (10) 36-45

Dipl.-Ing. Werner Benecken, 38302 Wolfenbüttel, Behringstr. 46 B

[Der Herausgeber hat Werner Benecken als Kritisiertem das Recht eingeräumt, auf die Replik im letzten Heft zu antworten, fürchtet aber, dass es auch mit Korrektur und Nachtrag nicht sein Bewenden haben wird, denn eine Beschleunigung des Mondumlaufs bedingt eine größere Entfernung zwischen Erde und Mond (vgl. S. 247).]

Dieses und jenes

Chaos im entstehenden Sonnensystem: Merkur mit seinem zu großen Eisenkern könnte der Rest aus einer Kollision sein, unser Mond entstand wohl aus einem Zusammenstoß von Proto-Erde mit einem marsgroßen Asteroiden. Und **Uranus** und **Neptun** könnten ihre ursprünglichen Bahnen getauscht haben. Erschlossen wurde dies über entstehende **Resonanzeffekte**: Jupiter umkreiste die Sonne in der halben Zeit wie der Saturn, was die Bahnen der äußeren Planeten nachhaltig störte, so nach Alessandro Morbidelli und Steve Desch.

Hahn, Hermann-Michael (2007): Uranus und Neptun haben ihre Bahnen vertauscht. Jüngste Rechnungen bestätigen das Nizza-Modell; in *FAZ*, vom 19. 12.



Babylon war nicht genug. Mittlerweile legt die US-Armee auf dem Gelände der Stadt **Ur** Militärstützpunkte an, mit Gräben, Schutzwällen und LKW-Pisten über unausgegrabenem Gelände; für den Militärflughafen Tallil wurde ein ganzes Viertel im Südost-Teil der alten Stadt abgebaggert. So bestätigt sich leider der fünf Jahre alte *Zeitensprünge*-Artikel, der sich auf Babylon bezogen hat:

Franz, Ulrich (2003): „Die Plünderungen der irakischen Museen und Grabungsstätten sind kein ‘Versagen’, sondern Absicht der Alliierten. Über die Vernichtung unseres kulturellen Gedächtnisses durch Raubgrabungen, Kunstraub und Kunsthandel“; in *Zeitensprünge* 15 (2) 303-336

„Der zweite Untergang von Ur. Irakischer Minister: US-Militär zerstört antike Stätten“; in *SZ*, vom 22. 2. 2008



Hans Peter Duerr verfolgt weiterhin seine These von den mykenischen Beziehungen zur Nordsee [vgl. *ZS* 1/2006: **Runholt**. *Nordfriesisches Mykene*] und bekam dafür jetzt einen vierseitigen Bericht im *Focus*, der auch auf den kretischen Hafen Kommos verweist. Für den Archäologen Hartmut Matthäus liegt es auf der Hand, dass Mykene Interesse an den Zinnvorkommen in Cornwall hatte. Aber haben die damaligen Handlungsreisenden ihre zerlegten Schiffe vom Mittelmeer durch Südfrankreich bis zum Atlantik gekarrt?

Siefer, Werner (2008): Kretas Hochkultur im Watt; in *Focus* (12) 118-121



Einmal mehr ist **Ultima Thule** entdeckt worden, aber diesmal systematisch. Forscher der TU Berlin, darunter Dieter Lelgemann, untersuchten die Weltbeschreibung des Ptolemäus und seine Ortsangaben und konnten nachweisen, wie beim Zusammenfügen von Regionalkarten Verschiebungen auftraten und

unterschiedliche Längenmaße zu Verzerrungen führten. Als das vom Seefahrer Pytheas gesichtete Thule gilt jetzt die Insel Smøla vor Trondheim.

Bojanowski, Axel (2007): Die neue Vermessung der alten Welt; in *SZ*, vom 5. 10.



Rätselhaft bleibt der *Artemidor-Papyrus*: Eine zweieinhalb Meter lange Rolle mit Tierzeichnungen, Statuenköpfen, anatomischen Skizzen, einer angefangenen Landkarte von Spanien und einer Passage aus der Weltbeschreibung des Artemidor (-1. Jh.). Während C14 das Material ins +1. Jh. verweist, will Luciano Canfora den Nachweis geführt haben, dass es sich um eine Fälschung von Constantin Simonides und damit aus dem 19. Jh. handele. Insofern weiß bislang niemand, ob die aus Turin stammenden 2,75 Mio. € gut angelegt sind.

Klüver, Henning (2008): Wenn Altertumsforscher zu Detektiven werden. Der Streit um den Artemidor-Papyrus hat auch Auswirkungen auf eine Ausstellung und ein Symposium in Berlin; in *SZ*, vom 11. 3.



„Einer der ältesten, wenn nicht der älteste Baum der Schweiz, vielleicht sogar des ganzen Alpenraums, oder sogar der älteste Baum von ganz Deutschland, der Welt und des Universums steht in Obergesteln im Wallis.“ Die *taz* wurde ironisch, weil die rund 1.500-jährige Lärche mit einem Umfang von 7,4 m bis zu einer Höhe von 20 m hohl ist. Insofern wurde von einer Kernbohrung abgesehen und das Alter durch „Vergleiche und Indizien“ ermittelt, wie die Bildungswerkstatt Bergwald und Wallis Tourismus mitteilten. **Dendrochronologie** vom Feinsten.

„1500 Jahre alte Lärche im Wallis entdeckt“; in *SZ*, vom 20. 9. 2007

„Ältester Baum der Alpen. Alter schützt vor Hohlzeit nicht: Lärchensenioren innen leer“; *taz* Berlin, vom 20. 9. 2007



Die Karolinger spotten jeder Logik. Dazu ein Zitat [aus Ludwig Pauli: Wege und Reisen über die Alpen von der Urzeit bis ins frühe Mittelalter; in Uta Lindgren (1986): *Alpenübergänge von Bayern nach Italien 1500 - 1850*; München, 11-36, hier S. 18]:

„Neben diesen alten Straßen über die Zentralalpen scheint nun noch eine andere wichtig geworden zu sein, die bis dahin für den überregionalen Verkehr keine Rolle spielte: der außerordentlich bequeme Weg von der neuen Kaiserresidenz Mailand **über den Maloja ins Engadin** und dann immer den Inn entlang nach Nordosten bis an die Donau in Passau. Diese Route taucht weder auf der *Tabula Peutingeriana* (Abb. 5, 6) noch in den alten Reisehandbüchern (*Itinerarium Antonini*) auf, und doch muß es eine Fahrstraße durch das Engadin gegeben haben. Der Beweis dafür stammt

aus dem Frühmittelalter. Das Material für die zahlreichen karolingischen Marmorskulpturen in den Kirchen Churs stammt aus dem Vintschgau, der wegen seiner alten Zugehörigkeit zu Rätien nach wie vor zur Diözese und zum Herrschaftsbereich von Chur, der Hauptstadt von Raetia Prima gehörte. Schriftlich bestätigt wird das schon 730/740 durch den stolzen Hinweis auf der über 200 kg schweren Grabplatte des Praeses Victor aus dem herrschenden Geschlecht in Churrätien, daß er diese aus dem Vintschgau habe herbeischaffen lassen. Das war nur möglich auf einer Strecke mit großen Umwegen, aber eben durch vorhandene Fahrstraßen: Vintschgau - Reschen - Engadin - Julier - Chur.“

Es geht also nicht um den Maloja-Pass, sondern um seine 'Fortsetzung' durchs Inntal. Aber Karl d. Gr. hat doch extra das Kloster Müstair unterhalb des Ofenpasses gegründet (und ist in der Kirche überlebensgroß verewigt)! Die Strecke Vintschgau - Ofen - Albula - Chur erspart das ganze Unterengadin, mit der Alternative Flüela auch die Strecke durch das Oberengadin.



Die **Schlacht bei Pressburg, 907**, war Thema einer Ausstellung in Hainburg. Damals wurde der bayerische Adel fast restlos vernichtet; aus unserer Sicht das gleiche Resultat wie durch eine Schlacht von 610 zwischen Baiern und Alpenslawen. Leider zeigte man wenig für oder gegen die Phantomzeitthese.

Zehetmayer, Roman (2007): *Schicksalsjahr 907. Die Schlacht bei Pressburg und das frühmittelalterliche Niederösterreich* (Katalog zur Ausstellung des Niederösterreichischen Landesarchivs); St. Pölten



Versicherungsgesellschaften wollen die Wahrscheinlichkeit für Erdbeben ergründen. Deshalb beschäftigen sie sich auch mit früheren Berichten. Im Falle des Rheintals wurde festgestellt, dass Basels „schreckliches“ Erdbeben vom 12. 5. 1021 gar nicht stattgefunden hat. Denn der Neubau - er hätte die durch das Beben angeblich zerstörte Kathedrale ersetzt - ist bereits 1019 eingeweiht worden. **Basels Erdbeben von 1356** hat sich dagegen bestätigen lassen; es wird jetzt mit Stärke 6,5 eingeschätzt. Ob das für den „Letzten Großen Ruck“ ausreicht, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden, zumal Basel bis 1736 alle 50 bis 100 Jahre von schweren Beben erschüttert worden ist. Deshalb sieht die Assekuranz auch heute Basel von Beben bedroht.

Bojanowski, Axel (2008): Die Phantom-Katastrophe. Viele historische Erdbeben hat es nie gegeben, deshalb sind Risikoprognozen oft falsch; in *SZ*, vom 4. 3.



„Ein grüner Lichtstrahl im **Straßburger Münster** wird bei Sonnenschein den Frühlingsanfang an diesem Donnerstag [20.3., da Schaltjahr; HI] ankündigen.

Ab 11.38 wandert ein Sonnenstrahl durch ein grün gefärbtes Mosaikfenster. Der Strahl beschreibt im Kirchenschiff einen Halbkreis. Dieses Phänomen ist sieben Tage lang je am Frühlings- und Herbstanfang 20 Minuten lang zu beobachten. 1972 entdeckte ein Straßburger Ingenieur den Lichtkreis und vermutete, mittelalterliche Bauherren hätten die Symbolik als ‚Jahreszeiten-Uhr‘ beabsichtigt. Kircheninstanzen sprechen dagegen von Zufall.“

ARD Teletextmeldung am 19.3., aufgespürt von Peter Hahn



Wer glaubt, man könne nur in Straßenplänen mittelalterlicher Städte *Lebewesen* wie Spatz oder Esel finden, wurde durch einen Wettbewerb eines Besessenen belehrt. Auf der *Karte* des Münchner S-Bahn-Netzes fanden sich Krake, Spinne, Dinosaurier, Elefant und auch Snoopy.

„Sie sind unter uns. Ergebnis des jetzt.muenchen-Aufrufs: Leserinnen und Leser entdecken neue Tier im Münchner Schnellbahn-Netz“; in SZ, vom 9. 10. 2007



Eisbohrkernwahrheit: 1258 muss nach den Spuren im Grönlandeis ein gewaltiger Vulkanausbruch mit massiven Folgen für das Erdklima erfolgt sein. Die Chroniken lassen aber zumindest für Europa keine derartige Klimakatastrophe erkennen. Auch der Vulkan ist nicht auffindbar; der ins Visier geratene mexikanische El Chichón fiel den damaligen Anwohnern nicht auf. Vielleicht sollten die Glaziologen ihre Bohrkerne vorsichtiger datieren.

Bojanowski, Axel (2007): Der große Unbekannte; in SZ, vom 27. 9.



Eine umstrittene Spekulation von G. Menzies: *Christoph Kolumbus* hatte über seinen Bruder Bartholomäus Zugriff auf eine venezianische Karte, die seit 1428 im Besitz des portugiesischen Königs war. Sie zeigte u.a. die Südspitze Afrikas und die Magellanstraße. Dieses scheinbar antizipative Wissen dürfte von chinesischen Weltumseglungen aus der Zeit von 1421/23 stammen und öffnete Kolumbus die Türen am spanischen Hof. Nur ein solches Wissen könnte *Waldseemüllers Karte* von 1507 wirklich erklären (s. S. 230).

Menzies, Gavin (2003): *1421. Als China die Welt entdeckte*; München



Und er bewegt sich doch: Der Vatikan bereitet in seinen Gärten das Aufstellen einer lebensgroßen Statue von Galileo Galilei vor; 2009 im UN-Jahr der Astronomie, 400 Jahre nach Erfindung des Teleskops, wird es soweit sein. Eine weitere Rehabilitation seit 1992 (vgl. auch S. 240).

Vatikan ehrt Galilei; in taz, vom 10. 3. 2008



Richard Stephenson hat neuerlich seine Studie zur Verlängerung des irdischen Tages – ermittelt über antike und mittelalterliche Sonnenfinsternisse vorgelegt. Am 22. 3. wurde sie sogar Thema im *Streiflicht* der *Süddeutschen Zeitung*. Auf seine Argumentation wird zurückzukommen sein.



In der Nacht vom 8. zum 9. **März** war es wieder einmal fast so weit: *Glück gehabt! Tödlicher Asteroid verfehlt nur knapp die Erde* [taz 12.3.08]. Sein Abstand: Weniger als die halbe Mondstanz. Das vermeldete die Astronomische Gesellschaft Winterthur. Beobachtet wurde der Bolide erstmals am 7. 3. Was ist der Tanz auf einem Vulkan gegen die Vorwarnzeit von 1 Tag?



Franz Löhner treibt die Bauforschung an der *Cheopspyramide* weiter voran. Auf seiner Internetseite www.cheops-pyramide.ch gibt es zahllose Verbesserungen seiner Baumethode mit Hilfe von Umlenk- respektive Seilrolle, dazu auch die Beantwortung kritischer Fragen aus dem Internet. Teresa Zuberbühler hat ihn dabei mit vielen aussagekräftigen Grafiken unterstützt. Unter seilrolle@web.de kann der Autor kontaktiert werden.



Andreas Birken bietet auf seiner Website den *Atlas der islamischen Welt* an, der 2007 erschienen ist. Als Download 20,- €, mit Postversand 30,- €. Bestellungen über <http://www.a-birken.de>



Neu im Mantis Verlag:

Dietmar Franz: Rätzel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Paperback, 12,90 €, für Abonnenten nur 11,50 €

Da ist Potsdam schon 1.011 Jahre alt – und erst jetzt kommt ein ‘Spielverderber’, der das 1000-Jahres-Jubiläum freilich nicht mehr stören kann, und zeigt, wie hohl der Boden ist, auf dem jene Feier stattgefunden hat. D. Franz begnügt sich nicht mit dem akribischen Widerlegen der frühesten Urkundennennung, der erst 324 Jahre später die nächste gefolgt wäre, sondern beschäftigt sich allgemein mit dem Entstehen von Diplomatik und Paläographie, natürlich mit den Potsdamer Spezifika und mit allen Argumenten der ‘Lord-siegelbewahrer’ jener Urkunde Ottos III., Prof. Dr. Helmut Assing und Dr. Lutz Partenheimer.



Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Franz, Dietmar (2008): Rätsel um Potsdams Ersterwähnung. Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €

Heinsohn, Gunnar (2007): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 18,50 €

Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden; 24,90 €, für Abo. 22,- €

Heinsohn, Gunnar (2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Illig, Heribert (2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (2003): Wann lebten die Pharaonen? 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,-

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar (1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-

Illig, Heribert (1996): Hat Karl der Große je gelebt? 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 20, Heft 1, April 2008

- 3 Editorial
- 4 Heribert Illig: Monkodonja – ein istrisches Mykene.
- 17 Martin Kerner: Das lunare Kalender-Observatorium in Wangs
- 32 M. Kerner: Die Olympiade und der Venuskalender
- 39 hi: Olympia, Venus und Epagomenen
- 46 hi: Troia in Kilikien? Zur Homer-Version von R. Schrott
- 56 hi: Zweite Skythen-Ausstellung in München
- 66 Klaus Weissgerber: Die „libyschen“ Pharaonen (I). Kleinfürsten zwischen der 18. und 19. Dynastie (Aegyptiaca XI)
- 96 K. Weissgerber: Die „libyschen“ Pharaonen (II). Von der 23. zur 26. Dynastie (Aegyptiaca XII)
- 104 Volker Friedrich: Die Geographie der Dietrichepik. Das Moselgebiet und Dietrich von Bern in der *Thidrekssaga*
- 134 Marianne Koch: Prüfstein Rechtsgeschichte. Justinianische Spurenlese
- 146 Gerhard Roese: Staurothek Fieschi-Morgan. Byzantinisches Reliquiar erzwingt Phantomzeit
- 157 Franz Siepe: Vom Paradies ein heller Schein aus Elfenbein. Katalogrezension und Ausstellungsbesprechung
- 163 Renate Laszlo: In England gehen die Uhren anders (2)
- 193 hi: Standortbestimmung für die Chronologiekritik
- 206 Gunnar Heinsohn: Padua ohne 297 Jahre zwischen 602 und 899
- 210 hi: Köln im Frühdatierungsfieber. Wie oft wird Sven Schütte noch zum Auslöser?
- 218 H. Illig · Peter Mikolasch: Von der unergründlichen Wahrheit. Amerika und Amerigo Vespucci
- 237 hi: Giorgione als Ausnahme-Astronom. Franz Keim entdeckt den Entdecker der Jupitermonde
- 241 Werner Frank: Die Korrektur des Mondjahres (*aequatio lunaris*) in der Gregorianischen Kalenderreform
- 247 Werner Benecken: Die zwei Variablen bei einer Eklipse. Korrektur und Nachtrag
- 254 Dieses und jenes
- 259 Verlagsmitteilungen

ISSN: 0947-7233